Schloß Stolpen.

Zweiter Theil.

Schloß Stolpen

oder

Erinnerungen aus dem Leben der Gräfin von Cossell.

Historischer Roman

von

Franz Lubojatzky.

Zweiter Theil.

Dresden,
Arnoldische Buchhandlung
(Verlags-Conto).
1853.

Kein Ereigniß war für den damaligen sächsischen Hof von größerer Wichtigkeit als der Wechsel eines Liebesverhältnisses von Seiten des Churfürst-Königs, denn man konnte mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß mit einem neuen Verhältnisse dieser Art auch eine neue Partei am Hofe aufkam, daß große Veränderungen dann an demselben vorgingen, je nachdem die neue erwählte Herzensdame es verstand, sich geltend zu machen.

Das Schmarotzergeschlecht der Hofschranzen beugte sich demüthig vor der Begünstigten und suchte, je nach dem Grade seines eigenen Leichtsinnes, sich möglichst in den Strahlen der neu aufgegangenen Sonne zu wärmen. Deshalb flog der Name der Gräfin von Hoymb, sobald es bekannt war — und dies geschah sehr schnell — daß der König von ihrer Schönheit so sehr überrascht worden sei, als er es den schönsten Frauen gegenüber nur jemals gewesen, von Mund zu

Mund, und die spekulativen Hofnaturen knüpften sogleich den ganzen reichen Vorrath ihrer Hoffnungen und Pläne an dies Ereigniß, um es für sich nach Umständen auszubeuten.

Die Augen dieser Erwartungsvollen waren jetzt besonders auf den Herrn von Vitzthum gerichtet, welcher diese Art Geschäfte für seinen königlichen Herrn stets zu besorgen, das heißt, dessen Wünsche hinsichtlich eines solchen neu zu schließenden Verhältnisses zur Ausführung zu bringen hatte. In der That konnte auch Niemand am ganzen churfürstlich-königlichen Hofe sich in so delikaten Angelegenheiten mit der Gewandtheit Vitzthum's messen.

Wider alles Erwarten sah man den geschäftigen Unterhändler bei diesem ihm jetzt übertragenen Geschäfte weniger heiter, als es bei ähnlichen Gelegenheiten der Fall zu sein pflegte, und es wurde bald ruchbar, daß Gräfin von Hoymb den Wünschen des Königs energischen Widerstand entgegensetze; aber eben so flüsterte man sich geheimnißvoll zu, daß Se. Majestät von nichts Anderem spreche und träume und keinen anderen Wunsch hege, als diese schöne Frau zu besitzen.

Wie sehr die Leidenschaft den König ergriffen hatte, ging daraus hervor, daß er dem Fürsten-Statthalter die durch die Wette an den Grafen von Hoymb

verlorenen 1000 Ducaten durch 10,000 Thaler ersetzte, da nichts ihm zu kostbar für das Vergnügen dünkte, eine solche weibliche Schönheit entdeckt zu haben. Während der Hof sich in größter Spannung befand, ob und wie sich diese dem König wichtiger als Alles erscheinende Angelegenheit hinsichtlich der Gräfin lösen werde, befand sich Graf von Hoymb, der Gemahl der bewunderten Schönheit, in keiner beneidenswerthen Lage.

Dieser Höfling stellte in seiner Person eine wahrhaft merkwürdige Erscheinung dar. Die Ruhe und Gleichgültigkeit seines Wesens war weniger das Ergebniß seines eigenen Selbst, als das der Erkenntniß, wie verachtungswürdig die Menschen waren, mit denen er Umgang haben mußte. Das lügenhafte Flittergold der Tugenden, mit welchen die Leute am Hofe prunkten, die Scheinheiligkeit, womit sie dem Ehrgeize und der Befriedigung ihrer Wünsche nachstrebten und dem Laster im Prachtgewande huldigten, die Niedrigkeit der Gesinnungen und die aus derselben entspringenden, obwohl vom Deckmantel der verbindlichsten Artigkeit und Freundschaft verhüllten Intriguen hatten ihm einen Ekel gegen die Gesellschaft eingeimpft, welcher eben jenen Schleier der Gleichgültigkeit, der Ruhe über sein ganzes Wesen warf; der Genuß der feilen

Freuden reizte ihn nicht mehr, er war von ihnen übersättigt, und nur das auserwählte Pikante vermochte einen Eindruck auf ihn zu machen. Graf Hoymb hätte nie geglaubt, daß er je so feurig und mit ganzer Seele empfinden könnte, als er wirklich im Besitze seiner schönen Gemahlin empfand. Ein neues Leben war ihm an ihrer Seite aufgegangen, er fühlte sich glücklich und genoß dies Glück in der stillen Abgelegenheit seines Rittergutes in vollen Zügen. Freilich war der Egoismus so stark verschwistert mit seinem Wesen, so tief eingewurzelt in seinem Herzen, daß er nicht im Entferntesten daran dachte, wie dies Glück nur einseitig von ihm empfunden, keineswegs von seiner schönen Gemahlin getheilt werde. Der starke Anhauch von Selbstliebe bei ihm ließ ihn übersehen, daß Anna von dem ihr gewordenen Loose, eine Gräfin zu sein und sich im Besitze von Reichthümern zu wissen, doch nicht so sehr erfreut sei, als er glaubte. Ihrem Stolz war wohl geschmeichelt, aber eine Last drückte diesen Stolz oft gar sehr darnieder, und dies war die tödtliche Langeweile, welche sie in der Einsamkeit des Rittersitzes Lichtenau fühlte. Sie hatte keine Freude in sich, und das, was ihr solche hätte geben können, mangelte ihr; sie liebte ihren Gemahl nicht, für sie war er nur das

Werkzeug ihrer Standeserhöhung gewesen, nicht der Gegenstand ihres Herzens. Sie sehnte sich nicht nach seinem Kommen, sie bedauerte nicht, wenn er ging, ihr Eheverhältniß zu ihm war durch nichts geheiligt, weder durch Liebe, noch durch Gewohnheit, sie war nur die Trägerin einer übernommenen Pflicht, welche von keiner weiteren Einwirkung auf ihr Herz war.

Graf von Hoymb verwünschte die Stunde, in welcher er, vom Geist des Weines erfüllt, das Geheimniß seines stillen Glückes den Höflingen preisgegeben hatte. Zwischen ihm und seiner Gemahlin waren einige Auftritte erfolgt, die ihn vollständig des Wahnes beraubten, sie fühle sich glücklich an seiner Seite. Im engsten Zusammenhange mit dieser so wenig erfreulichen Enttäuschung stand die Ueberzeugung, daß der König nichts unversucht lassen würde, Anna für sich zu gewinnen. Graf Hoymb wußte ebenso gut wie alle Welt, daß der König bereits die Ursache zweier Ehescheidungen gewesen und daß er Alles daran setzte, wenn es galt, seine Leidenschaft zu befriedigen. Und welche Verfolgung ihm bevorstand, wenn er der Neigung des Monarchen schroff entgegentrat, mußte ihm vor Augen schweben. Die erste Maßregel würde seine Entlassung aus dem Staatsdienste und eine ihm nahe gelegte Ent-

fernung vom Hofe gewesen sein. Er befand sich somit an einem Scheidewege, wo ihm die Wahl der einzuschlagenden Bahn sehr schwer wurde. Indeß war Graf Hoymb zu sehr mit den rastlos am Hofe spielenden Intriguen vertraut, um nicht selbst in dieser üblen Lage zu einer solchen seine Zuflucht nehmen zu sollen. Die Combinationen seines Calculs waren eines eingefleischten Höflings würdig, welcher jederzeit mit größter Genauigkeit das Für oder Wider abzuwägen und wenigstens einen Vortheil aus dem Schiffbruche seiner Pläne zu retten bestrebt ist.

Es gehörte das engherzigste, selbstsüchtigste Wesen dazu, um solch einen Plan nur zu fassen, ein Mann von Herz würde nie damit zu Stande gekommen sein. Um der Ungnade des Königs zu entgehen, ergriff er den Deckmantel der Großmuth gegen seine Gemahlin, er sagte ihr, daß er ihr gänzliche Freiheit bezüglich ihrer Handlungsweise gäbe. Wenn er sie bis jetzt von der Residenz entfernt gehalten, so habe sie dies blos als einen Beweis zu betrachten, wie sehr ihr sein Herz gehöre; er hätte sie als ein köstliches Kleinod angesehen, das er für die Blicke der profanen Welt verborgen halten zu müssen geglaubt habe. Er gestehe es gern, daß er sich des Besitzes ihrer Gegenliebe geschmeichelt habe, aber sie zu sehr liebe, um eine solche als

Pflicht von ihr zu verlangen, weshalb er jetzt sie in ihrem Willen und Thun nicht im Mindesten beschränken wolle. Er hoffe, daß sie ihm wenigstens ihre Freundschaft nicht entziehen werde, wie sie auch hinsichtlich ihrer Zukunft entscheiden möge. Er könne ihr, wenn auch mit schwerem Herzen, um ihrem Glücke nicht hinderlich zu sein, entsagen; aber er würde sich unglücklich fühlen, wollte sie ihm auch ihre Achtung entziehen. Diese beanspruche er als eine Entschädigung für die Größe des Verlustes, dem er entgegensähe.

Von dieser Stunde an sah sich Gräfin von Hoymb frei, sie verließ den Lichtenauer Rittersitz und zog in die Stadt. Es bestand von nun an keine Feindseligkeit zwischen ihr und ihrem Gemahle, er hatte sich den Schein des Edelmuthes gerettet und dadurch die Aussicht gewonnen, wenn sie des Königs Neigung nachgäbe, durch sie, seine Freundin, ein Mann vom größten Einflusse zu werden. Dies war ein Vortheil, der schwer in der Waagschale wog. Während er so offen sich als ein edler Mann zeigte, der auch dem größten Glücke entsagt, um einen schlagenden Beweis seiner aufrichtigen Herzensneigung an den Tag zu legen, suchte er im Stillen Gegenmittel zu finden, welche von Einwirkung auf seine Gemahlin sein könnten. Es war ihm nicht unbekannt geblieben, daß die

Werbungen des Königs um ihren Besitz, denen er kein Hinderniß in den Weg zu legen wagte, vergeblich zu sein schienen. In den Abendstunden hatte sich der Monarch einige Male in Verkleidung bei der Gräfin eingefunden. Von welcher Art der Widerstand war, den ihm diese entgensetzte, wußte er nicht, es blieb für jetzt ein Geheimniß; aber daß ein solcher Widerstand wirklich stattfand, wußte er aus dem Munde Vitzthum's, des Liebesboten seines Herrn, welcher sich täglich mit mündlichen Aufträgen oder auch zärtlichen Billets bei der Gräfin einstellte.

Vitzthum war bei Angelegenheiten solcher Art sehr schweigsam, doch ein unbedachter Augenblick, in welchem er seinen Unmuth über die Vergeblichkeit der Wünsche seines Herrn nicht zurückhielt, entschleierte dem Grafen Hoymb den Hauptpunkt des Widerstandes der Gräfin.

„Es ist unerhört, welche Ansprüche Ihre Gemahlin macht, Graf!" rief er. „Denken Sie sich, sie will Königin werden! Ich habe Alles versucht, ihr diesen Gedanken auszureden, er ist unerfüllbar — umsonst, sie hält energisch diese Grille fest, Se. Majestät ist trostlos, an diesem Verlangen seine Wünsche scheitern zu sehen. Noch gestern Abend redete er mit ihr; er bot ihr andere Vortheile dafür, Vortheile, die er Kei-

ner bis jetzt nur im Entferntesten gestattet hätte, sie aber blieb unerschütterlich. Wissen Sie, was sie zu ihm sagte? „Majestät, ich halte mich zu hoch, als daß ich die Zahl der Maitressen vermehren sollte, welche nur Geschöpfe des Augenblicks Ihrer Gunst sind. Vor mir selbst müßte ich erröthen, wollte ich meinen eigenen Werth verkennen, ich bin nie eine Freundin der Halbheit gewesen. Ist es unmöglich, mein Verlangen zu erfüllen, so stehen Ew. Majestät von den Versuchen ab, mich die Ihre zu nennen."

„Und Se. Majestät?" fragte Hoymb gespannt.

„Nun, Se. Majestät sind in dem Netze ihres Zaubers dermaßen gefangen, daß Hochdieselben mir gestanden, der Schlummer bleibe Ihnen fern, Ihre Gedanken wären nur auf sie gerichtet, Sie müßten zu dem Besitze dieses schönen Weibes gelangen, und sollten Sie das größte Opfer bringen."

„Aber wie? Scheidung von seiner durchlauchtigsten Gemahlin vielleicht?"

„Wäre nicht so Vieles, was diesen Schritt unmöglich machte, Se. Majestät würden keinen Anstand nehmen, ihn in Ausführung zu bringen. Auch die Lubomirska ist untröstlich über diese Gesinnungsänderung Sr. Majestät, aber sie ist klug genug, um sich nicht dem Gespötte auszusetzen; in wenig Tagen ver-

läßt sie also Sachsen, um zu ihrem Oheim, dem Cardinal-Primas, nach Polen zurückzukehren. In der That hat Se. Majestät eine üble Situation ihr gegenüber; die Politik verlangt ein Vermeiden jedweden die Lubomirska verletzenden Eclats, die Polen würden sich in ihrer Person beleidigt fühlen, und diese Rücksichtsnahme erfordert die größte Vorsicht."

Vitzthum hatte bereits zu viel gesagt, um gegen den Grafen, den er bei dieser Sache so ruhig, fast theilnahmlos sah, noch ein Schweigen beobachten zu wollen, und Graf Hoymb war ein zu gewandter Staatsmann, um den einmal sprudelnden Quell der Offenherzigkeit dieses Gelegenheitsmachers irgendwie in's Stocken kommen zu lassen. Mit der Miene der Aufrichtigkeit sagte er ihm, daß Niemand seiner Gemahlin die Erreichung des höchsten Glückes mehr und herzlicher wünschen könne, als gerade er, und daß er nichts scheuen würde, um des Königs Wünsche zu unterstützen, denn die Erreichung der königlichen Huld bliebe jederzeit die Hauptaufgabe seines Lebens.

In jener Zeit gehörten Reden und Handlungen dieser Art durchaus nicht zu den ungewöhnlichen, die Umgangsweise unter den höheren Klassen hatte merkwürdige Beispiele in dieser Beziehung geliefert, und so nahm auch Vitzthum diese Reden des Grafen als den

offenherzigen Meinungserguß eines aufgeklärten Weltmannes an, welcher bei der Gelegenheit sein Glück zu machen gedenkt. Vitzthum hatte im Punkte der Nachgiebigkeit der Ehemänner bereits Proben erlebt, die vollkommen hinreichend waren, auch von Hoymb anzunehmen, daß er zu den „Gescheiten“ gehöre.

Die Trennung der Gräfin Hieserle von Chodau (Esterle) von ihrem Gemahle war unter so beispiellosen und den Charakter des Letzteren der Welt in einem eben nicht sehr günstigen Lichte darstellenden Umständen erfolgt, daß in der That ein Höfling wie Vitzthum zu einem seiner eigenen Gesinnung entsprechenden Urtheile über die Feilheit männlicher Denkungsweise sehr leicht gelangen konnte. Die Trennung des polnischen Fürsten Lubomirski von seiner Gemahlin bot zwar nicht jene skandalöse Scenen, aber sie war doch immerhin ein Beweis, wie fügsam sich selbst die kräftigsten Männer den Leidenschaften der Gewaltigen zeigten. Mithin fühlte sich Vitzthum dem Grafen gegenüber ganz in seinem Gleise und versicherte diesen der besonderen königlichen Gunst, wenn er bei seiner Gemahlin darauf hinzuwirken versuchen wolle, daß diese sich den Wünschen Sr. Majestät nachgiebiger zeige. Diese von Hoymb scheinbar unterhaltene Verständigung mit den Gesinnungen Vitzthum's machte

den Letzteren so sehr vertraulich, daß er darauf zu sprechen kam, wer die eigentlichen Urheber des jetzt gestörten Eheglückes des Grafen seien. Mit Erstaunen hörte dieser, daß der Groß-Kanzler von Beichlingen und der Geheimrath von Patkul diese Mine angelegt; aber gewöhnt durch lange Jahre, sich und seine Züge zu beherrschen, verrieth Hoymb nichts von dem großen und gerechten Zorne, der plötzlich in seinem Herzen wie ein durch Sturm aufgerüttelter Brand aufloderte; im Gegentheile er lächelte.

„Ich hätte nicht geglaubt, daß diese Schelme um den Hausstand eines Anderen so angelegentlich Sorge tragen," sagte er, „aber wer kann ihnen zürnen? Sie spielen immer schlau und haben uns stets in der Hand."

Als Hoymb sich allein sah, überließ er sich dem Ausbruche des Zorns, den er nur mühsam unterdrückt hatte, und schwor den Beiden Rache. „Es wird sich wohl eine Gelegenheit finden, um ihnen einen Pfeil von unbekannter Hand zuzuschicken, der sie an der Ferse verwundet," murmelte er vor sich hin, sein Zimmer in großer Hast durchschreitend. Indeß des Grafen Charakter und Gemüth war zu abgeschliffen, als daß er sich über die Art, wie er sich an ihnen rächen wolle, lange dem Nachdenken hätte hingeben sollen, es war

hinreichend für ihn, daß er die Rache beschlossen hatte, und er war zu klug, um dem sich vielleicht früher oder später ereignenden günstigen Zufall dazu mit Gewalt vorgreifen zu wollen. Seine Erfahrungen sagten ihm, daß sich fast an jedem der Höflinge und Staatsbeamten nach genauer Forschung eine verwundbare Stelle auffinden lasse, und darauf gründete sich sein Plan, den, wie Alles, die Zeit reifen mußte. Die Möglichkeit, seine Gemahlin sich noch retten zu können, da sie den Wünschen des Königs bis jetzt so energischen Widerstand entgegengesetzt und stolz alle Vortheile von sich abgewiesen, welche er ihr geboten, verdrängte für jetzt jeden anderen Gedanken bei ihm; die Idee, den Sieg über die Bewerbungen eines so gewaltigen Nebenbuhlers davonzutragen, stachelte ihn zu sehr auf, und er sann über Mittel, dies bewerkstelligen zu können. Die Aussicht, solch' ein Mittel aufzufinden, gehörte fast zu den Unmöglichkeiten. Nach dem Stande der Dinge, wie sie jetzt gerade sich gestaltet hatten, konnte er auf keinen Freund am hiesigen Hofe rechnen; die Furcht, in Ungnade zu fallen, mußte Jeden abhalten, ihm in einer Sache beizustehen, welche des Königs Pläne durchkreuzte. Nur eines natürlichen Beistandes erinnerte er sich, eines Beistandes, welcher den regsten

Antheil an Allem nehmen mußte, was in Bezug auf den König sich ereignete, nämlich der durchlauchtigen Gemahlin desselben und der Churfürstin-Wittwe. Diese Beiden waren die einzigen Verbündeten, auf die er jetzt angewiesen war, und obwohl er sich sagte, daß diesen hohen Frauen auf des Königs Handlungsweise, auf seinen Willen kein oder nur sehr geringer Einfluß gestattet sei, so ergriff er doch die Hoffnung, daß sie irgend ein Mittel ausfindig machen könnten, die Pläne des Königs auf die Gräfin zu durchkreuzen, mit Hast, er gab sich dem Vertrauen auf die Klugheit des weiblichen Geistes hin und rechnete darauf, daß vorzüglich die Churfürstin-Wittwe vermöge der Connexionen, die sie noch immer am Dresdener Hofe unterhielt, vielleicht für ihn wirken könne, denn sie nahm ebenso großes Aergerniß an der Lebensweise ihres Sohnes, als dessen Gemahlin, nur mit dem Unterschiede, daß die Letztere ihren tiefen Kummer still für sich trug, die verwittwete Churfürstin aber zuweilen die Mutterstimme in ernstem und scharfem Tadel erhob.

Graf Hoymb entschloß sich, brieflich an die durchlauchtige Mutter des Königs sich zu wenden, ihr Alles mitzutheilen und sie um ihren Beistand zu ersuchen,

indem er zugleich erwähnte, daß seine Gemahlin, die Gräfin, dem Könige bisher energischen Widerstand entgegengesetzt habe, also eine Hilfe, eine Durchkreuzung des Planes, sie für die Wünsche des Monarchen zu gewinnen, noch im Reiche der Möglichkeit liege. Er erwähnte zugleich, daß er, um keinen Verdacht zu erregen, als wolle er gegen den König handeln, sich genöthigt sähe, ihr dies brieflich mitzutheilen, da eine Abwesenheit seiner Seits vom Hofe im jetzigen Momente besonders auffallend erscheinen und Anlaß zu den verschiedenartigsten Deutungen geben würde. Ein verschwiegener reitender Bote ward von ihm nach Torgau abgesendet, und er überließ sich nun der Hoffnung, von dorther einen wirksamen Beistand zu erlangen.

Das Gerücht von der neuen Leidenschaft des Königs war bereits von dorther den hohen Frauen zu Torgau bekannt geworden, obwohl nur eben als Gerücht, nicht in entschiedener Form. Die Churfürstin-Wittwe war schonend genug gegen ihre durchlauchtige Schwiegertochter, um nicht weiter davon zu sprechen, und die Letztere vermied auch mit Sorglichkeit, einen Gegenstand dieser Art, der so tief in ihr ohnehin hart verwundetes Herz einschnitt, durch irgend ein Wort, eine Klage zu berühren, solchergestalt die Veranlassung zu

geben, dies unheimliche Kapitel ihrer Ehestandsgeschichte zu weiterer Erörterung zu bringen. Der Schatten des Kummers, der auf ihrem schönen Antlitz lagerte, deutete freilich sichtbar genug an, mit welcher Trauer ihre Seele erfüllt war und wie hart die ihr aufgelegte Prüfung sei, die sie mit stiller Ergebung trug.

Als die Churfürstin-Wittwe das Schreiben des Grafen Hoymb empfangen und durchgelesen hatte, fühlte sie den Drang, den Inhalt desselben ihrer Schwiegertochter mitzutheilen; die Andeutung, daß die Gräfin den Bewerbungen des Königs bis jetzt energischen Widerstand entgegengesetzt habe, mußte für Eberhardinen ein Trost, eine Hoffnung sein. Sie begab sich demnach in das Zimmer der Letzteren, bei welcher sich Fräulein von Lewalde befand.

Da Brigitte sah, daß die Churfürstin-Wittwe mit einem erbrochenen Briefe in der Hand eintrat, wollte sie sich entfernen.

„Bleibe Sie nur, meine Gute, Sie kann das auch mit anhören; in einer gewissen Beziehung betrifft es auch Sie mit. Ueberdieß hat Sie ein gutes Herz, das sich immerhin eine Moral daraus schöpfen kann und, wie ich Sie kenne, dieß gewiß auch thun wird," sagte die ehrwürdige hohe Frau. „Auch ist Sie eine treue, verschwiegene Person und keine Plauder-

tasche, vor der man jedes Wort auf die Goldwaage zu legen genöthigt wäre."

„Was bringen mir Ew. Liebden, die gnädigste Frau Mutter?" fragte Eberhardine, „eine Hiobspost vielleicht? Nun, es ist einmal mein Schicksal, etwas von Hiobs Leiden empfinden zu müssen, und danke ich meinem Herrgott, daß er mir auch die Kraft verliehen, in Demuth und Ergebung mich zu fassen, und habe nur die eine Bitte, daß diese Kraft bei mir bleiben möge bis zu meinem Lebensende."

„Nun, nun, Frau Tochter, es ist doch selten etwas so herb und sauer, daß es nicht versüßet werden könnte," entgegnete die Churfürstin-Wittwe, „und behaupte ich, daß man aus Allem, selbst dem Widerwärtigsten, noch einen Trost ziehen kann, wenn man sich nämlich nicht gar zu sehr von dem Unglück übermannen läßt. Da lese die Frau Tochter einmal dies Schreiben."

„Die gnädigste Frau Mutter haben Recht; bei allem Kummer ist doch noch ein Trost, und wenn auch der Trost, der aus diesem Schreiben des Hoymb spricht, nur eigentlich für ihn gehört, so freue ich mich doch darüber, daß er ihm zu Theil geworden, denn es sollte mich sehr schmerzen, wenn ein mit so wunderbarer Schönheit gesegnetes Wesen, wie seine Gemahlin ist,

sich leichtsinnig in die Arme der Verlockuug geworfen hätte," sprach Eberhardine, nachdem sie Hoymb's Brief durchlesen, und fuhr nach einer kurzen Pause fort: „ich habe zwar keine besondere Ursache, die Gräfin zu lieben, denn es ist ein schlimmer, verneinender Geist in ihr, der das Hauptfundament des Menschen, die Religion, in ihrem Herzen sehr erschüttert oder gar schon halb hinausgedrängt hat; aber ganz muß der Funke des Guten nicht erstorben sein in ihr, wie würde sie sonst der Verführung einen so beharrlichen Widerstand entgegensetzen können? Und deshalb müssen wir auch unser Möglichstes thun, sie zu retten, denn das Böse hat mehr Macht auf Herz und Sinn als das Gute, und der Standhaften in der Tugend würden mehr sein, wenn es nicht so schwer wäre, fest am Guten zu halten und dem Reize und der Verführung zur Sünde mit Kraft entgegenzutreten."

„Es ist so, Frau Tochter," stimmte die Churfürstin-Wittwe bei, „nur bin ich in großer Verlegenheit, um irgend eine Weise, auf die Gräfin einwirken zu können, herauszufinden. Meine Worte würden bei meines Herrn Sohnes Majestät verhallen, denn leider haben Höchstdieselben schon hinlängliche Beweise abgelegt, wie Sie der Stimme der Mutter keinen Zoll breit Eingang bei sich verstatten. Auch dürfen wir

nicht übersehen, daß alle dergleichen Insinuationen gerade das Gegentheil bewirken würden, wie man das Beispiel ja an Kindern hat, die lieber das Verbotene thun, als es meiden. Und ebenso müßte es nur im Geheimen geschehen, daß wir unsere Hand einmischten, was seine besonderen Schwierigkeiten hat, da die Leute von Babel nur nach dem Zeitlichen haschen und man ihnen nie recht vertrauen kann, so schöne Worte sie auch sonst gegen uns im Munde führen. So bliebe uns nichts Anderes übrig, als einen Weg zu der Gräfin Herzen zu suchen, was nicht weniger schwer ist, da wir Niemand kennen, der irgend eine Stimme der Warnung bei ihr geltend machen könnte."

Eberhardine antwortete nichts, der Kummer über die Lebensweise ihres Gemahles, welcher unabläßig an ihrem Herzen nagte, hatte ihren Blick verdüstert, und gleichsam plan- und gedankenlos starrte sie nach den Fenstern hin. Nach einer langen Weile richteten sich ihre Augen auf Brigitten, die, ganz der Gegenwart der beiden hohen Frauen vergessend, an dem Arbeitstische in der einen Fensternische saß und, die eine Hand läßig im Schoße ruhen lassend, mit der andern die Stirn stützend, ein vollkommenes Bild recht tiefen und schmerzlichen Nachdenkens bot, denn fast hatte es

den Anschein, als sei ihr Gesicht zum Weinen verzogen.

„Was fehlt Ihr denn, Kind?“ fragte die durchlauchtige Frau.

Brigitte fuhr zusammen, sie erschrak über die Unschicklichkeit, der sie sich schuldig gemacht. Ein bittender Blick um Verzeihung, daß sie sich so vergessen habe, traf ihre Herrin.

„Ist es denn etwas so Geheimnißvolles, daß Sie schweigt, wenn ich Sie frage? Das kenne ich ja gar nicht an Ihr.“

„Ach, gnädigste Frau Durchlaucht, 's ist nichts Böses, dergleichen kommt nicht in meine Seele, das weiß Gott, und doch wage ich's kaum herauszusagen, in Furcht, meine gnädigste Herrin zu betrüben.“

„Mit Willen thut Sie dergleichen nicht, darauf kenne ich Sie,“ sagte die durchlauchtige Frau gütig, „so sage Sie es nur heraus, ganz ohne Scheu, man wird es ja doch anhören können.“

Ach, liebste, gnädigste Frau Durchlaucht, es geht mir hart an's Herz, daß ich meine Freundin, die Gräfin Hoymb, so in Gefahr weiß, und habe ich in meinem einfältigen Sinne gedacht, wenn ich mit ihr reden könnte, so recht aus voller Seele, so würde es vielleicht bei ihr Eingang finden, und sie

möchte dann ausharren in der Standhaftigkeit gegen alle Verlockungskünste. Ich will zwar nicht sagen, daß ich so große Macht über sie habe; aber ich denke mir, sie könne die Stimme der Freundin, die mit ihr und mit der sie so glückliche Stunden verlebt hat, nicht ganz von sich abweisen, und das wäre schon ein fruchtbringendes Samenkorn auf gutem Boden. Der Gedanke hat mich schon seit gestern gequält und mir eine recht unruhige Nacht gemacht, denn die Gewißheit, daß ich nichts thun kann für sie, weil ich hier in Torgau bin, ist mir gar schmerzlich gewesen."

„Schon gestern hat Sie davon gewußt?" fragte die durchlauchtige Frau, und ein Schatten von Unmuth überflog ihr Gesicht, „von wem hat Sie denn die Post erfahren?"

„Von des Hofbauschreibers Margarethe, der ihr Bruder von Dresden es geschrieben."

„So! Nun, gnädigste Frau Mutter, ich denke, es mag zu den vielen traurigen Erlebnissen in meinem Ehestande als keine der geringsten mit anzuschlagen sein, daß mein Gesinde sich über die odiösen Verhältnisse, in denen leider meines Herrn Gemahls Majestät zu leben für gut erachtet, gegenseitig unterhält. Aber ich will nicht ungerecht sein, bei diesen Leuten ist es jedenfalls weniger die frivole Neugier dieser traurigen

Dinge wegen, als die Folge der Entrüstung, mich, ihre Gebieterin, die ihnen nie Schlimmes gethan, gekränkt zu sehen; doch sehr schmerzlich bleibt es immer für eine Frau, sich solchergestalt bemitleidet zu wissen."

Die hohe Frau trat, nachdem sie dies gesprochen, an's Fenster, um sich von dem sie so tief verletzenden Gedanken, der Gegenstand des Mitleidens für ihre Dienerschaft geworden zu sein, zu befreien.

„Wie kann Sie nur so thöricht sein, Brigitte, und von dergleichen Dingen reden?" raunte die Churfürstin-Wittwe leise der Genannten zu, „ich hätte Ihr wahrlich mehr Verstand zugetraut, als daß Sie Ihre immer gütige Herrin so bitter kränken könnte."

Es hätte dieser Ermahnung nicht bedurft, um bei Brigitten die Thränen aus den Augen zu locken, denn als sie Frau Eberhardinen an's Fenster treten und die Stirne an dessen Scheiben anlehnen sah, was bei dieser hohen Frau jederzeit ein untrügliches Zeichen von einer ihr widerfahrenen großen Kränkung zu sein pflegte, so fühlte sie sich von Reue über das Gesagte tief erschüttert. Mit beiden Händen verhüllte sie jetzt ihr Gesicht und weinte.

Nach einer Weile legte sich eine weiche Hand auf ihr Haupt, und ihre durchlauchtige Gebieterin sagte mit sanftem Tone: „Weine Sie nicht, Kind. Ich weiß

wohl, Ihr ist es nicht in den Sinn gekommen, mir wehe zu thun, davon ist bei Ihr kein Gedanke, Sie hat das nur so herausgesagt, weil ich Sie fragte. Die Schuld liegt also an mir. Was Ihren guten Willen hinsichtlich der Gräfin Hoymb betrifft, so bin ich ganz damit einverstanden und werde Sie mit einigen Aufträgen nach Dresden schicken, damit es nicht das Aussehen hat, als käme Sie blos, um mit der Hoymb zu reden. Der Aufpasser sind zu viele am Hofe, man muß vor diesen Leuten immer eine Verhüllung bereit halten. Wie und was Sie mit der Hoymb sprechen will, das überlasse ich Ihrem Herzen, Sie wird schon das Richtige finden. Mache Sie sich also zur Reise bereit, in drei Stunden kann Sie schon im Wagen sitzen. Gehe Sie jetzt, treffe Sie Ihre Anstalten."

„Verzeihen mir denn meine gnädigste Frau Durchlaucht, daß ich vorhin —"

„Reden wir nicht mehr davon," entgegnete die hohe Frau, „wenn ich Ihr zürnen wollte um einer kleinen Unbedachtsamkeit willen, was sollte ich dann gegen Die thun, die mir so großes Weh zufügen?"

Und liebreich reichte sie ihr die Hand zum Kuß; dann entfernte sich Brigitte. Nach einer Weile, in welcher Eberhardine in schweigendem Sinnen verharrte,

wandte sie sich zu der Churfürstin-Wittwe, sprechend: „Ach, meine herzliebe, gnädige Frau Mutter, möchten wir doch des Pauli Wort an die Römer aller Welt zurufen können, daß der Sünde und des Bösen weniger werde auf der Erde. Wie wahr sagt der Apostel: Ich muß menschlich davon reden, um der Schwachheit willen eures Fleisches. Gleichwie ihr eure Glieder begeben habt zum Dienst der Unreinigkeit, und von einer Ungerechtigkeit zu der andern: also begebet nun auch eure Glieder zum Dienst der Gerechtigkeit, daß sie heilig werden.“ Habe mir wohl oft und mit ganzem Herzen vorgenommen, recht in meinen Christum mich zu versenken und für die Welt kein Ohr mehr zu haben, und siehe, mein Vorhaben war eitel, denn immer noch schlagen die Wellen dieser sündhaften Zeitlichkeit an mein Herz, daß es sich härmt und grämt — das ist die Schwachheit meines Fleisches. Ach, könnte ich eine Heilige bei lebendigem Leibe werden, daß ich zu Gott sprechen dürfte: Laß die Hälfte meines guten Thuns und Deines Wohlgefallens, o Herr, auf den kommen, der den wahren Glauben an Dich verläugnet hat und böslich von meinem Herzen gewichen ist, daß auch er Dein Heil finde und nicht verloren sei — wie wollte ich Freude tragen in meiner Seele!“

Diese schmerzliche Stimmung der hohen Frau fand

ganz unerwartet einen Uebergang zu der sanften und milden Freude des Mutterherzens, denn die Thüre wurde geöffnet und der kleine Churprinz, mit Schwert und Schild, Helm und Harnisch, beide letztere Gegenstände von Pappe gefertigt, lief mit dem lustigen Geschrei: „Sieh, Mutterl, ich bin der große Prinz von Ninive und der Hans ist mein Knapp, wir ziehen zu einem prächtigen Turnier ins Mohrenland. Ho, Hansel, mein Knapp, paß auf! Die Frau Großmutter will uns auffangen — wir schlagen uns durch!" Und mit einem mörderlichen Hohogeschrei, in das der Hans Tram mit Herzenslust einstimmte, rannten Beide, der Zwerg hinter dem Prinzlein her, tollend und wie besessen um sich schlagend, als hätten sie die schwierige Aufgabe, sich durch ein paar Dutzend Feinde zu kämpfen, im Zimmer umher.

Bei diesem Anblick, der ihr mütterliches Herz so wohlthuend berührte, vergaß Eberhardine alle Kränkungen, unter denen ihr edles und frommes Herz blutete, sie war glücklich mit ihrem Kinde. Dieses Glück war die einzige Entschädigung für die vielen schmerzlichen Stunden, die ihr junges Dasein verbitterten, und darum gab sie sich demselben auch mit ganzer Seele hin. Die Churfürstin-Wittwe wußte das und war stets bemüht, diese in das kummergetrübte Dasein ihrer

durchlauchtigen Schwiegertochter fallenden Lichtblicke festzuhalten und zu verlängern, oder sie auch herbeizuführen, um sie zu erheitern. Jetzt schloß sich diese ehrwürdige erlauchte Frau dem lärmenden Spiele ihres Enkels an, als läge keine Kluft zwischen ihren und seinen Altersjahren, und Eberhardine war selig in der Freude, so viele heitere, schuldlose Lust um sich zu sehen. Und als endlich das Prinzlein müde war von dem rasenden Tollen und Schwert und Spieß hinter sich warf, so daß der ihm folgende Hans Tramm einen Purzelbaum darüber hinschoß, und nun der Mutter ganz erschöpft in die Arme lief, da hob ihn diese hinauf an ihr Herz und rief mit seelensvoller Innigkeit: „Da ist Dein Platz, Du wilder Wetterbube, da gehörst Du hin. O, daß ich Dich habe, ist eine große Gnade von Gott und kann ich ihm nicht inbrünstig genug dafür danken. Bleib Du nur immer bei mir, die Mutter ist des Kindes Heimath, da ist gut Sein für Dich, und hast keinen treueren und sorgsameren Freund im ganzen Leben zu erwarten, als eben das Mutterherz. Mach' mir soviel Freude, mein Prinzlein, wann Du größer sein wirst, wie Du mir jetzt machst, daß ich dereinst ausrufen kann: Der Herr im Himmel hat's gut mit mir gemacht, er hat mich gesegnet durch ein treues Kindesherz!"

Vier Stunden später rollte Brigitte von Lewalde in einem churfürstlichen Hofwagen auf der Straße von Torgau nach Wurzen hin, während der nach Dresden rückkehrende Eilbote des Grafen von Hoymb eine kurze Antwort der Churfürstin-Wittwe zu überbringen hatte. In Brigittens Herzen herrschte eine fast bange Erwartung, von welchem Resultate ihre geheime Mission begleitet sein werde. Sie zitterte bei dem Gedanken, daß sie zu spät kommen und Anna, von der Verlockung umgarnt, den Bewerbungen des Königs nachgegeben haben könnte. Sie wollte nach zwei Seiten hin eine heilige Pflicht ausüben: die Freundin retten von der Gefahr, eine Beute der Verführung zu werden, und dadurch zugleich von dem Herzen ihrer Herrin eine große Angst und schweren Kummer entfernen. Es war dies Letztere ein wahrhaft herzenseinfältiger Köhlerglaube; denn wenn es wirklich Brigitten gelang, die Gräfin Hoymb zum ernstesten Widerstande gegen die Versprechungen des Königs zu begeistern, so hatte sie damit nur das Eine gewonnen, daß er im Verdrusse um die vergebliche Bemühung seine Blicke auf eine andere, wenn auch weniger schöne Dame warf und die Churfürstin denselben Kummer von solchem Wechsel der Gesinnungen ihres königlichen Gemahls zu erwarten hatte.

Aber mitten in der schönen Hoffnung, Retterin ihrer Freundin und Wohlthäterin ihrer frommen, milden Herrin werden zu können, überraschte sie eine recht bange Furcht. Sie konnte es sich nicht verhehlen, daß mit Anna, der nunmehrigen Gräfin von Hoymb, eine große Veränderung vorgegangen war. In den Stunden, welche sie, als Anna mit ihrem Gemahl zu dem Zwecke, von demselben den beiden hohen durchlauchtigen Frauen vorgestellt zu werden, nach Torgau gekommen war, bei ihr zugebracht, hatte sie es recht empfunden, wie Stolz und Hoffart von dem Herzen ihrer Freundin Besitz genommen. Nicht etwa, daß die Gräfin Brigitten auf diese Weise gekränkt hätte, nein, es würde in der That mehr als Lieblosigkeit dazu gehört haben, denn das sanfte und kindliche Gemüth des Fräuleins von Lewalde glich der zarten Ranke, die sich um den rauhen unebenen Stamm einer stolzen Eiche zu schmiegen fähig ist; doch Brigitte fühlte das in vielen Reden Anna's heraus, sie empfand, daß, wenn auch das freundschaftliche und von ihr mit der ganzen Innigkeit ihres liebevollen Herzens festgehaltene Verhältniß, welches vor zwei Jahren die beiden jungen Mädchen mit einander schlossen, von Seiten Anna's nicht verläugnet wurde, doch dasselbe bei der Letzteren mehr den Charakter der Herablassung, der Leutseligkeit

angenommen zu haben schien. Brigitte war über diese Wahrnehmung sich selber nicht recht klar bewußt, es war nur das unbestimmte Gefühl, daß diese Veränderung stattfinde, ohne daß sie hätte sagen können, aus diesen oder jenen Worten Anna's sei sie deutlich hervorgetreten. Aber selbst, wenn sie diese Ueberzeugung gehabt hätte, wäre es für sie eine Unmöglichkeit gewesen, Anna weniger zu lieben. Ach, an ihren Anblick knüpften sich ja die süßen Erinnerungen an jene an dem Gestade des Leman verlebten glücklichen Tage; für ein so mildes herzinniges Wesen wie Brigitte, der das gehoffte Glück leider entschwunden und über deren schöne Hoffnungen ein tödtender Frostreif gezogen war, gehörte es zu der Empfindung eines stillen seligen Glückes, diesen entflohenen Traum in Anna's Erscheinung, gleichsam wieder lebendig werdend, vor sich treten zu sehen. Die damals tief in ihrem jugendlich-heiteren Herzen klingenden Stimmen schuldloser ungetrübter Freuden schienen wieder zu tönen, der lieben Freundin gegenüber — es war eine süße Täuschung, der sich Brigitte freiwillig hingab, und um welcher willen sie mit einer, nur solchen weichen Gefühlswesen, wie sie eins war, eigenthümlichen verdoppelten Zärtlichkeit Anna anhing, daß sie diese, hätte sie auch noch so große und ab-

schreckende Fehler an sich gehabt, doch unverändert geliebt haben würde.

Graf Hoymb war wenig zufrieden mit dem ihm von den Churfürstinnen geschickten Beistand. Er hatte darin auch nicht ganz Unrecht, denn zu seinen Errungenschaften gehörte die Erfahrung hinsichtlich des Charakters seiner Gemahlin. Er selbst war über denselben bis jetzt in vollkommenster Unkenntniß gewesen, hatte sie für ein sanftes, wenig von Leidenschaftlichkeit angeregtes Gemüth gehalten; erst das seinen Ehestand so unerwartet störende Ereigniß hatte ihn diesem Irrthume entrissen. Mit Schrecken erkannte er, wie sehr er sich getäuscht hatte. Die Energie eines stolzen oder der Stolz eines energischen Charakters offenbarte sich in dem ihm so unvermuthet zu Theil gewordenen Entgegentreten seiner Gemahlin. Es gehörte eine besondere Geistesstärke für eine noch so junge Frau dazu, mit aller Ruhe ihrem Gemahle unumwunden zu erklären, sie fühle sich durch kein heiligeres Band, als das Ceremoniell, diesen für die Welt so unerläßlichen Deckmantel, an ihn gebunden. Sein Rang sei es gewesen, der sie bewogen hätte, ihm ihre Hand zu geben.

Nur die Unerfüllbarkeit der von ihr dem Könige gestellten Bedingung, mit ihm den Thron zu theilen, gab ihm die Hoffnung, daß sie die Seine bleiben

werde, und deshalb erschien ihm ein Beistand nur dann von Nutzen, wenn derselbe im Stande war, auf den König einzuwirken. Da von Seiten des Fräuleins von Lewalde dies nicht der Fall sein konnte, so betrachtete er ihre Mission auch als nutzlos.

„Ach, wie schlagen Ew. Excellenz meine Hoffnung so gänzlich nieder!“ rief Brigitte, „und ich kam her so voll Vertrauen, daß meine Worte guten Boden in Anna's Herzen finden würden.“

„Es kann nichts verschlimmern, wenn Sie den Versuch wagen, Fräulein; nur sei Ihnen Vorsicht empfohlen. Lassen Sie aber mit keiner Sylbe merken, daß Ihrer Reise hierher nur die Absicht zum Grunde lag, die Rolle einer Missionärin bei ihr zu spielen. Eben so wenig verrathen Sie den Zweck Ihres Hierseins an irgend Jemand, denn Sie würden dadurch, wenn Ihre Worte fruchtlos bei Anna bleiben, nur der Churfürstinnen Durchlauchten in eine sehr üble Stellung bringen, und man würde der hohen Frauen spotten. Die sechste Abendstunde empfehle ich Ihnen zum Besuche bei meiner Gemahlin.“

Kein ungünstigeres und niederschlagenderes Prognostikon konnte Jemandem, der ein Unternehmen solcher delikaten Art vor sich hat, gestellt werden, als von Seiten des Grafen Brigitten gegenüber geschehen war.

Indeß, so sehr sie sich auch davon schreckhaft berührt fühlte, so wuchs ihr doch der Muth allmälig wieder, da sie von jener tiefreligiösen Empfindung beseelt war, welche als eine Folge des Beispiels ihrer Herrin sich auch ihres Herzens bemächtigt und dasselbe, so sehr es auch niedergedrückt war, wunderbar aufgerichtet hatte.

„Warum wäre mir der Gedanke, Anna zu Herzen zu sprechen, gekommen, wenn er nicht eine Eingebung Gottes gewesen wäre, der auch in dem Schwachen mächtig ist und oft des unscheinbarsten Werkzeuges zu seinen großen Wohlthaten sich bedient?" sagte sie zu sich. „Gewiß, meine gnädige Frau Durchlaucht hat Recht, es giebt keinen Zufall, nichts kommt von Ungefähr, Alles wird durch einen heiligen allmächtigen Gotteswillen geleitet, und was wir denken, wohin wir auch gehen, wir sind immer des Herrn — und kann denn ein Weg weniger des Herrn sein, als der, den ich gehen will?"

Und dieser Gedanke flößte ihr ein kräftigendes Vertrauen, eine Stärke der Hoffnung ein, welche alle Zweifel muthloser Verzagtheit aus ihrem Herzen scheuchte, so daß sie mit Sehnsucht der sechsten Abendstunde entgegenharrte. Aber um Niemand das Recht, einen Argwohn, eine Vermuthung über ihr Hiersein zu fassen, einzuräumen, unterließ sie nicht, die ihr von

der Frau Churfürstin ertheilten Aufträge bezüglich verschiedener Einkäufe zu besorgen. Es war nichts Ungewöhnliches, daß die durchlauchtige Frau Jemand aus ihrer Umgebung zu diesem Zwecke nach Leipzig oder Dresden sandte.

Bei einem dieser geschäftlichen Gänge begegnete ihr der Geheimrath, Herr von Patkul. Brigitte empfand große Freude, ihn zu sehen, er gehörte ja mit zu den Personen des kleinen Freundeskreises jener glücklichen Tage an den Ufern des Leman. Patkul zeigte sich als der herzliche Freund wie immer, und so war seine Begegnung für Brigitten ein wohlthuendes Ereigniß. Im Verlaufe der Unterhaltung mit Brigitten fühlte Patkul, daß noch eine besondere Ursache ihrem Hiersein unterliegen müsse, und diese Entdeckung reizte ihn nicht wenig zu dem Versuche, eine Spur dieses Geheimnisses, so gering sie auch sein mochte, aufzufinden. Einem so gewandten Menschenkenner wie Patkul konnte es nicht besonders schwer fallen, einer Person gegenüber, die nicht die geringste Anlage zur Verstellung besaß, dies Vorhaben durchzuführen. Anfänglich schien es fast, als sollte er darin nicht besonders glücklich sein; doch als er auf die Gräfin Hoymb zu sprechen kam, verrieth die Wärme des Gefühls, mit der Brigitte diesen Gegenstand ergriff und besprach, ihm

bald, daß ihr Hiersein mit irgend etwas auf die Gräfin Bezug Habendem in Zusammenhang stehen müsse. Die herzliche Weise, mit welcher Patkul in Brigittens Kummer einstimmte, lockerte immer mehr deren Geheimniß, und als er, wie zufällig, ihr den Rath gab, sie solle doch nicht unterlassen, die Gräfin zu besuchen, es könne ja möglich sein, daß die Stimme einer so lieben Freundin eben in dem jetzigen schwierigen Verhältnisse, in dem Anna sich befände, und wo sie mehr als je eines Rathes bedürfe, vom größten Einflusse sein werde, ergriff Brigitte seine Hand mit Hast und fragte: „Glauben Sie das wirklich, Herr Geheimrath?“

„Ich glaube es,“ antwortete dieser, überzeugt, daß er nun auf die rechte Spur gelangt sei. „Sollte denn Ihre Freundschaft für die Gräfin plötzlich so gar werthlos geworden sein, daß sie nichts mehr dafür empfände? Müßte sie nicht gerührt werden, wenn Sie ihr — der Zweck heiligt hier das Mittel und entschuldigt in manchen Fällen sogar eine kleine Nothlüge — vielleicht sagten, Sie wären um ihretwillen nur nach Dresden gekommen und —“

„Ach, ich würde da keine Unwahrheit sagen!“ unterbrach ihn Brigitte, die Warnung des Grafen Hoymb vergessend, „es ist auch so.“

Patkul ließ nichts von der Ueberraschung merken,

die dies Geständniß auf ihn bewirkte; er wußte der Arglosigkeit Brigittens, die recht im Innersten der Seele erfreut war, von ihm, den sie noch aus ihrer glücklichen Zeit her hochachtete, ihr Vorhaben gebilligt zu sehen, Alles zu entlocken und schied später von ihr mit der Bitte, das Resultat ihrer Mission von ihr selbst in Erfahrung bringen zu dürfen.

„Niemand kann lebhafteren und innigeren Antheil an dem glücklichen Vollbringen Ihres schönen Vorhabens nehmen, als ich," sagte er, „denn auch ich wünsche, daß die mir aus den glücklichen Tagen am Lemansee lieb gebliebenen Erinnerungen an theure Freunde durch keinen Schatten und keine schmerzliche Klage um sie getrübt werde."

Brigitte war somit vollkommen getäuscht. Bei Patkul aber blieb die lebhafte Besorgniß erregt, daß es ihr, dem einfachen ungekünstelten Geschöpfe, gelingen könnte, auf die Gräfin von Hoymb einen Eindruck zu bewirken, der alle seine Hoffnungen zerstören mußte. Diese Hoffnungen aber basirten sich auf das Eingehen der schönen Gräfin in die Wünsche des Königs. Obwohl bis jetzt der Letztere nicht im Stande gewesen war, ihren Widerstand zu brechen, da es ihm unmöglich schien, die von ihr gestellte Bedingung bezüglich einer ehelichen Verbindung zwischen ihr und ihm zu

erfüllen, so hatte Patkul doch schon bedeutendes Terrain am Hofe gewonnen. Der Großkanzler, Graf von Beichlingen, hatte in ihm einen unternehmenden Mann erkannt, welcher, ein Todfeind der Flemming'schen Partei, zu Vielem benutzt werden konnte, wozu andere weniger kluge Köpfe nicht zu verwenden waren, und Graf von Beichlingen fand es seinen geheimen Interessen gemäß, solche thatkräftige Männer an sich zu fesseln. Da er des Königs Gunst im vollkommensten Grade besaß, so sah sich Patkul durch ihn dem Könige von Neuem empfohlen, und welche Empfehlung konnte bei August mehr gelten, als des Großkanzlers Bemerkung, daß Patkul es gewesen, der ihn auf die Schönheit der Gemahlin des Grafen Hoymb zuerst aufmerksam gemacht habe? Wenn bis jetzt der König noch Bedenken trug, auf die von der Gräfin gemachte Bedingung, sich durch ein Eheversprechen an sie zu binden, einzugehen, so war weniger die Besonnenheit bei ihm die Ursache dieser Weigerung, als das lähmende Bleigewicht der Abmahnung von Seiten des Großkanzlers, welcher nicht mit Unrecht fürchtete, daß eine Maitresse, welche voll hoffärtiger Energie solch' eine Bedingung als Preis ihrer Hingabe zu stellen fähig sei, auch, wenn sie zum Besitz der Macht gelangt sein würde,

weiter greifen und den Monarchen vollkommen beherrschen werde.

Patkul war damit sehr unzufrieden, er kannte den Charakter der Gräfin zu genau, um sich überzeugt zu halten, daß sie mit Festigkeit auf der fraglichen Bedingung beharren werde. Es lag ihm Alles daran, daß diese Bedingung des Königs Zustimmung erhalte, denn wenn er auch scheinbar des Großkanzlers Ansichten zu theilen gezwungen sich sah, so war er doch weit entfernt davon, die Interessen desselben zu den seinen zu machen. Für sich hoffte er Alles von der Erhebung der Gräfin zur Geliebten des Königs, er glaubte dann durch sie ihn regieren zu können. Er war verblendet genug, um anzunehmen, daß die Gräfin sich seinen Rathschlägen unbedingt unterwerfen werde, die Selbstliebe machte ihn blind, so daß er nicht zu der Einsicht gelangen konnte, wie der Charakter dieser Frau zu stolz und hochfliegend war, um je die Fessel eines fremden Willens ertragen zu können. Eine gewisse Spannung war zwischen dem Großkanzler und ihm eingetreten, da der Erstere erfahren hatte, wie Patkul den Versuch gewagt, durch Herrn von Vitzthum auf Sr. Majestät Entschluß einzuwirken. Es konnte für Patkul nichts Unangenehmeres geben, als die Ueberzeugung, durch die Abneigung eines so mächtigen

Günstlings, wie Graf von Beichlingen, plötzlich in seinen Plänen sich zurückgedrängt, ja diese vielleicht bald ganz vereitelt sehen zu müssen, und vergebens quälte er seinen erfinderischen Geist, um auf irgend eine Weise dies gestörte Verhältniß wieder in Gang zu bringen. Was konnte ihm daher erwünschter sein, als die Entdeckung, welcher geheimen Machinationen sich Graf von Hoymb bediente, um seine Gemahlin für die Bewerbungen des Königs unzugänglich zu machen und sie den glänzenden Verlockungen desselben zu entreißen? Eine große Heiterkeit erfüllte jetzt Patkul's Seele, als er ohne Zögern sich zu dem Großkanzler begab, um diesem Bericht davon zu erstatten und ihm gleichsam die Verantwortung auf den Hals zu wälzen, wenn der König sich in seiner Hoffnung auf den Besitz der schönen Gräfin getäuscht sähe.

„Ist es nicht spaßhaft, daß Ew. Excellenz einen so großen Stein des Anstoßes in der Forderung der Gräfin finden?" sagte er. „Fast will es mich bedünken, diese Aengstlichkeit habe viel mit der Sorge armer Leute um den Lebensunterhalt für den nächsten Tag gemein. Ist des Königs Gemahlin denn so nahe dem Tode verwandt, daß zu befürchten wäre, die Gräfin würde schon in den nächsten drei Monaten ihre Stelle einnehmen?

Die Churfürstin ist nur um fünf oder sechs Jahre älter, und Frau von Hoymb kann vielleicht eher noch eine Beute des Grabes werden als sie. Uebrigens finde ich in dem Verlangen der Letzteren nur den Wunsch, sich vor den Vorwürfen ihrer Familie und, lassen mich Ew. Excellenz das offen aussprechen, jedenfalls vor einer ihr eigenen, zu weit getriebenen Gewissenhaftigkeit zu rechtfertigen. Wer kann ihr das übel deuten?"

Weniger diese Vorstellungen als die Befürchtung, der Widerstand der Gräfin, welcher die Leidenschaft des Königs bereits zu einer außerordentlichen Höhe gesteigert hatte, könne plötzlich in das Stadium gänzlicher Verneinung übergehen und der in seinen sinnlichen Wünschen heißglühende Monarch, empört über den Fehlschlag derselben, ihm die Schuld beimessen und ihm seine Ungnade fühlen lassen, veranlaßten den Großkanzler, sich zu fügen. Herr von Patkul erhielt von ihm das Versprechen, über diesen wichtigen Gegenstand mit dem König zu sprechen. „Aber ich fürchte, daß die Gräfin uns vielen Kummer bereiten wird," sagte er, „sie besitzt eine seltene Eigenschaft: festen Willen."

„Man muß Mittel suchen, ihn zu leiten oder zu brechen," antwortete Patkul triumphirend. „Sr. Ma-

jestät Hang für Bewunderung weiblicher Schönheiten dürfte in dieser Beziehung der tauglichste Ableiter hinsichtlich gefürchteter Einmischung in Staatsangelegenheiten sein. Die Eifersucht ist eine sehr zerstreuende Beschäftigung für Frauen."

Es war in der sechsten Abendstunde, als sich Brigitte von Lewalde bei der Gräfin von Hoymb melden ließ.

Brigittens Herz klopfte fast hörbar, und eine Bangigkeit ohne Gleichen beengte ihr die Brust, als sei sie auf schlimmem Wege begriffen.

„Bin ich denn nicht kindisch, daß ich fürchte und zage, als wäre mein Thun ein eitles Vorhaben, und ist doch ein solches weit entfernt von mir, ich will ja nur das Gute," sagte sie selbsttröstend zu sich, während sie im Vorzimmer auf den aus den Gemächern der Gräfin zurückkehrenden Diener wartete. Aber Furcht und Schüchternheit verging so ziemlich, als sich die Thüre öffnete und die Gräfin selbst in sehr heiterer Stimmung und mit größter Freundlichkeit sie zu sich hereinrief. Wenn jemals das Bild des Stolzes neben dem der Demuth personificirt sich dargestellt hatte, so war es jetzt, wo Brigitte, von Anna von Hoymb an

der Hand geführt, in deren innerstem Wohnzimmer eintrat. Die Gräfin, hochaufgerichtet im Selbstbewußtsein ihres Werthes, um den ein König buhlte, eine Schönheit ersten Ranges, deren Ausdruck nicht sowohl in der edlen Form und Bildung ihrer Gestalt und ihres Gesichts, sondern vorzüglich in dem Durchschimmern eines kräftigen Geistes beruhte, bot in ihrer Erscheinung ein vollkommenes Bild der Majestät, der Nimbus der Hoheit umgab sie, sie glich einer Königin im vollen Sinne des Wortes und flößte die Ueberzeugung ein, daß sie zum Herrschen geboren sei.

Noch mehr trat dieser Typus durch den von Brigitten gebotenen Gegensatz der Demuth und der Befangenheit hervor. Brigitte glich einem Kinde, dessen junge Kraft und Blüthe Krankheit gebrochen hatte. Ihre sanften lieblichen Züge waren wohl unverändert, der Hauch des Kindlichen zeigte sich nicht verwischt, er war ja überhaupt der Ausdruck ihres ganzen Wesens; aber nicht die fröhliche Heiterkeit der Kindesnatur, die aus dem Herzen zum Herzen sprechende Lust des von keinem Kummer getrübten jungen Mädchens, das mit lächelndem Munde, mit innigem, vertrauensvollem Blicke der Zukunft entgegenschaute, beseelt von den Wonnen eines süßen, heiligenden, Alles um sich zu einer paradiesischen Harmonie verwandeln-

den Glückes, überglänzte die schlanke Gestalt Brigittens. Der trübende Schleier einer tief in's Herz gegrabenen Schwermuth, verbunden mit dem stillen feierlichen Anhauche der Religiosität, wie solche durch den Umgang mit ihrer Herrin auch ihr zu eigen geworden war, verhüllte gleichsam ihre Gestalt; sie würde auf's Vollkommenste eine Nonne repräsentirt haben, deren Herz mit dem Weltlichen abgeschlossen, und welche aus dem Schiffbruche, den das erstere erlitten, nichts als ihre Erinnerungen und den Wunsch gerettet hat, eine Braut des Himmels zu sein.

Gräfin Hoymb führte Brigitten zu einem Sopha und lud sie ein, Platz zu nehmen, indem sie sich neben ihr niederließ.

„Meine liebe, gute Brigitte," sagte sie, „sollten Sie wohl glauben, daß ich eben wenige Minuten vorher, ehe Sie gemeldet wurden, mich mit dem Gedanken an unsere Bekanntschaft, an die schönen Tage am Leman beschäftigt habe?"

„Ich wäre also zur glücklichen Stunde gekommen?" fragte Fräulein von Lewalde mit einem Aufblick von Freude.

„Fürchteten Sie, ich könnte eine so herzige Freundin vergessen?" entgegnete Jene mit sanftem Vorwurf,

„nein, nein, gewiß nicht. Da, sehen Sie nur, gute Brigitte — erkennen Sie das wieder?“

„Der Planetenzettel?“

„Ja, der Planetenzettel von damals — ich habe ihn zum Andenken aufgehoben. Nicht wahr, das ist sonderbar? Ach, gute Brigitte, es mag recht lächerlich klingen, aber das Spiel von damals oder die Orakelfrage, wenn ich es so nennen soll, ist für mich doch nicht ganz ohne Bedeutung geblieben. Ich kann mir das nicht hinwegläugnen. Bin ich nicht zu Ehren und Rang gekommen, gerade so, wie es der Zettel besagt?“

„Es ist sündhaft, an dergleichen zu glauben; meiner gnädigen Herrin Durchlaucht würde sehr zürnen, wenn sie so etwas hörte. Sie sagt, jeder Glaube an Zufall sei eine Gotteslästerung.“

„Sagen Sie mir nichts von der Frau Churfürstin,“ entgegnete die Gräfin, den Kopf stolz aufwerfend, „sie hat eben keinen vortheilhaften Eindruck auf mich hervorgebracht. Ich liebe das Frömmlerwesen zu wenig, als daß ich Geschmack an ihr hätte finden können.“

„Ach, wie verkennen Sie die hohe Frau!“ rief Brigitte eifrig, „sie ist keine Frömmlerin, sondern wahrhaft vom heiligen Geist der Religion durchdrungen. Wo sie ist, da ist Segen und Frieden.“

„Dann hätten Sie diese Heilige nicht verlassen sollen,“ antwortete die Gräfin mit einem Ausdrucke scharfen Spottes, „hier in Dresden werden Sie sich sonach sehr ennuyiren.“ Nach einer kleinen Pause schien indeß die Freundschaft für Brigitte die unangenehme Erinnerung an die Churfürstin und die Sucht des Spottes vollkommen zu überwiegen, und sie sprach im Tone des aufrichtigsten Mitleids: „O, meine liebe, theure Freundin, ich beklage Sie wahrhaftig recht sehr, Sie sind zu Ihrem Unglücke zu der Churfürstin gekommen. Welch' eine Veränderung ist mit Ihnen vorgegangen! wie ist Ihnen der heitere Jugendmuth abgestreift, der Sie sonst so liebenswürdig machte! Das haben Sie dieser gnädigen Durchlaucht zu danken, die Niemand liebt, als nur Diejenigen, die, wie sie selbst, immer das Bibelbuch unter dem Arme tragen und in der Kirche ihr Stelldichein suchen.“

„Nein, sagen Sie das nicht!“ rief Brigitte, „lästern Sie nicht diese tugendhafte Fürstin, deren Herz ein Tempel wahrhafter, nicht erheuchelter Frömmigkeit ist. Sagen Sie nicht, daß sie Niemand liebt, der nicht, gleich ihr, den Drang der Religiosität in sich fühlt. Sie liebt Sie, und aus Liebe zu Ihnen sendete sie mich hierher.“

Die Gräfin erhob sich voll Erstaunen von ihrem

Sitze. „Nicht Ihr eigenes Herz führte Sie zu mir, Brigitte?“ fragte sie, „nur der Gehorsam, die Pflicht gegen Ihre Gebieterin?“

„Anna!“ rief Fräulein von Lewalde mit einem Tone, in welchem sich tiefes Ergriffensein bekundete, „ich verdiene diesen Vorwurf nicht. Der Himmel weiß es, wie sehr mein Herz bei dieser Mission betheiligt ist. Daß meine und meiner churfürstlichen Durchlaucht Wünsche zusammentrafen, und mir diese Mission bei Ihnen anvertraut wurde, mag vielleicht ein Fehler, ein Irrthum sein, weil ich nur ein sehr schwaches Werkzeug bin, dem nicht die Kraft überzeugender Rede gegeben ist; ist es so, dann werfen Sie all' Ihren Spott auf mich, nur auf mich allein, denn ich erhob mich über meine Kraft im Vertrauen auf die zwischen uns bestehende Freundschaft. Die Stimme der Freundin aus glücklichen Tagen müsse ein Recht auf Ihr Herz haben, dachte ich, und der Gedanke ermuthigte mich zu dem Werke Ihrer Rettung.“

„Mein Himmel, wovon reden Sie, Brigitte? in welcher Gefahr glauben Sie mich denn? Man muß Sie getäuscht haben durch irgend eine Fabel, ich wüßte wahrhaftig nicht, woher mir eine Gefahr drohen sollte!“

Wie einst nach der biblischen Sage der heilige Geist in Gestalt feuriger Zungen sich auf die Apostel

niederließ, so daß sie, die schlichten Männer aus dem Volke, die nie öffentlich geredet und nie Zeugniß abgelegt hatten von dem, was sie als wahr und heilig erkannt, nun plötzlich, von wunderbarem Muthe gestärkt, furchtlos und voll Erhebung vor und zu dem Volke sprachen, so fühlte auch Brigitte sich wunderbar erhoben, als sie jetzt zu der Gräfin redete von alle Dem, was so viele Angst um sie in ihr Herz gebracht hatte und die Veranlassung ihres Hierseins geworden war. Der fast heilig zu nennende Eifer, der sie immer mehr und mehr erfüllte und ihre Worte zu einem gewaltigen unaufhaltbaren Strome machte, röthete ihre blassen Wangen, und durchdrungen von dem sie so sehr beseligenden Gedanken, Anna, ihre Freundin, von dem Abgrunde der Unehre, in die sie die glänzenden Verlockungen des Königs reißen wollten, retten zu können, gleitete sie am Schlusse ihrer Rede zu der Gräfin Füßen nieder, und deren Kniee umklammernd, rief sie:

„O meine theure liebe Freundin, ich habe mein Herz vor Ihnen ausgeschüttet, weil ich es mußte, weil der Drang, Sie sich selber zu retten, mich unwiderstehlich getrieben, weil ich — Sie liebe, wie ich nur eine leibliche Schwester lieben könnte, mit allen Kräften des Herzens. Lassen Sie meine Worte einen guten Samen sein in Ihrer Seele, daß er Frucht bringe;

seien Sie stark in der großen Versuchung, damit nicht der Stolz und die Hoffart Ihnen das traurige Schicksal der goldlockigen Sigbritt von Amak bereite."

Gräfin Hoymb schien von diesem Erguß einer wahrhaft zärtlichen Freundschaft, wie nur ein solches Herz sie fassen konnte, tief gerührt zu sein. Sie hob Brigitte zu sich empor und hielt sie lange an ihr Herz gedrückt fest.

„So sehr lieben Sie mich?" fragte sie dann, sie küssend. „Es mag sein, daß ich einige Anlage zum Stolz habe, denn ich habe mich oft selbst über solchen Gedanken überrascht, die wirklich zuletzt ein Lächeln bei mir erweckten. Aber wenn Sie das beruhigen kann, theure Brigitte, so nehmen Sie die Versicherung, daß ich mich nie so tief erniedrigen würde, ein verächtliches Werkzeug schnöder Lust zu werden. Ich gehöre nicht zu Jenen, die sich um den Preis lockender Worte und Verheißungen dem Taumel in die Arme werfen. Nur dann würde der König den Sieg über mich davontragen wenn er mir schriftlich die Ehe verspräche und," fügte sie lächelnd hinzu, „diese Bedingung ist eine Klippe, an der all seine lockenden Bewerbungen scheitern müssen, er würde sie ja sonst bereits erfüllt haben. Sie sehen, theure Freundin, daß Ihre Furcht, mich unter die Zahl jener verächtlichen weib-

lichen Wesen versinken zu sehen, welche sich zur Waare für den Meistbietenden herabwürdigen, ungegründet war. Ich will nie vor mir selber erröthen. Und wenn Sie wollen, so ist das eine Aeußerung des Stolzes, von dem, ich läugne es nicht, ich nicht ganz frei bin."

„Anna! Anna!" rief Brigitte seelensvoll, sie umschlingend, „das ist kein schlimmer, das ist ein edler, bewunderungswürdiger Stolz. O, schelten Sie mich nur recht sehr aus, daß ich so wenig Glauben an Sie und soviele Furcht Ihretwegen hatte. Gewiß, ich verdiene recht bitteren Tadel."

„Tadel? nein, Liebe, Dank verdienen Sie, meine theure Brigitte, und Sie sind es, die mich in Wahrheit stolz auf mich selber macht; denn um eine so herzinnige Freundin zu besitzen, muß man doch auf einigen Werth Anspruch machen können."

Fräulein von Lewalde fühlte sich außerordentlich glücklich in dem Bewußtsein, so ihre Mission, vor der sie so viel Bangen empfunden, erfüllt zu haben. Diese Freude glich einem Feuerstrome, der, sie durchglühend, sie zu ungemeiner Lebhaftigkeit anregte, und sie überließ sich dem süßen Gefühle der Freundschaft mit der heiteren Lust der Kindlichkeit, die, wie wir bereits erwähnt haben, ein Grundzug ihres Wesens war. Sie plauderte so fröhlich mit der Gräfin, wie in jenen

glücklichen Tagen am Lemansee, wo noch kein Kummer sie betrübt hatte und sie im Vollgenuß der heiligsten Empfindung, der Liebe, sich selig dünkte.

Was konnte für die Gräfin und sie anziehender sein, als die Erinnerungen aus der Zeit ihres Aufenthaltes an den Ufern des Leman? Da gab es so viele Haltpunkte, an welchen sie die Fäden einer recht lebendigen Unterhaltung anknüpfen konnten, und obgleich Gräfin Hoymb von jener Seelenweichheit weit entfernt war, die sich mit derselben Elasticität an das Vergangene, wie an das Gegenwärtige anzuschmiegen vermag, so hatte doch wenigstens jetzt eine glückliche, friedensvolle und leidenschaftlose Stimmung die Oberhand über ihr Gemüth und Denken gewonnen, die kindliche Heiterkeit Brigittens war ihr, die bis auf diese Stunde von Empfindungen ganz entgegengesetzter Art beherrscht worden, eine eben so neue und pikante, als wohlthuende Ueberraschung, der sie sich mit Vergnügen hingab. Es war dieß sonach für einen Charakter, wie sie ihn besaß, eine ebenso erfrischende und sänftigende Einwirkung, als für eine vom Sonnenbrand glühende Landschaft ein kühlender erquickender Abendthau.

„Wenn ich nicht irre, meine liebe Brigitte, so sprachen

Sie vorhin von dem traurigen Schicksale der gold-
lockigen Sigbritt von — von —"

„Von Amak," ergänzte Fräulein von Lewalde und
fügte hinzu: „Es ist nur eine von den Erzählungen
aus der alten Sagenchronik der Seelandsinsel, die mich
jederzeit so sehr angezogen haben, daß ich sie durch
öfters wiederholtes Lesen fast wörtlich mir in's Ge-
dächtniß prägte. Unwillkürlich finde ich dann und
wann in der Wirklichkeit Aehnlichkeiten mit dem In-
halte dieser Erzählungen, und was ist wohl natür-
licher, als daß ich mich so derselben gelegentlich er-
innere?"

„Auch mir macht es Vergnügen, Jemand zuzu-
hören, der so wie Sie, theuere Freundin, zu erzählen
weiß, und darum bitte ich Sie, theilen Sie mir die
Geschichte von dem traurigen Schicksale der goldlock-
igen Sigbritt von Amak mit. Wir wollen uns ein-
bilden, wir säßen wie damals, wo Sie mir die Ge-
schichte von der verkauften Liebe oder den beiden
Schwestern von Kallundborg erzählten, in dem hüb-
schen schattigen Gebüsch-Rondell im Garten Ihrer
Wohnung am Leman, und vor uns sprudelte der kleine
krystallklare Quell in das Wasserbecken wie dort."

„O, das ist ein allerliebster Gedanke!" rief Bri-
gitte freudig, „ich will auch gleich erzählen."

Und nach einer kleinen Pause hob Brigitte an: „Viele Jahrhunderte zuvor, ehe niederländische Colonisten (zu Anfang des 16. Jahrhunderts) die Insel Amak bevölkerten, welche durch einen sehr schmalen Seearm von der großen Seelandsinsel getrennt wird und jetzt gleichsam eine ländliche Vorstadt von Kopenhagen bildet, da sie dicht vor dem Hafen dieser Hauptstadt Dänemarks liegt, war dieses kleine Eiland eine verwilderte Einöde von Busch und Morästen und nur ein Schlupfwinkel der räuberischen Seekönige, welche in Zeit der Noth mit ihren Schiffen dahin flüchteten, um den ihnen nachsetzenden Feinden zu entgehen. Außer den zahllosen Schaaren von Seegeflügel, das nirgends eine bessere Heimath finden konnte, als hier, wo die tiefste Einsamkeit ihnen den sichersten Schutz gewährte und See, Morast und Busch die reichste Fülle von Nahrung boten, hatte sich auch ein Fischer mit Weib und Kind auf Amak niedergelassen und nährte sich vom Ertrage seines Gewerbes, den er nach dem damals nur noch kleinen Kiöbenhaven (Kopenhagen) brachte. Wenn der Mann so des Abends mit seinem Erlös nach Hause gekommen war und am prasselnden Feuer mit Weib und Kind saß, sagte er manchmal: „„Da drüben in Kiöbenhaven geht's gar groß zu, da giebt's Ritter und Herren in Menge, und der König hält Hof, so daß es

eine Pracht ist. Das sind Leute, die gar nicht wissen, was Arbeit und wie schwer der Bissen Brot zu verdienen ist. Und die Edelfrauen und Ritterdamen glänzen wie lauter Sonnengold und Mondsilber in ihren flinkernden Gewändern, und ist doch vielleicht keine unter ihnen, die so hübsch wäre, wie unsre kleine Sigbritt, deren Haar schon allein goldig wie eine Krone von Sonnenstrahlen und die wunderbar schön von Gesicht und Gestalt ist, so daß sie das herrlichste Fischerkind auf hundert Meilen in der Runde werden wird. Ging's nach Recht, so müßte Sigbritt eine Königstochter sein.""

„Solch' Lob hörte Sigbritt vom Vater fast immer, denn er war vernarrt in sein schönes Kind, und der Stolz auf ihre Schönheit schwellte endlich ihr junges Herz so sehr, daß sie oft, wenn der Sonnenglanz sich in der See badete und diese weit und breit wie ein goldener Spiegel funkelte, am Ufer stand und sich mit heimlicher Wonne darin beschaute. Damals war Sigbritt kaum dreizehn Jahre alt und hatte noch nichts Anderes gesehen als die öde Insel Amak, den Himmel, die See und von Weitem die Ufer von Seeland. Diese Einsamkeit war für sie eine Quelle großen Uebels, denn wo sie nur ging und stand, dachte sie an nichts, als an ihre vom Vater fast täglich gepriesene Schönheit. Von der Welt wußte sie nur so viel, als der

Vater erzählte, und das war freilich äußerst wenig und gar nichts Gründliches, aber immer hinreichend genug, um ihr den Wunsch in's junge Herz zu hauchen, daß sie einmal mit hinüber nach Kiöbenhaven fahren und unter die Leute kommen möchte. Wie sie siebenzehn Jahre alt war, erfüllte ihr der Vater den Wunsch, und sein Boot trug sie mit hinüber, als er, wie gewöhnlich, den Ertrag seines Fischfanges zum Verkauf fuhr. Der Vater hatte sehr Recht gehabt, und Sigbritt freute sich über die Maßen, als die Leute in Kiöbenhaven sich um sie drängten und riefen: „„Welch' ein schönes Mädchen!““

„Und als sie nun wieder auf Amak war, da träumte sie von nichts Anderem, als von der Bewunderung, die ihr widerfahren, und sagte zu sich: „„Ich bin so schön, daß gewiß Alle niederfallen und mir die Füße küssen würden, wenn ich nur mehr als eines armen Fischers Tochter wäre. Eine Königin sollte ich sein — warum bin ich denn so schön, wenn ich nicht auch vornehm sein soll?““ — Von der Zeit an wuchs ihr Stolz so sehr, daß sie sich der Niedrigkeit ihres Vaters schämte bei der Erinnerung, wie er am Kiöbenhavener Strande den Leuten seine Fische mit anpreisenden Worten zum Kaufe angeboten. Bald darauf ereignete sich für sie eine große Veränderung.

Eines Abends kam der Vater mit einem jungen Manne aus Kiöbenhaven zurück, und der sagte ihr, daß er des wohlhabendsten Bürgers Sohn von dort sei und sie als sein Weib heimführen wolle, wenn sie damit zufrieden wäre. Dann zählte er ihr Alles auf, was er im Besitz habe, so daß Sigbritt in voller Freude „Ja" sagte und ein Vierteljahr später die Hochzeit gefeiert wurde, bei der es gar hoch herging."

Nun war sie eine reiche Bürgersfrau, die vollauf hatte, was ihr Herz wünschte; aber eines stellte sich gleich im Anfange heraus, sie war hoffärtigen Geistes, und ihr Vater büßte es schwer, daß er sie immer in's Angesicht gelobt hatte, sie schämte sich bald seiner Armuth vor den Leuten, und nach einiger Zeit durfte er nicht mehr in ihr Haus kommen. Bei der Hoffart jedoch ist kein Glück möglich, und die Ehrsucht, ihre Schwester, rüttelt an dem Menschenherzen so lange, bis neue Wünsche darin auftauchen und alle Zufriedenheit untergraben. Bald lernte Sigbritt einsehen, daß der Bürgerstand ein von dem Adel hartgedrückter war, denn bei aller Gelegenheit fanden beschämende und kränkende Zurücksetzungen statt, und kaum war damals der Bürger Herr in seinem Hause vor der Begehrlust der Adeligen. Sigbritt sagte zu sich: „„Warum bin ich denn so schön, da ich nicht glänzen darf vor den

Leuten? Wäre ich eines Edelherrn Weib, so könnte ich zufriedener sein.""

„So geschah es denn bei einem Feste, welches der König gab, und wozu Alles, was nur Beine hatte, herbeiströmte, um den großen Glanz zu sehen, daß auch Sigbritt und ihr Mann zu schauen hingingen. Mit den königlichen Dienern war der Mann gut bekannt und freundlich und höflich gegen Jeden von ihnen, damit er für sich und seine junge schöne Frau Einlaß in den königlichen Palast fände; dagegen sah Sigbritt, wie die Diener, denen ihr Mann so viel Ehre erzeigte, sich tief und ehrfurchtsvoll vor dem geringsten Edelherrn neigten. Das empörte sie, und sie empfand Verachtung gegen den Bürgerstand, der ihr nur als der Fußschemel der Gewaltigen erschien. Sie ahnte in dieser Minute noch nicht, daß einige Stunden später ihr Schicksal einen Wendepunkt erreichen sollte. Von einer der Tribünen schaute Sigbritt hinunter in den weiten Prunksaal, wo der König mit seiner Gemahlin und den Großen des Reichs saß; die Pracht, die da von überall her in ihr Auge funkelte, stach ihr förmlich in's Herz, und als sie schaute, mit welcher Unterthänigkeit die goldbetreßten Diener der Königin huldigten und jedem ihrer leisesten Winke mit Demuth gehorchten, da sagte sie unwillkürlich zu sich: „„Warum

bin ich so schön und doch nicht eine Königin, wie diese, die mir auch nicht im Entferntesten gleicht?""

„Plötzlich brach hinter ihr unter der Wucht der vielen Zuschauer auf der Tribüne eine Bank und ein lauter Angstschrei entfloh Sigbritt's Munde, sie war im Wahne, das prächtige Schloß stürze über ihr zusammen, und lehnte hilferufend mit ausgebreiteten Armen an der Brustwehr, starr vor Schreck und Entsetzen. Der Augenblick aber war für sie von ungeheuren Folgen; der König war unten, wie sie oben, von seinem Sitze aufgefahren, und wunderbar getroffen von der seltenen Schönheit der goldlockigen Sigbritt, blieb er, gleich einer Bildsäule unverwandt zu ihr hinaufschauend, stehen. „„Welch' ein schönes Weib!" hörte man ihn rufen, „wer ist es?""

„Zwei Monate später gab es am Königshofe wieder ein Fest, prunkhafter noch als das letzte; aber Viele waren, die am Tage dieses Festes weinten. Die Königin, eine sanfte gütige Herrin, lebte verbannt in einem einsamen Schlosse, fern von dem Hofe ihres Gemahls; eine Andere hatte ihren Platz eingenommen, die der König mit fast wahnsinniger Gluth vergötterte — es war die schöne goldlockige Sigbritt, die Tochter des armen Fischers von Amak. Sie strahlte heute von Lust und Wonne in dem sie umgebenden Glanze und

gedachte nicht ihres Gatten, des rechtschaffenen Bürgers, den sie schnöde verlassen, und auch nicht der Thränen der von ihr verdrängten Königin. Und ein Jahr später ließ der König die goldlockige Sigbritt, da seine verbannte Gemahlin in Kummer gestorben, zur Königin ausrufen und krönen, und als sie diese höchste Stufe des Glückes erstiegen, schien es fast, als wären alle stolzen Gelüste ihres Herzens erfüllt. Doch dem war nicht so. Sigbritt sagte, nachdem sie mit Huldigungen und königlichen Ehren überhäuft worden, mißmuthig zu sich: „„Warum bin ich denn so schön, wenn sie nicht Alle vor mir niederfallen und meine Herrlichkeit anbeten sollen? dann erst wäre ich glücklich und zufrieden.““

„Und in süßer Stunde sagte sie das dem Könige, der ihren Willen zu dem seinen gemacht. Plötzlich erging ein Befehl, daß alles Volk der Seelandsinsel nach Kiöbenhaven kommen und die goldlockige Sigbritt, die schönste aller Königinnen, anbeten sollte. Sigbritt war voll Entzücken darüber, die Hoffart hatte ihren Geist ganz verwirrt, weil alle Wünsche ihr erfüllt worden, so daß sie zu sich sprach: „„Warum bin ich denn so schön, wenn ich nicht eine Göttin sein soll?““ — Und als der ausgeschriebene Tag der Anbetung erschienen und Tausende vom Volke in Furcht vor

harter Strafe, wenn sie nicht des Königs Willen thäten, demüthig auf den Knieen vor dem Schlosse lagen, da fuhr, während die goldlockige Sigbritt auf dem Balkon stand und sich dieser ihr gewidmeten göttlichen Ehre im Uebermaße ihres Hochmuthes freute, ein Feuerstrahl aus heiterem Himmelsblau herab und zündete ihre prächtigen Gewänder im Nu, so daß sie in Fetzen von ihr abfielen und sie nackt vor allem Volke stand, welches, die rächende Hand der Götter erkennend, laut schrie: „„Das ist das Strafgericht ihrer Hoffart!““ — Und die Ritter und Edelherren, tief empört von des Königs Befehl, riefen höhnisch: „„Seht, die goldlockige Fischermaid von Amak, die Närrin! laßt sie schwimmen, daß sie zu ihres Vaters übelriechenden Fischen zurückkomme!““ Und so griffen sie Sigbritt und stürzten sie in die Wellen des Seearmes zwischen Kiöbenhaven und Amak, lachten und spotteten ihrer Hilflosigkeit und schrieen: „„Da unten auf dem feuchten Grunde ist Platz übrig für Deinen Stolz!““

„Aber die Wellen hatten kein Recht, sie in die Tiefe hinabzuwirbeln, denn der Feuerstrahl aus der Götter Hand hatte auf Sigbritt's Stirne ein Zeichen gelassen, daß sie ein lebendes Zeichen menschlicher Thorheit sein solle; sie trugen sie hinüber nach Amak, hinter ihr her zogen, weit ausgebreitet wie ein Mantel,

die langen Strehlen ihres goldschimmernden Haares durch das Wasser nach. Und als sie triefend und nackt in ihres Vaters Hütte trat, da fand sie weder ihn noch die Mutter mehr, sie lagen todt in kühler Erde. Nun erst, als sie sich ganz hilflos, gleichsam von der Menschheit ausgeschlossen, jeden Anspruchs an Mitleid bar sah, begriff sie, welch' Strafgericht über sie gekommen war, und ihr Geist versank in greulichen Wahnsinn."

„Sie rannte zwischen die Büsche hinein, eine Gezeichnete von der Götter Hand, und fristete das elendeste Dasein, das je die Frucht eines Weibes erlebt hatte, sie ward zum Thiere, das sich mit den ekelhaftesten Dingen nährte, und ihre Schönheit verschwand wie Spreu im Winde. Niemand legte sein Schifflein mehr an das sandige Ufer Amak's an, denn Furcht war über Alle gekommen, die wahnsinnige Sigbritt war zum Gespenst geworden, das Alle verscheuchte. Nichts blieb ihr von all' ihrer Schönheit, als ihr goldlockiges Haar, woran man sie nach vielen Jahren noch erkannte, wenn sie zwischen den Büschen zuweilen herausrannte, in die Wellen des Meeres sich stürzte und um die Insel trieb, hinter ihr die langen wirren Strehlen ihres flimmernden Haares, wie ein ihr nach-

schwimmender Schleier und auf der Stirn das schwarze Zeichen von der Götter Hand."

„Jahrhunderte später ward Amak die Stätte fleißiger Ansiedler aus den Niederlanden, und die Wildniß und Oede verschwand unter ihren arbeitsamen Händen; aber die Sage von der goldlockigen, von den Göttern um des Uebermaßes ihres Stolzes willen mit dem Zeichen des Fluches beladenen Sigbritt übertrug sich von den Seelandsbewohnern auch zu ihnen, und die alten Leute von Amak behaupten noch heutigen Tages, zur Nachtzeit ein gespenstisches Wesen mit langen flatternden Haaren bald mit thierischem Geheul, bald mit grimmem Hohnlachen durch die Gärten rasen zu sehen, und die Fischer und Schiffer sagen, daß die wahnsinnige Sigbritt, halb Mensch, halb Thier, noch jetzt, wie damals vor vielen Jahrhunderten, zuweilen um die Insel schwimme, ein Schreck für jeden Bootsmann, der sie erblickt, denn ihre Erscheinung bedeute Unglück. Das ist die Geschichte von dem traurigen Schicksale der goldlockigen Sigbritt von Amak.""

Nach einer kurzen Pause sagte die Gräfin lächelnd: „Nun, meine liebe Freundin, Ihre Furcht scheint mir doch etwas übertrieben, denn ich habe wenig Anlage Ihrer goldlockigen Sigbritt von Amak ähnlich zu wer-

den; zum Beispiel nur das Eine, ich kann nicht schwimmen, und da wir zufällig keine Insel —"

Der Eintritt Christiansen's, welcher der Gräfin die Meldung machte, daß Herr von Vitzthum um die Gnade bitte, sie sprechen zu dürfen, unterbrach diese scherzenden Worte.

„Ich verlasse Sie auf kurze Augenblicke, meine gute Brigitte — bald bin ich wieder bei Ihnen. Sie sehen, auch das ist eine Last, eine gnädige Gräfin zu sein, denn man muß leider der Etikette viele Opfer bringen."

Brigitte fühlte sich außerordentlich heiter, das Bewußtsein, ihre Freundin vor der Kunst der Verführung gesichert zu wissen, und zwar, wie sie glaubte, durch ihre Bemühung, flößte ihr die Empfindung eines Glückes ein, welches sie ganz und gar erfüllte und ihr Freudenthränen in die Augen lockte.

„Ach, welche Seligkeit ist es doch, ein uns liebes Herz gerettet zu sehen!" sagte sie zu sich. „Welche Freude wird meine gute gnädige Frau Durchlaucht haben, wenn ich ihr Alles erzählen werde."

Am liebsten hätte Brigitte sich jetzt bei der Churfürstin befunden, um, voll des freudigen Muthes, der von ihr Besitz genommen, Alles berichten zu können; aber freilich mußte es beim Wunsche bleiben, die

Erfüllung lag so fern im Reiche der Unmöglichkeit; aber sie beschloß morgen mit dem Frühesten nach Torgau abzureisen, und wartete daher mit Sehnsucht auf die Rückkehr der Gräfin, damit sie noch an diesem Abend die kleinen nothwendigen Verfügungen zur Reise treffen könne, denn damals gehörten Reisen zu den Dingen, welche großer Vorbereitungen bedurften, weshalb auch in der Regel nur bei Anlässen von größter Wichtigkeit zu Unternehmungen solcher, meist sehr beschwerlicher Art geschritten wurde. Fast eine halbe Stunde war vergangen, seit die Gräfin sie verlassen hatte. Brigitte gerieth allmälig in Angst, sie wußte nicht, was sie davon denken sollte. Unmöglich konnte sie Brigitte vergessen haben — eine Freundin vergessen, welche Ursache hätte denn dieser Ungebühr unterlegen? Also mußte ein anderer Grund sie abhalten. Sollte vielleicht ein plötzliches Unwohlsein ihr zugestoßen sein? Es gehörte nur solch' ein warmfühlendes und zugleich leicht zur Furcht und Angst geneigtes Herz dazu, um in die lebhafteste Besorgniß sich versetzt zu fühlen, und diese, von der Freundschaft zu der Gräfin noch besonders gesteigert, trieb sie endlich an, das Zimmer, in dem sie sich befand, zu verlassen. Mit einer der brennenden Kerzen in der Hand durchschritt sie die nächsten Zimmer. Keins derselben war ge-

schlossen, die Thüren nur angelehnt, als ob Jemand kurz vorher flüchtig durchgeeilt sei. Die tiefe Stille ringsum übte um so mehr Beängstigung auf Brigittens zur Furchtsamkeit geneigtes Gemüth, als die weichen den Fußboden verhüllenden Decken nicht einmal den Schall ihrer eigenen Schritte ihr zu Ohren kommen ließen. Diese Unheimlichkeit wirkte so sehr auf sie ein, daß sie, im dritten Zimmer angelangt, wieder zurückkehren wollte. Indeß dieser durch ihre Furcht hervorgerufene Entschluß wurde in der Ausführung gehindert, als sie in dem anstoßenden vierten Gemache der Zimmerreihe die Stimme der Gräfin zu vernehmen glaubte. Die Thüre dieses Gemaches stand halb offen; und als Brigitte sich derselben genähert hatte, sah sie durch den Raum zwischen dem Thürflügel und der Thürverkleidung hellen Lichtschein im Innern des Zimmers. Sie wollte eben eintreten, als sie eine männliche Stimme rufen hörte: „Jetzt bist Du mein, Schönste aller Schönen! ganz mein! Der Himmel kann mir keine größere Seligkeit bieten, als die, mit der mich dieser Gedanke erfüllt."

„Und Königin bin ich, wenn Ew. Majestät Gemahlin stirbt?!"

„Ja, Königin! meine, meines Reiches Königin!"
Betäubt und erschrocken von dem, was sie hörte,

blickte Brigitte, ohne zu wissen, daß sie es that, in das Gemach hinein.

Der König saß in liebeglühender Umarmung neben der Gräfin von Hoymb, und Beider Lippen hatten sich in flammendem Kusse gefunden. Von ihnen unbemerkt trat Brigitte schnell zurück. Sie fühlte von dem ihr gewordenen Anblicke eine solche Erschütterung in sich, daß ihr Denken völlig gestört schien. Wenn einen Wanderer, der mit unendlicher Anstrengung den Gipfel eines Felsens erklommen, ein unbedachter Tritt auf Steingerölle plötzlich in die Tiefe zurückstürzt, so kann er unmöglich mehr erschüttert und betrübt sich fühlen, als Brigitte. Es war ein Taumel, der ihre Sinne umfing.

Als dieser Zustand von grenzenloser Verwirrung, in welchem sie in das Zimmer, in dem sie sich mit der Gräfin vorher befunden, zurückgegangen war, sich ein wenig lichtete, rief sie schmerzlich: „Ach, mein Gott, sie ist verloren!“

Im Vorgemache wurden Schritte hörbar, sie verließ langsam, als sei sie von schwerer Krankheit erschöpft, das Zimmer. Draußen war Christiansen, welcher sich nicht wenig erstaunt zeigte, sie noch hier zu sehen.

„Wollen das gnädige Fräulein der Frau Gräfin vielleicht etwas vermelden lassen durch mich?“ fragte er.

Brigitte blieb stehen. „Ach ja,“ sagte sie mit tiefem Aufathmen, „erinnere Er sie an die Geschichte von dem traurigen Schicksale der goldlockigen Sigbritt von Amak.“ Mit diesen Worten entfernte sie sich.

Christiansen war völlig perplex, er sah ihr nach, wie Jemand, der, eben aus dem Schlafe erwachend, die Dinge in der Wirklichkeit noch gar nicht recht von denen des Traumes unterscheiden kann.

Die Schicksale der schönen Gräfin von Hoymb, die der Vorwurf unserer Geschichtserzählung sind, treten von dem Wendepunkte an, mit welchem wir die Schilderung des vorstehenden Abschnittes schlossen, in ein historisches Stadium, da sie von nun an mit mehreren der in jener Zeit Aufsehen erregenden Begebenheiten im Zusammenhange stehen. In Kürze nur wollen wir die sie betreffenden Ereignisse berühren, welche ihr am Hofe des Pracht liebenden August eine so große Macht einräumten. Nur gezwungen den ernstlichen Vorstellungen seines ersten Ministers, des Großkanzlers, Grafen von Beichlingen, nachgebend, hatte König August seiner

Leidenschaft für die schöne Anna von Hoymb in so weit Fesseln angelegt, als er das Eingehen auf ihre stolze Forderung, nach dem Tode seiner Gemahlin mit ihm als Königin den Thron zu theilen, standhaft verweigerte, obwohl er für seine Person dieselbe augenblicklich zugestanden hätte, denn nichts lag ihm mehr am Herzen, als die Erfüllung seiner sehnlichen Wünsche.

Wir wissen, welche Nothwendigkeit den Großkanzler bewog, von dem Widerstande gegen die hoffärtigen Bedingungen der Gräfin abzulassen, es war die Furcht, durch ihr entschiedenes Zurücktreten — und von solch' einem energischen Charakter, wie dem der Gräfin, war das zu erwarten — die Ungnade des Königs auf sich zu ziehen und somit seinen Einfluß auf denselben zu verlieren. Mit Vergnügen vernahm August die veränderte Gesinnung seines ersten Ministers, und wenige Stunden später war die schöne Anna von Hoymb im Besitze eines Vertrages, wie sie ihn nur wünschen konnte.

Die Ehescheidung von dem Grafen machte keine Schwierigkeiten; das lutherische Consistorium war sofort willfährig, um der Genußsucht eines Mächtigen willen die schwächsten Gründe gelten zu lassen. Graf von Hoymb beobachtete die Politik der Unvermeidlichkeit, machte gute Miene zum bösen Spiele und erhielt

sich dadurch, um sprüchwörtlich zu reden, en vogue. Es lag in seinem Interesse, seine geschiedene Gemahlin sich als Freundin zu erhalten.

Mit allem Stolz einer für den Thron geborenen und mit den höchsten Ansprüchen auf Geltung ausgestatteten Fürstin zeigte sich die Gräfin, für welche der König den Namen „von Cossell“ erfunden, in ihrer neuen Stellung, und sie fühlte sich durch die leidenschaftliche Liebesgluth des Königs auch zu den maßlosesten Ansprüchen berechtigt. Niemand sah sich mehr in seinen Hoffnungen getäuscht, als der Großkanzler Graf von Beichlingen. Er hatte geglaubt, die Gräfin gewissermaßen in Schach zu halten, sie unschädlich zu machen, er versuchte es, ihren Stolz zu brechen und sie gleichsam in eine gewisse Abhängigkeit zu versetzen, und mußte zu seinem Verdrusse erkennen, daß er sich in ihr eine Feindin erweckt hatte, die zu fürchten war, da ihr Mittel zu Gebote standen, welche bei einiger klugen Anwendung sie immer zur Siegerin über die gegen sie gesponnenen Kabalen machen mußten.

Der damalige sächsische Hof zeichnete sich überhaupt in Bezug auf Intriguen und Höflingsränke vor allen andern deutschen Höfen aus. Die Günstlings- und Frauen-Regierung war der beste Pflanzboden für diese ephemeren Schößlinge spekulativer Ehr-

und Habsucht. Mit tiefem Verdrusse bemerkte der Großkanzler, daß Patkul bei der Gräfin in besonderer Achtung stehe, und er vermuthete nicht mit Unrecht, daß so mancherlei Aeußerungen, welche der König ganz unerwartet bei verschiedenen Gelegenheiten kund gab, diesem Einflusse entsprungen sein könnten. Es mußten also Mittel und Wege gefunden werden, um diese Freundschaft zu sprengen.

Graf von Beichlingen wußte zu gut, daß bei Höflingen Zuneigung wie Haß sich nach den Umständen richten und elastischer Natur sind. Nicht er allein war in seinem Ansehen bedroht, auch der Statthalter Fürst von Fürstenberg und vor Allem des Königs besonderer Günstling, Flemming. So sehr auch Beichlingen diese Beiden haßte, so fand er es doch für nöthig, mit ihnen in eine Verbindung zum Sturze der Gräfin zu treten. Mit nicht geringem Mißvergnügen erkannten diese Drei, daß diesmal des Königs Leidenschaft eine tiefergewurzelte sei, als sie selbst geglaubt hatten; indeß ein Resultat erzielten sie doch. Patkul, müde der ewigen Anfeindungen, entschloß sich, mit Bewilligung des Königs in die Dienste des Zaares Peter von Rußland zu treten. Dieses dem Könige sehr angenehme Auskunftsmittel bot demselben den besonderen Vortheil, daß er an dem Hofe des Zaars, seines Bun-

desgenossen gegen Schweden, in Patkul's Person einen Mann hatte, welcher seinen Interessen lebhaft zugethan war und auf dessen Treue er unter allen Umständen zählen zu dürfen glaubte, weil er überzeugt war, daß ihn der Haß gegen Schweden nur einzig und allein regiere. Ehe Patkul von der Gräfin schied, hatte er mit ihr eine höchst wichtige Unterredung.

„Madame," sagte er zu ihr, „erlauben Sie mir beim Abschiede, Ihnen ein Vermächtniß meines guten Willens, meines Eifers für Sie zu hinterlassen. Sie wissen, daß ich für Großes erstrebende, ungewöhnliche Charaktere eine besondere Vorliebe hege, die mich zum natürlichen Beistand derselben macht. Als einen solchen ungewöhnlichen Charakter habe ich Sie erkannt — erinnern Sie sich gnädigst unserer ersten Begegnung am Leman. Ihre Feinde an diesem Hofe sind die meinen; indem ich ihnen scheinbar das Feld lasse, werden sie glauben mich verdrängt zu haben — mögen sie diesen Glauben immer haben, er schadet mir nicht. In Ihrer Macht, Madame, steht es, alle Bemühungen dieser kleinlichen Seelen zu zerstören, die Liebe des Königs ist Ihre beste Waffe gegen solche Scorpionstiche. Ihr Vortheil, Madame, bedingt es gebieterisch, daß des Königs Macht in Polen siege; auch ich wünsche das — aus Haß gegen das übermüthige

Schweden. Es bleibt sich gleich, welche Motiven unsern Wünschen unterliegen, wenn sie nur in einem Ziele zusammenlaufen, und dies ist hier der Fall. Des Königs Macht, sein Sieg, seine Größe sind die Pfeiler Ihres Triumphes, ein festes Bündniß mit Rußland ist allein im Stande, ihn siegreich, groß und mächtig zu machen — vergessen Sie das nie! sehen Sie ein solches Bündniß als die erste Sprosse auf der Leiter zur Erfüllung eines in Ihrem Herzen laut sprechenden Wunsches an."

„Und der wäre?" fragte Gräfin von Cossell.

„Königin zu werden!" antwortete Patkul.

Ein Lächeln überschwebte das schöne Antlitz der Gräfin. Er hätte keinen ihr stolzes Herz wohlthuender und tiefer berührenden Ton anschlagen können, als diesen.

„In der That, man möchte Sie fürchten, Herr von Patkul," sagte sie scherzend, „Sie lesen in dem Herzen, als ob ein Buch vor Ihnen aufgeschlagen wäre. Aber Eins haben Sie vergessen — der König ist Katholik, seine Kirche erlaubt nur dann eine zweite Verbindung, wenn er Wittwer ist."

„Madame," entgegnete Patkul, „eine so geistvolle Frau wie Sie wird sich nie von scheinbaren Hindernissen einschüchtern lassen. Werfen Sie sich die Frage

auf: was ist unmöglich? so wird sich Ihnen jederzeit die Antwort ergeben: Es ist schon manche Unmöglichkeit möglich gemacht worden."

„Sie sind wirklich ein gottloses Weltkind, Herr von Patkul," lächelte die Gräfin, „aber man kann Ihnen nicht zürnen; Sie würden auch für das Schlimmste eine Entschuldigung wissen."

So schied Patkul mit der Ueberzeugung von ihr, daß er einen Samen in ihr Herz gestreut habe, welcher sicher aufgehen werde. Die Freude des Großkanzlers, des Fürst-Statthalters und Flemming's über das Ausscheiden des ihnen gefährlich scheinenden Patkul aus sächsischem Dienste war groß, und sie hofften nun, die Macht der Gräfin über den König zu brechen, indeß sie gelangten bald zu der wenig trostreichen Ueberzeugung, daß die Gräfin nicht nur eine Schönheit ersten Ranges, sondern auch eine Frau von Geist sei, die es verstand, sich auf der Höhe zu erhalten, auf welche das Geschick sie geführt hatte.

Die einzige Möglichkeit, den König ihr untreu zu machen, bestand in dem schimpflichen Bestreben, ihm andere weibliche Schönheiten zuzuführen. So sehr sich auch der König seinen Neigungen zu überlassen pflegte, so hatten sie doch nur den Aerger davon, daß er in der Hauptsache der Gräfin treu blieb,

indem sie ihn eben so wohl geistig als sinnlich zu fesseln verstand.

Die Cossell begleitete den König nach Polen. Es war dies eine Art Politik von ihr, um jeder Möglichkeit, die zwischen ihm und der schönen Lubomirska aufgelöste Verbindung etwa wieder neu zu knüpfen, vorzubeugen.

In der That hatte August unter den wahrhaft niederdrückenden Schicksalsschlägen, die ihn in Polen trafen und in diesem Reiche zum Flüchtling machten, keine treuere Freundin als die Gräfin von Cossell. Die wenigen Freudentage in Warschau abgerechnet, wandelte er von nun an auf einem Dornenpfade, und nur sein außerordentlicher Hang zur Freude, der mitten in den betrübendsten Drangsalen an Vergnügungen dachte und sich glücklich bei Festmahlen und Lustbarkeiten fühlte, bewahrte ihn vor Schwermuth, die nur eine ganz richtige Folge der bittern Erfahrungen, schmerzlichen Enttäuschungen und schweren Kränkungen, die er fast täglich erlebte, gewesen sein würde.

Der Sieg des zwölften Carl von Schweden bei Riga hatte nicht allein die Folge, daß die Sachsen und die ihnen verbündeten Moskowiter Livland räumen mußten, sondern wirkte auch auf die Parteisucht der Polen so verderblich ein, daß August im vollen

Sinne des Wortes immer in der Gefahr schwebte, einer dieser Parteien zum Opfer zu fallen. In welcher Lage er sich befand, geht wohl daraus hervor, daß er sich der Friedensvermittlung seiner abgedankten Geliebten, der Gräfin von Königsmark, anzuvertrauen für gut fand, in der Hoffnung, durch weibliche Schönheit dem Sieger Carl mildere Gesinnungen einzuflößen. August ging in Bezug auf den Glauben an die Macht weiblicher Schönheit ganz von seinem für dieselbe allzusehr empfänglichen Sinne aus, er wußte nicht, daß der schwedische Carl Alles, was zur soldatischen Brutalität gehört, im vollkommensten Grade besaß und eher mit einem der rohesten Soldaten unterhandelt haben würde, als mit der schönen Königsmark.

Einen eben so unglücklichen Ausgang hatte die an und für sich unglückliche Sendung des Herrn von Vitzthum, der für eine Unterhandlung mit einem Krieger von Carl's Schlage ganz ungeeignet war.

Ohne Zögern führte der Schwedenkönig seine Armee auf Warschau los; August, verlassen von der einen Hälfte der Polen und der andern nicht recht trauend, verließ bei herannahender Gefahr diese Hauptstadt, in die der schwedische Dränger einzog. Die nun folgende unglückliche Schlacht bei Clissow, welche August zwang, auch Krakau zu verlassen, versetzte ihn in die

Lage eines in der Irre in Polen umherziehenden Flüchtlings. In Wahrheit war ihm die polnische Königskrone zur Dornenkrone geworden. Der Anblick so vieles Unglücks machte allerdings auf den Adel mehrer Woiwodschaften den Eindruck der Rührung, und sie schwuren ihm Treue und Beständigkeit; doch dauerte der Schwur leider nur so lange, als die Geld- und Branntweinspenden den Enthusiasmus im Schwunge erhielten. Mit ihnen sanken auch die gezogenen Schwerter in die Scheiden, und es blieb beim Geschrei, die That fehlte.

Diese Irrfahrt als Flüchtling führte ihn endlich nach Marienburg, wo er den Winter und das Frühjahr 1702 zubrachte. Marienburg, welches ehemals der Mittelpunkt der Ritter des deutschen Ordens gewesen, von wo aus sie ihre kühnen Kämpfe geführt und ihre Herrschaft über Preußen, Lithauen und Livland erstreckt hatten, sah jetzt in den ehrwürdigen still gewordenen Hallen des großen Schlosses, wo ehemals nur die dem Dienste des Kreuzes geweihten Ritter ihre feierlichen Berathungen gehalten und Alles das Gepräge tiefster Religiosität getragen, das bunte rege Treiben des Haushalts des Polenkönigs, welcher, obgleich die drohendste Gefahr ihn umgab und von seinem Königreiche in Wahrheit nur der kleine Fleck Erde ihm

gehörte, wo er sich zufällig aufhielt, sich mit Freuden und Lustbarkeiten vergnügte, wie nur die üppige Erfindungsgabe seines lebenslustigen Sinnes sie der Oertlichkeit und den Umständen anzupassen vermochte. Prächtige Schlittenfahrten, glänzende Aufzüge, rauschende Bälle wechselten mit einander im brüderlichsten Vereine, und fast jeder Tag hatte seinen besonderen Genuß, seinen eigenthümlichen Reiz. Die fremden Gesandten hatten sich von Warschau nach dieser kleinen Stadt an der Nogat gewendet, Sachsen hatte seine Höflinge gleichsam zur Unterstützung des bald verlöschenden königlichen Glanzes geschickt, und fast hätte man meinen sollen, das riesige Muttergottesbild mit dem Jesuskindlein auf dem Arme, das als Wahrzeichen des ehemaligen Hauptsitzes des Ordens hoch in der Mauer des Schlosses in einer Art Nische steht und dessen glänzende Augen von funkelnden Steinen nach der Sage meilenweit wie Lichtflämmchen in dem ebenen Lande um Marienburg gesehen wurden, blicke jetzt einladend hinaus in die Ferne, um Bewunderer der üppigen Vergnügungen herbeizurufen.

An einem der Februarabende bot der große Rempter, der ehemalige Versammlungssaal der Ordensritter, das prächtige Schauspiel eines Balles nach König August's Geschmack. Die Tänzer und Tänzerinnen

waren in die Costüme verschiedener Nationen gekleidet, und die ehrwürdige Halle, in der sonst nur die Stimme des Hochmeisters in feierlicher Ansprache zu den Helden des ruhmreichen und für die Verbreitung des Christenthumes so segensvollen Ordens erklungen war, hörte jetzt die lustigen Tanzweisen der beiden Musikbanden, die der König, um sie für seine Feste stets bei der Hand zu haben, mit sich führte. An beiden Enden des reicherleuchteten Saales waren Orchester erbaut; auf dem einen spielte die aus Mohren bestehende, auf dem andern die polnisch-jüdische Musikantenbande. Während die ersteren mit allem Geräusch orientalischer Musik, wie mit Becken, kleinen und großen Trommeln und Janitscharengeklingel, den Saal lärmend erfüllten, ließen die jüdischen Musiker die polnischen Nationalweisen des Liedes wie des Tanzes erschallen, und so konnte man von der schwarzen und in grelle Farben gekleideten Pfeiferbande sagen, sie arbeite darauf los, die Sinne in einem tobenden Strudel zu verwirren, indeß die jüdischen Musiker ihre Kunst zum Herzen sprechen ließen.

Da der König es liebte, seine Lust und Pracht zur Schau zu tragen, so war es dem besseren, jedoch nicht hoffähigen Theile der Marienburger gestattet, den freien

Raum neben den beiden Musikbühnen zu benutzen, und in der That war derselbe sehr gefüllt.

Ein schöner, obwohl etwas bleich aussehender junger Mann lehnte, die Augen auf das glänzende Gewühl in der Mitte des Saales gerichtet, welches sich jetzt zur Ausführung einer Polonaise geordnet hatte, unter einem der reich mit Kerzen besteckten gläsernen Wandleuchter an der Wand des neben der von den jüdischen Musikern besetzten Bühne befindlichen Zuschauerraumes. Seine große schlanke Figur verstattete ihm, über die vor ihm stehenden Schaulustigen hinwegzusehen. Er hatte für nichts Augen als für den durch den Ceremonienmeister arrangirten Zug, der seines Führers wartete. Der König im polnischen Nationalkostüm, an der Hand die ebenfalls so gekleidete Gräfin Cossell führend, trat aus einem der kleinen zellenartigen Nebengemächer, empfangen von einem wirbelnden Tusch von Trompeten und Pauken.

Der erwähnte junge Mann schien einen Ruck durch den ganzen Körper zu empfinden, seine Augen leuchteten wie Flammen, eine tiefe Röthe überschwebte sein blasses Gesicht. Die Polonaise begann. Wenn die Eigenthümlichkeit dieses polnischen Nationaltanzes, der rasche Wechsel der durch die Musik ausgedrückten Empfindungen, das rauschende Aufjubeln, als gälte es,

den Himmel an Freude zu überbieten, der brausende leidenschaftliche Sturm des Gefühls, dann die das Herz durchschauernde Wehmuth, die unendliche Klage, die schmerzliche Liebessehnsucht und nachher wieder das Ermannen aus dem Versunkensein des Wehes zur Kraft, zum Siege, zum Glücke der Erfüllung aller die Brust beseelenden Wünsche, den Zuhörer schon mächtig ergreift, so vereinte sich hier mit dieser Empfindung noch ein Reiz, welchen das Auge aufnahm und der mit dem wohlthuenden Gefühle des Schönen das Herz begeisterte. Selten wohl konnte bei diesem Nationaltanze, wenn auch durch geborene Polen, die polnische Nationalität glänzender und herrlicher vertreten werden, als durch den mit seiner schönen Geliebten Hand in Hand den Zug der im reichsten Costüm funkelnden Tänzer und Tänzerinnen anführenden König.

Welche edle erhabene Gestalten! er in der Fülle männlicher Kraft, mit luststrahlendem Auge, sie die Schönste unter den Schönen, ein Juwel weiblicher Anmuth, eine Lichterscheinung des Himmels. Nur durch diese beiden bewunderungswürdigen, alle Mittanzenden an Schönheit und natürlicher Grazie weit übertreffenden Gestalten trat die Bedeutung dieses Polentanzes zur vollen Geltung. Man fühlte, man sah es, wie er der Ausdruck der Geschichte zweier Lie-

benden sei, die den langen, durch die seltsamsten Windungen verschlungenen Lebensweg mit einander wandeln, sich verlieren, getrennt werden, dann sich wiederfinden und, nun auf immer verbunden, in himmelstürmendem Jubel der unbegrenzten Lust des Wiedersehensglückes sich hingeben. Kraft und Anmuth, Ausdauer und tiefes herzinniges Sehnen, wilde Freude, des Schmerzes Weh, alle die Wandlungen des Stolzes, des Muthes, der glühendsten Empfindungen leidenschaftlicher Zuneigung fanden durch Beide die vollgiltigste Vertretung.

Vor dem Auge des Zuschauers rollte sich das Bild eines ganzen Lebens auf, und die wunderbaren Klänge dieser Musik, mild und girrend, stürmisch und zagend, jauchzend und melancholisch, liehen der Seele das Verständniß dieses Tanzes, indem sie tief in's Herz hereintönten und es zum Mitempfinden des überreichen Wechsels der Empfindungen stimmten.

Der junge Mann schien jede Nuance dieses wunderbaren „Lebenstanzes" begierig zu erspähen, sein Blick hing unverwandt an der herrlichen Geliebten des Königs, welcher Letztere nach den seltsamsten Windungen, in denen er den langen gepaarten Zug geleitet, ihn nun zu den unweit der von den jüdischen Musikern besetzten Bühne sich befindenden Flügelthüren hinaus in den Corridor führte.

Tief beugten sich die Zuschauer vor dem vorüberziehenden Könige, dessen Gesicht im Uebermaße des Glückes strahlte; Gräfin Cossell schwebte stolz lächelnd, im Bewußtsein ihrer Schönheit und Macht, an seiner Seite hin. Zufällig gleitete ihr Blick, den sie über die sich verbeugenden Zuschauer schweifen ließ, auf den jungen Mann, dessen wir erwähnt, und unverkennbar drückte sich Erstaunen und Freude, ihn hier zu sehen, in ihren Mienen aus. Die Schnelligkeit, mit der der König den Zug führte, ließ dieses Erkennen nur einen Moment lang dauern, dann war die Gräfin in dem Corridor verschwunden — die Musik rauschte wie auf Sturmesschwingen ihr nach. Fast schien es, als habe ihr Blick den jungen Mann versteinert; erst als das letzte Paar des glänzenden Zuges an ihm vorüberzog, ermannte er sich und athmete tief auf, als habe es bergschwer auf seiner Brust gelastet.

„O dürfte ich dir nacheilen, mich niederwerfen zu deinen Füßen und dir sagen, daß nie ein Verdammungsurtheil über dich in meiner Seele Raum fassen wird, mögen sie dich auch Alle verdammen. Sie lieben nicht wie ich, sie haben dich nie geliebt!"

Der junge Mann murmelte diesen Ausdruck seiner innersten Empfindung vor sich hin, und nur erst, als der Polonaisenzug zur gegenüberstehenden Thüre am andern

Ende des Saales wieder eintrat, wurde seine Aufmerksamkeit auf's Neue angeregt, und er hätte aufschreien mögen vor Lust, als er zu bemerken glaubte, die schöne Gräfin habe den Blick nach ihm gerichtet und leise ihm zugenickt. Ehe der König den Tanz schloß, führte er den Zug noch einmal rund im Saale umher, und jetzt ward es dem jungen begeisterten Zuschauer zur Wahrheit, daß er sich nicht getäuscht, denn ein freundliches kaum bemerkbares Kopfnicken und ein lächelnder Blick der Gräfin Cossell bestätigte ihm die frühere Wahrnehmung, und voll dieser ihn beglückenden Ueberzeugung verließ er, als der Tanz geendet war, die lichtfunkelnde Halle des großen Rempters.

Draußen in den Gängen befand sich die zahlreiche Dienerschaft des Königs und der Ballgäste, er hatte Mühe, um durchzukommen. Eben wollte er die Treppe hinuntereilen, als er leise einen der betreßten Diener neben sich sprechen hörte: „Laufe der Herr nicht so sehr, ich habe eine Commission an den Herrn."

„An mich?" fragte der junge Mann erstaunt, „das ist ein Irrthum, ich bin erst vor drei Stunden angekommen und —"

„Im goldenen Kreuze eingekehrt," ergänzte Jener, „das trifft Alles, und von Irrthum ist also keine Rede."

Da der Sprecher bemerken mochte, wie sich Erstaunen des Angeredeten bemächtigte und dieser voll Zweifel und Ungewißheit ihn anschaute, fuhr er lächelnd fort: „Der Herr braucht keine Angst zu haben, ich bin ein richtiger Mann, das will sagen, Se. Excellenz, mein gnädiger Herr, setzt alles Vertrauen in mich, und so denke ich, wird der Herr ruhig sein können. Der Herr Doctor Ritter wird den Herrn morgen im Kreuze aufsuchen, unterdeß aber möchte der Herr das hier lesen."

„Aber der Doctor —"

Jener, welcher sich in der vollkommensten Gewißheit glaubte, mit dem rechten Manne zu verhandeln, fiel ihm in's Wort: „Nehme der Herr nur, ich habe Eile, und es taugt auch nichts, daß von den vielen Maulaffen hier etwas aufgeschnappt wird. Sie lungern überall herum und passen allen Teufeln auf. Laß der Herr mich seiner Gewogenheit empfohlen sein." — Mit diesen Worten entfernte sich der Diener schnell und ließ den Andern in einer Ueberraschung zurück, welche derselbe wenigstens für den Augenblick nicht zu entwirren wußte. Obwohl er nochmals, um den Mann von seinem Irrthum zu überzeugen, in den Corridor zurückging, wo die Diener der Befehle ihrer Herrschaften warteten, so sah er ihn doch nicht mehr, und

es blieb ihm, da er einige andere Lakaien in gleicher Livree bemerkte, nichts übrig, als zu fragen, in wessen Diensten sie sich befänden. Die Antwort lautete: „In denen Sr. Excellenz, des Großkanzlers Grafen von Beichlingen.“ Schon wollte er das versiegelte Billet einem derselben übergeben, da erinnerte er sich, daß dies vielleicht nicht gut gethan sein würde, weil es, nach den Worten des Dieners, jedenfalls eine Angelegenheit betraf, die geheim bleiben sollte. Deshalb entschloß er sich, einstweilen das empfangene Billet bei sich zu behalten, um es am nächsten Tage dem Diener wieder zuzustellen, damit dieser durch seinen Irrthum nicht Verdruß habe. Die Sache erschien ihm so gering, daß er derselben nicht weiter gedachte und auf dem Wege vom Schlosse in die Herberge zum goldenen Kreuz nur der Erinnerung an die Gräfin Cossell sich hingab. „Ach,“ sagte er zu sich, „wie ist es doch möglich, daß wir mit so mächtigen Gefühlen uns zu Jemand hingezogen finden und uns doch sagen müssen, alle unsere Wünsche sind unerfüllbar! Sie ist herrlicher, schöner, als sie es am Leman war. Ob sie glücklicher ist?!“

Asmund von Lewalde konnte sich diese allerdings gewichtige Frage nicht beantworten, denn sie griff zu sehr an sein Herz. Er empfand ein widerwärtiges Ge-

fühl bei dem Gedanken, daß diejenige, welche er so heiß geliebt hatte und jetzt noch mit derselben Inbrunst liebte, wie in jenen glücklichen Tagen am Leman, nur im äußeren Scheine sich glücklich fühle, nicht in der Wahrheit.

Das Glück hatte seine Laufbahn im dänischen Staatsdienste begünstigt; jetzt war er mit einer geheimen Mission an den König von Polen beauftragt, welche ihn verpflichtete, jedes Aufsehen zu vermeiden, damit durchaus nicht verrathen werde, daß seine Anwesenheit in irgend einem Zusammenhange mit den politischen Zuständen stehe. Eine solche Geheimhaltung konnte nur dann gelingen, wenn Asmund ohne irgend ein Prädikat einer officiellen Sendung in Marienburg erschien. Seine stets bewiesene Treue rechtfertigte die Erwartung seiner Regierung, welche ganz trefflich calculirte, daß ein so stiller und schlichter Charakter, wie der Asmunds, ganz geeignet sei, in dem großen geräuschvollen Trubel am Hofe des Polenkönigs, übersehen, nicht beargwohnt zu werden. Man wünschte dies, weil man es um Schwedens willen, das man alle Ursache zu fürchten hatte, nothwendig fand, die innigere Verbindung zwischen Dänemark und König August so verborgen als möglich zu halten. Es galt ihm jetzt vor allen Dingen, Zutritt zum Könige zu

erlangen, und durch wen konnte er das, als durch die Gräfin? Er erinnerte sich dabei an ihren Diener Christiansen und beschloß, am nächsten Tage ihn aufzusuchen. Asmund besaß noch dasselbe weiche Gemüth, wie ehemals, er glich darin ganz seiner Schwester, wie sie zeichnete er sich durch eine seltene Ausdauer hinsichtlich seiner einmal gefaßten Neigungen aus. Die Innigkeit seiner Empfindungen hatte keinen Abbruch durch seine Lebensaufgabe, den Staatsdienst seines Königs, erlitten, im Gegentheil, sie war durch die Nothwendigkeit, sich in sich selbst zurückzuziehen, einen äußeren Menschen, der nur der klugen Berechnung, nie dem Eindruck des Augenblickes sich hingiebt, den Augen der Welt zu zeigen, consistenter geworden, wenn wir uns dieses Ausdruckes bedienen dürfen. Das stille verhüllte Feuer, durch beengende Schranken zusammengehalten, erlischt nie so leicht, wie ein jedem Zugwinde ausgesetztes. So lebte er gleichsam ein Doppelleben, in seinem Aeußeren eine durch Uebung erlangte diplomatische Ruhe, die ihm die Kraft der Selbstbeherrschung gegeben und es ihm möglich gemacht hatte, den inneren Menschen, seine Empfindungen gegen jede Einwirkung von außen, und im umgekehrten Falle, jeden Ausdruck nach außen abzuschließen. Nur so war er sich selber treu, unverändert geblieben, er gehörte jetzt,

wie ehemals, sich an. Darum liebte er Anna, nun Gräfin von Cossell, auch mit der nämlichen Innigkeit noch, wie damals am Leman, es war eine Neigung, die zu tief in seinem Herzen wurzelte, als daß sie im Laufe der Zeit hätte untergehen sollen.

Der nächste Morgen brachte ihm zwei Ereignisse, die Einfluß auf seine Gegenwart und beziehungsweise auf seine Zukunft hatten.

Gegen zehn Uhr des Morgens erhob sich vor der Herberge zum goldenen Kreuze ein gewaltiger Lärm, Stimmen schrieen wild durch einander. Asmund hielt es nicht für der Mühe werth, seine Aufmerksamkeit darauf zu lenken, er war noch mit dem Ankleiden beschäftigt. Der Lärm, welcher eine Weile lang auf der Straße gedauert hatte, verbreitete sich plötzlich in der Herberge selbst, als ob man Jemand verfolge. Asmund gab seinem Diener Befehl, die Ursache dieses Lärmens zu erforschen. Der Mensch kam aber nicht wieder, und der Tumult verbreitete sich in dem Hause wie ein verheerender Sturm. Asmund wurde um seine eigene Sicherheit besorgt und wollte wissen, welche Ursache diesem Toben und Durcheinanderschreien zu Grunde läge. Er öffnete die Thüre seines Zimmers und trat auf den Gang. Von unten herauf hörte er das Gebrüll: „Der Hund von Jude ist mit seiner

Marielle hier herein! Er muß heraus! Schlagt den beschnittenen Schurken todt! Heraus mit dem Schweine Mosis!"

Eben wollte Asmund zurück in sein Zimmer treten, da er sich überzeugt hatte, daß seine Sicherheit durch diesen Lärm nicht gefährdet sei, als er auf einer nahen Seitentreppe zwei Personen in aller Hast heraufeilen hörte. Einen Augenblick später wurden ihm diese sichtbar. Es war ein Jude und ein junges jüdisches Mädchen.

„Gott unserer Väter, wo finde ich Schutz für Dich, meine Taube?!" rief der Erstere schwer keuchend — „wenn sie mich ergreifen, habe ich doch ausgelebt, sie erschlagen mich — und Du — o meine Sulamith, wie sind wir doch elend geworden unter dem Zorne des Gottes Abrahams! wir sind schlechter denn das Wild, das nennen sie edel, und den Hund liebkosen sie. Gott, Gerechter, erbarme Dich unser! wo soll uns Hilfe werden in der Todesnoth!"

Der Mann hatte schon graues Haar, aus seinen Mienen sprachen Angst und Verzweiflung, sein Talar war zerrissen. Das junge Mädchen schien zum Tode erschöpft, es war auf der obersten Stufe zusammengebrochen und hing, mit den Knieen auf der Treppe ruhend, in des alten Mannes Arm. Der Schleier,

den es trug, ruhte in Fetzen auf der Schulter des armen Geschöpfes.

Plötzlich dröhnte von der Tiefe derselben Treppe, über die sie gekommen waren, ein starkes wüthendes Gebrüll herauf. „Hierher! hierher! Da hinauf ist die Belialsbrut! hat einen Fetzen von dem Schleier verloren! hinauf! wir finden sie!“

Und wie das Mordio einer Höllenschaar schallte jetzt der Lärm vieler durcheinander schreiender Stimmen hinterher, von unten herauf hörte man das Trampeln vieler Füße.

Ein Schrei des Entsetzens entrang sich des alten Juden Mund. „Gott Zions! wir sind verloren!“ kreischte er; aber die namenlose Angst gab ihm der Verzweiflung Kraft, er hob die betäubte Tochter auf seinen Arm und wollte die zu einem höher gelegenen Stockwerk weiter führende Treppe hinauf eilen. Asmund fühlte Mitleid mit des Mannes Todesangst. „Hierher, Jude!“ rief er ihm zu, „nicht da hinauf! verbirg Dich in meinem Zimmer.“ Ohne eine Antwort zu geben, blind von dem Entsetzen, das sich seiner ganz und gar bemächtigt hatte, rannte der Jude, das Mädchen auf dem Arme tragend, in das ihm geöffnete Zimmer, dessen Thüre Asmund, hinter ihm eintretend, zumachte. Es war die höchste Zeit gewesen,

denn die Verfolger stürmten wie toll die Treppe und in das höher liegende Stockwerk hinauf.

Der Jude war mit seiner Tochter am Fenstertritt zusammengesunken. Erst nach und nach schien die Besinnung bei ihm die Angst zu bewältigen. „Sind wir gerettet?“ fragte er zagend.

„Ja!“ antwortete Asmund, „ich fürchte nicht, daß irgend Jemand die Frechheit haben wird, in meine Wohnung zu dringen.“

Der Jude sah ihn lange an, dann sagte er: „'s ist ein schwer Unrecht, wenn wir verfluchen die Goiis um des Bösen willen, das sie thun an Jakobs Samen, 's giebt doch gute Leute noch unter ihnen, die ein Mitleid haben mit der Noth der Juden. Der Gott meiner Väter soll Euch, edler Herr, segnen für die große Barmherzigkeit, die Ihr mit uns gehabt in der Todesnoth. Wenn sie gemordet hätten vor meinen Augen mein Kind, meine Sulamith! Gott Zions! mein einziges, liebes Kind, meine Seele, mein Reichthum!“ — Die lebhafte und durch die Angst besonders aufgerüttelte Einbildungskraft des Juden schien ihm den entsetzlichen Gedanken des Mordes an seinem Kinde mit allen Schrecken vorzuspiegeln, er umklammerte seine ohnmächtige Tochter mit einer Hast, als gälte es jetzt noch, ihr Leben zu schützen.

Draußen auf dem Flur tobte wildes Durcheinanderfluchen, die Verfolgenden hatten die Opfer ihrer Wuth nicht gefunden. „Sie stecken wo — aus dem Hause sind sie nicht — wir müssen sie haben!" schrie eine Stentorstimme fast unmittelbar vor der Wohnung Asmunds. In demselben Moment wurde auch die Thüre derselben geöffnet, sein Diener trat ein.

„Da drinn sind sie!" brüllte Einer der Außenstehenden, der durch die geöffnete Thüre im Innern des Zimmers den Juden erblickt hatte, und der ganze Schwarm wollte jetzt eindringen.

„Zurück!" rief Asmund, „wer wagt es, hier wie Räuber und Mörder einzubrechen?"

„Den Hund von Juden und seine Marielle gebt heraus!" schrie man.

„Sie sind unter meinem Schutze," entgegnete Asmund mit Ruhe und griff nach seinen beiden auf dem Tische liegenden Reisepistolen. „Wer in böser Absicht meine Schwelle übertritt, ist des Todes, merkt's Euch!" Die Furchtlosigkeit, die ihnen hier in so schlichten Worten und doch mit so großer Entschiedenheit entgegengesetzt wurde, imponirte dem Haufen draußen. Die Verfolger drängten zurück, von der unwillkührlichen Furcht vor einer Bekanntschaft mit den ihnen entgegengehaltenen Waffen ergriffen.

„Wie? ein Christ will so schäbiges Judenpack in Schutz nehmen? Pfui der Schande!" riefen Einige.

Asmund gab keine Antwort.

„Die Pistolen sind nicht geladen!" schrie plötzlich Einer.

„Versucht's!"

Der Tumult, welcher sich im Angesichte der beiden Mordwaffen etwas gelegt hatte, erhob sich plötzlich aufs Neue, es entstand ein Gedränge, Keiner der Vordersten wollte zuerst hinein, und doch schoben die hinten Stehenden vorwärts, um die Sache zu einer Entscheidung zu treiben. In diesem verhängnißvollen Momente, der vielleicht zwei oder mehrere Menschenleben zum Opfer gefordert hätte, rief eine Stimme: „Was giebt's denn hier? welch ein Lärm?"

Die Gefahr einer Blutthat war abgewendet. Der Frager schien Allen bekannt, und Alle schienen auch Ursache zu haben, sich ihm gegenüber zu mäßigen. Man theilte ihm den Vorfall mit.

„Reden Sie allein, Herr von Dieskau, bei dem Durcheinanderschreien kommt nichts heraus," sagte der soeben Hinzugekommene, „was ist die Ursache dieses Lärmens?"

„Der Herr Doctor sehen da drinnen einen Juden mit einem Mädchen. Wir spazierten durch die Stadt,

einige polnische Adelsherren in unserer Gesellschaft mit. Hier vorm Hause kommt der schäbige Jude mit dem Schicksel, das sich verschleiert hatte, uns entgegen. Des Starosten von Brzesc-Litewski Sohn wollte Scherz mit dem Mädchen treiben, der alte Jude schlug ihn dafür mit dem Stocke über's Gesicht, so daß ihm ein Blutstrom aus der Nase stürzte und er ohnmächtig zusammensank. Wie wir den Juden festnehmen wollen, schlägt er wie ein Unsinniger um sich herum und entspringt in die Herberge hier."

„Wie er lügt! wie er lügt!" schrie jetzt der Jude von drinnen, „verschwärzen sollen sie doch Alle! Sie haben den Schleier von meiner Tochter Gesicht in Fetzen heruntergerissen, und der Eine hat mit unzüchtiger Hand sie angegriffen, daß ich mußte sie vertheidigen mit meinem Stocke, wollte ich sie nicht lassen schänden auf offener Straße. Soll mich der Gott Abrahams strafen an der Seligkeit, wenn ein Wort von mir erlogen ist. Wäre nicht gewesen der großmüthige junge Herr hier, mein Kind und ich wären doch gestorben unter den Händen dieser bösen Leute von Sodom."

„Schweig', Maulwurf!" rief eine Stimme aus dem Haufen, „wir sind Edelleute, Du bist ein Wurm gegen uns. Wenn der Edelmann einem Lump von

Juden gegenüber kein Recht haben soll, dann schlage der Teufel drein!"

„Ich werde also diese Sache Sr. Excellenz vermelden, und Hochdieselben werden es des Königs Majestät mittheilen; glaube aber nicht, daß das Recht auf Seite der Herren sein werde, vermeine vielmehr, daß es klüger gethan wäre, wenn ein Frieden stattfände, und die Herren sich dazu verständen, den Juden in Ruhe zu lassen. Was des Herrn Starosten von Brzesc-Litewski Herrn Sohn betrifft, so ist aus dem Schlage, den derselbe über die Nase empfangen, nicht viel zu machen, denn Se. Majestät sind ohnedies mit der wüsten Aufführung dieses jungen Edelmannes so übel zufrieden, daß Se. Excellenz bereits Befehl empfangen haben, dem jungen Herrn es unter den Fuß zu geben, wie es für Leute von seiner Conduite besser wäre, sich in die Wildnisse der Starostei seines gnädigen Herrn Vaters zurückzubegeben. Ob die jungen Herren es für vortheilhaft und für eine Ehre halten, mit diesem jungen polnischen Edelherrn als in einer Kategorie stehend bei Sr. Majestät erwähnt zu werden, überlasse ich billig ihnen selber. Meines Erachtens ist es eine schlechte Empfehlung für die Zukunft adeliger Herren."

Diese ruhige und verständige Rede blieb nicht

ohne den gewünschten Eindruck, und nach einem kleinen Viertelstündchen war wieder vollkommener Friede im goldenen Kreuze. Der Friedensstifter aber war, nachdem sich der tolle Schwarm der jungen Edelleute entfernt hatte, in das Gemach Asmund's eingetreten und that zu dessen größter Verwunderung wie ein alter langjähriger Bekannter von ihm, der durch Gewohnheit und Anhänglichkeit sich Rechte erworben, deren Ausübung er nur ganz natürlich und dem freundschaftlichen Verhältnisse angemessen findet.

Der Jude mußte ihm sagen, wer und woher er sei, wie sich der Spektakel zwischen ihm und den jungen Edelleuten entsponnen habe und welche Geschäfte ihn hierher führten. Das Ansehen, in welchem der Frager so sichtbar bei den jungen Edelleuten stand, blieb nicht ohne Rückwirkung auf den Juden, der jetzt dem vornehmen Herrn und Schützer gegenüber die vollkommenste Demuth und Unterthänigkeit an den Tag legte. „Es ist Sitte bei unserem Volke, daß die noch in der Wiege liegenden Kinder durch Gelöbnisse der Eltern einander verlobt werden," sagte er. „So ist's doch geschehen von Seiten meiner und meines Weibes, daß wir haben verlobt unsere Tochter Sulamith dem Sohne Jochanan's, eines uns lieben Freundes in Polen. Ein solch Gelöbniß ist heilig, denn

die Engel haben es zu Gottes Ohr getragen. Jochana, der treue Freund, ist versammelt worden zu seinen Vätern, auch Rebekka, mein Weib, ist heimgegangen in's Land des Friedens. So komme ich denn her zu lösen das Gelübde und Asser Ben Jochana, dem Sohne des Verstorbenen, der da ist einer von den Pfeifern der königlich polnischen Majestät, die Braut zu bringen. Wenn's geschehen und Sulamith sein Weib sein wird, kehre ich heim in die Heimath. Es ist doch viel Plack und Böses aufgeladen dem Samen Jakobs; aber der gerechte Gott läßt auch fallen Licht aus der Leuchte seiner Gnade auf den steinigten und rauhen Pfad des Ebräers. Solch ein Licht ist uns aufgegangen in der großen Noth durch die Barmherzigkeit des jungen Herrn. Mag's ihm vergolten werden durch tausend und abertausend gute Tage."

In der That hatte Asmund viel zu thun, um die Danksagungen des Juden abzuwehren, der da zu ihm sagte: „Habt Ihr mir und meinem Kinde erwiesen so große Barmherzigkeit, daß Ihr habt uns vertheidigt und geschützt gegen die bösen jungen Leute, so doch Eures Glaubens sind, so thut noch ein Scherflein der Gnade hinzu und gestattet, daß auch Asser Ben Jochana, mein künftiger Eidam, Euch Dank sage, denn ohne Euch wäre er ein Bräutigam ohne Braut,

er hätte verloren seinen Schatz, ehe er ihn noch besessen, ja ehe er ihn nur einmal gesehen."

Asmund gab, um nur die ihm lästig werdenden Danksagungen, mit denen ihn der Jude überhäufte, los zu werden, die erbetene Erlaubniß, worauf sich dann dieser mit seiner Tochter entfernte.

Der Doctor blieb, und Asmund war in der That auf die Ursache gespannt, die ihn noch zu längerem Bleiben veranlassen konnte. Sein Aeußeres war das eines vornehmen Mannes, die feine gewählte Kleidung, die mächtige Lockenperrücke, die wohlgenährte Gestalt und das gesunde fleischige Gesicht machten einen sehr guten Eindruck auf den Juden, der ihn zum ersten Male sah, zumal eine große Freundlichkeit der Grundton seines Wesens zu sein schien. Das schöne spanische Rohr mit breitem goldenen Knopf und goldener Trobdel und der Staatsdegen an seiner Seite, dessen Gefäß vom feinsten Stahl und mit eingelegten Goldschnörkeln geziert war, deuteten auf die Wohlhabenheit dieses Mannes, dessen ganze Erscheinung, den Typus der Heiterkeit und des Wohlbehagens tragend, gewissermaßen eine Repräsentation des stattlichen und galanten Hofes des prachtliebenden August von Polen zu nennen war. Nach damaligem Sprachgebrauch mußte er eine Person von Distinction sein, denn der Einfluß, den

seine kluge und verständige Rede auf die erhitzten Gemüther der jungen Edelleute bewiesen, bestätigte diese Annahme vollkommen. Nach einer Pause, während der sich der Jude mit seiner Tochter entfernt hatte, hob er mit sehr verbindlicher Höflichkeit gegen Asmund an: „Mein Herr, jedenfalls vermuthen Sie, wer die Ehre hat, Ihnen gegenüber zu stehen; ich bin der Doctor Ritter.“

„Ich freue mich, Herr Doctor, Ihre Bekanntschaft zu machen,“ antwortete Asmund sich verbeugend, indem er sich zugleich des ihm gestern Abend irrthümlich eingehändigten Briefes und des von dem gräflichen Diener ihm genannten Namens des Doctors erinnerte. „Es ist mir lieb, Sie bei mir zu sehen, um einem Irrthume vorbeugen zu können.“

„Mein Herr von Lehfeldt,“ entgegnete der Doctor, „Männer, wie wir Beide, welche Mitarbeiter an einem und demselben großen Werke sind, bedürfen keiner besonderen Formeln, auch keiner Monate langen Bekanntschaft, um sich eines gegenseitigen Vertrauens zu erfreuen. Erlauben Sie mir die kurze Zeit, welche mir heute zugemessen und die durch das Intermezzo mit dem Juden leider noch mehr verkürzt worden, auf das Möglichste zu benutzen. Vor allen Dingen zeige ich Ihnen an, daß ein Ausflug, bei dem Se. Excellenz

der Herr Großkanzler Se. Majestät begleiten wird, für den heutigen Tag eine Audienz bei Hochdemselben unmöglich macht. Dafür erwartet des Herrn Großkanzlers Grafen von Beichlingen Excellenz Sie morgen Vormittag in der elften Stunde. Es ist bereits Alles angeordnet, um Sie zu placiren. Se. Excellenz wird Ihnen die Stelle eines Geheim-Secretairs bei sich anweisen, in welcher Sie die vollkommenste Gelegenheit haben werden, den Gang der Verhandlungen hinsichtlich der unsere Angelegenheiten betreffenden Correspondenzen einzusehen und darüber an Ihren Chef, Se. Erlaucht den churbairischen Herrn Staatsminister, zu referiren. Unter uns gesagt, mein hochwerther Herr, sind Se. Excellenz etwas bequemer Natur und überlasten mich mit den schwierigsten Geschäften, was immerhin ein Zeichen von großem Vertrauen von Seiten eines so hohen Herrn zu sein pflegt. Ich erwähne diese mir erzeigte Ehre nur darum, um Sie darauf aufmerksam zu machen, daß vorzüglich ich es sein werde, der die Ehre haben wird, in der Hauptsache mit Ihnen in Verkehr zu treten."

Asmund wußte in der That nicht, was er zu dieser ihm zu Theil werdenden Eröffnung sagen solle. Daß hier ein Irrthum in der Person obwalte, für welche diese Mittheilung eigentlich gehörte, war klar.

Der Doctor hatte ihn Herr von Lehfeldt genannt, dieser Umstand erklärte hinlänglich, in welcher Täuschung sich derselbe befand. Lächelnd erwiderte daher Asmund: „Herr Doctor, so schmeichelhaft mir auch die Ernennung zum Geheim-Secretair Sr. Excellenz ist, so gestatten Sie mir doch die Freiheit, Ihnen die einfache Bemerkung entgegenzusetzen, daß ich nicht —"

Der Andere ließ ihn nicht aussprechen, sondern fiel ihm mit großem Redeeifer in's Wort: „Dieser Beschluß Sr. Excellenz ist keineswegs unabänderlich, und es wird lediglich auf eine Verständigung zwischen des Herrn Großkanzlers gräflichen Gnaden und Ihnen ankommen, wie Sie sich, das heißt unter welchem Charakter Sie sich placirt zu sehen wünschen. Ist ja doch diese Stellung ohnehin nur Vorwand, um den Zweck Ihres Aufenthaltes zu maskiren. Im Voraus kann ich Ihnen die angenehme Versicherung geben, daß, wie uns aus einer uns erst gestern Morgen zugegangenen Correspondenz der frommen Herrn Patres von der heiligen Gesellschaft Jesu zu Prag bekannt geworden, die einleitenden Schritte bei Sr. Heiligkeit dem Papste, geschehen sind und unser Plan, das chursächsische Regentenhaus auch für die Zukunft dem Katholicismus zu erhalten, auf keine Hindernisse gestoßen ist, im Gegentheile sich einer großen Begünstigung erfreut, wes-

halb die päpstliche Sanction als gewiß zu erwarten ist. Ich habe nicht erst nöthig, Sie darauf aufmerksam zu machen, welch ein großes Gewicht dies in unsere Waagschale wirft. Süddeutschland, das Kaiserhaus an der Spitze, muß der Natur der Sache nach unsere Partei nehmen, und wir befinden uns demnach in der großen Majorität, die für jeden nur denkbaren Fall den Ausschlag zu geben im Stande ist. Sie sehen, mein Herr, unsere Angelegenheit steht gut."

Wenn sich Asmund noch vor wenig Augenblicken in einer Ueberraschung befand, welche ihm ein Lächeln abgewann, so sah er sich jetzt in eine Bestürzung versetzt, die ihm wenigstens für den Moment die klare Besinnung, den Ueberblick raubte. In wenig Worten war vor ihm ein Geheimniß enthüllt worden, dessen Folgen, wenn es wirklich zur Ausführung gelangte, von unendlichem Einflusse auf das europäische Staatenverhältniß sein mußten und auch vom schärfsten Denker nicht abzusehen waren.

Nur die ihm zur zweiten Natur gewordene Gewohnheit, bei diplomatischen Geschäften seinem Gesichte den Ausdruck der größten Seelenruhe, die Maske der Gleichgültigkeit zu bewahren, täuschte jetzt den Doctor, so daß er das Schweigen der Bestürzung bei Asmund für den Ausdruck besonnener Aufmerksamkeit hielt und

deshalb mit großer Redseligkeit fortfuhr: „Die Politica stehen so mißlich für die Fortdauer von unserer Majestät polnischem Königsthum, daß wol mit Gewißheit vorauszusehen, wie eines nahen Tages Höchstdenselben nichts übrig bleibt, als der unmöglich zu behauptenden Königswürde zu entsagen und sich wiederum mit der Regierung Höchstdero angestammten Churfürstenthums Sachsen zu begnügen. Wer bürgt in diesem Falle, daß Se. Majestät sich dann nicht ganz von dem eingeleiteten Plane abwenden und Höchstihre dem Lande Sachsen geleistete Zusage, daß Sie nur für Höchstdero eigene Person zum Katholicismus übergetreten seien und dies Beispiel nicht im Geringsten auf die Erziehung des Churprinzen Einfluß haben solle, dagegen vorschützen? Und wir dürfen auch nicht übersehen, daß der Hof der beiden Churfürstinnen Durchlauchten ganz und gar geeignet ist, aus dem Churprinzen den starrsten Protestanten zu formiren. Unser Plan, wenn die Sachen so weit in Richtigkeit und zum Abschluß gediehen, den Churprinzen zu entführen und dem Schutze des churbairischen Hofes anzuvertrauen, wäre also nur ein rechtzeitiger und zugleich tief durchdachter, um allen möglichen Eventualitäten vorzubeugen. Freilich wird dies Ereigniß Spektakel machen und ganz Deutschland beschäftigen, aber wir haben, wie schon

erwähnt, die Majorität der katholischen Staaten für uns, und demnach ist zu glauben, daß unsere That von gutem Erfolge begleitet sein wird."

Somit war ein abscheulicher Hoch- und Staatsverrath vollkommen vor Asmund enthüllt, und so schreckhaft auch diese Kenntniß ihn überraschte, so gewann er doch vermöge des in ihm ruhenden Scharfblickes schnell die Ueberzeugung, daß für jetzt nichts verderblicher für seine eigene Sicherheit sein müsse, als der Versuch, den Irrthum, der den Doctor in ihm einen Andern, den rechten Mann nämlich, glauben ließ, zu zerstreuen. War es denn nicht mit Gewißheit vorauszusehen, daß den Urhebern und Betheiligten bei diesem hoch- und staatsverrätherischen Plane die Nothwendigkeit oblag, Jeden, von dem sie Verrath erwarteten, auf die eine oder andere Art zu ihrer eigenen Sicherheit zu vernichten?

Diese Ueberzeugung beherrschte jetzt Asmund so vollkommen, daß er die ihm irrthümlich aufgedrungene Rolle eines Mitwissers bei diesem verbrecherischen Geheimniß fortzuspielen beschloß. Aber wie war es möglich, diese Maske festzuhalten, wenn er nicht wußte, auf welchem Grunde eigentlich die Möglichkeit der Verwechselung seiner Person mit der des von Churbaiern erwarteten geheimen Abgesandten beruhte? Darüber

sich eine Kenntniß zu verschaffen, lag ihm besonders am Herzen.

Der Doctor, welcher nichts von der Unruhe ahnte, von der Asmund sich jetzt bewegt fühlte, kam ihm ganz unerwartet in Zerstreuung dieser Sorge entgegen, indem er ihm sagte, daß es für ihn eine sehr große Freude sein würde, wenn Herr von Lehfeldt mit dieser schon seit ein paar Wochen für ihn bereit gehaltenen Wohnung sich zufrieden erkläre. „Es ist die erste Pflicht, für die Bequemlichkeit und gute Aufnahme unserer Freunde die möglichste Sorge zu tragen, zumal ein so kleiner Ort, wie dies Marienburg, zu jetziger Zeit, wo des Königs Anwesenheit einen Zusammenfluß von Fremden von nah und fern herbeilockt, kaum Logements genug hat, um sie alle zu beherbergen," sagte der Doctor. „Deshalb zeigte ich in meinem letzten Schreiben an Se. Erlaucht den Herrn Staatsminister diese von uns hier getroffene Vorsicht an, damit Sie, mein Herr, bei Ihrer Ankunft nicht erst in die Nothwendigkeit versetzt würden, sich um ein geeignetes Logement zu kümmern; die Ueberfüllung der Wirthshäuser würde Ihnen die Unannehmlichkeit vergeblicher Nachfragen verursacht haben."

„Ich bin dem Herrn Doctor sehr dankbar für diese treffliche Vorsorge," sprach Asmund, „doch um

eins erbitte ich mir gefällige Erklärung. Wie gelangten Hochdieselben zur Kenntniß meiner Ankunft, da von mir selbst Ihnen noch keine Notiz davon zugekommen? Ich gestehe, daß mich das nicht wenig überrascht hat."

„Nicht wahr?" rief der Doctor lachend, „es hat einen etwas fabelhaften Anstrich; aber es geht sehr natürlich zu. Ihr Diener, der den Wirth hier im goldenen Kreuze fragte, wie es mit einem Quartiere für Hochdieselben seinen Herrn stehe, nannte auf Befragen Dero hochwerthen Namen, und was war natürlicher, als daß der von mir schon lange vorher unterrichtete und von Dero Namen in Kenntniß gesetzte Mann sogleich das für Sie lange schon in Bereitschaft gehaltene Quartier Ihnen öffnete. Ich hatte ihn instruirt, mir sogleich Nachricht von Ihrer Ankunft zu geben, und die Dienstfertigkeit dieses Mannes ermangelte nicht, da Sie den Hofball als Zuschauer zu besuchen beliebten, mir persönlich diese Nachricht zu bringen, mit dem Beifügen, daß Sie sich im großen Rempter befänden, wo er Sie unter den Neugierigen stehen gesehen habe. Es that mir leid, daß ich gestern des Vergnügens entbehren mußte, Sie zu begrüßen, es waren der Zeugen zu viele gegenwärtig, die auf jedes Wort, jede Miene speculiren; aber ich konnte mir nicht

die Freude versagen, Sie wenigstens unerkannt zu sehen und durch einen treuen, bewährten Diener Sr. Excellenz, dem ich Sie bezeichnete, das kleine Billet einhändigen zu lassen."

„So löst sich also dies mir allerdings seltsame Räthsel," sagte Asmund, „es ist einfach, aber beunruhigte mich gewissermaßen, weil ich einen Irrthum befürchtete."

„Irrthum wäre in Angelegenheiten wie die unseren eben so viel als ein moralischer Todtschlag, Sie verstehen, wie ich das meine," entgegnete der Doctor. „Nichts geht über die Vorsicht, ich lasse sie nie aus den Augen."

Nach einigen wenigen Wechselreden verließ der Doctor, fern von jeder Ahnung, daß er sich in einer Täuschung befinde, die für ihn und seinen hohen Gönner, den Großkanzler, in Wirklichkeit zum moralischen Todtschlag werden sollte, seinen vermeinten geheimen Bundesgenossen.

Es gehörte zu den Eigenthümlichkeiten Asmund's, sich nur sehr selten und nur dann, wenn etwas sein ganzes Denken beschäftigte, dem offenen Ausdrucke seines Gefühls, dem Ungestüm seiner Empfindungen, von welcher Art sie auch sein mochten, angenehme oder widerwärtige, schrankenlos hinzugeben. Er verlor sich also in tiefes

Nachdenken über den seltsamen Irrthum, der ihn zum Mitwisser eines Geheimnisses gemacht hatte, das ihn entweder verderben mußte, sobald nämlich die Entdeckung erfolgte, daß er für die Kenntniß desselben der unrechte Mann gewesen, oder unter günstigen, jedoch kaum zu hoffenden Umständen gleichsam eine Sprosse auf der Leiter zu Rang und Ehre für ihn werden konnte.

Fern jeder Heuchelei, war er mit Leib und Seele Protestant, weshalb der ihm anvertraute Plan ihm besonders abscheulich erschien, da derselbe ja darauf berechnet war, dem Protestantismus Boden zu entreißen. Aber wie er auch sann und grübelte, er wußte keinen Weg aufzufinden, sich dieses verbrecherischen Geheimnisses zu bemächtigen. Um es zu zerstören, mußte er desselben wenigstens in so weit Herr sein, um eine auf Beweise gegründete Anklage erheben zu können; bis jetzt hatte er keine solche Beweise in der Hand und war daher zum Schweigen genöthigt, denn wie hätte ein Verrath dessen, was ihm durch den Irrthum des Doctors Ritter kund geworden, Glauben finden sollen, da jeder Beleg dieses Verbrechens mangelte und Doctor Ritter den Schutz eines mächtigen Mannes genoß, der ihn schon seinetwegen nicht sinken lassen konnte? Auf wen fiel dann das Gewicht einer Anklage, die

Personen von solchem Range eines so schändlichen Verbrechens zieh? — auf den Ankläger.

Asmund sah sich also in eine Lage versetzt, welche keineswegs eine beneidenswerthe war. Auf der einen Seite die Unfruchtbarkeit einer Anzeige, die er durch nichts beweisen konnte, denn mit Bestimmtheit war vorauszusehen, daß Doctor Ritter Alles läugnen, als teuflische Erfindung gegen ihn gesponnener Bosheit darstellen würde, auf der andern Seite die als gegründet zu betrachtende Befürchtung, daß Herr von Lehfeldt, der Erwartete, mit jeder Stunde eintreffen konnte. Was dann?

Dieser Gedanke erfüllte Asmund mit großer Unruhe, denn in dem letztern Falle konnte er sich sicher zu den Todten rechnen. Nichts Anderes blieb dann den Staatsverräthern übrig, als ihn durch einen Mord schnell zu beseitigen, um sich selber zu retten. In der quälenden Beängstigung, die ihn wegen der Entwirrung dieser verwickelten und gefährlichen Angelegenheit beherrschte, vergaß er ganz, daß er selbst eine geheime Mission an diesem von Ränken aller Art gleichsam umwundenen Hofe zu erfüllen habe. Als er sich daran erinnerte, stieg die Unruhe in ihm noch weit höher. Endlich gelangte er zu einem Entschlusse, der ihn wenigstens in etwas beruhigte. Er schrieb

das eben Erlebte gleichsam als ein Testament nieder, damit, im Falle sein Leben als Preis dieses ihm aufgedrängten Irrthums gefordert werde, doch wenigstens die Ursache des an ihm vollführten Mordes nicht unenthüllt bleibe. Nachdem er diese Pflicht erfüllt, rief er seinen Diener, von dessen Treue er Proben hatte, und übergab ihm die Schrift mit dem Bedeuten, dieselbe auf seiner Brust zu verwahren und für den Fall, daß ihm, seinem Herrn, ein Unglück zustoße, solche der dänischen Regierung so schnell als möglich zuzustellen. Da nichts Anderes in seiner Macht stand, so fühlte er sich durch die Erfüllung dieser Pflicht erleichtert, die Unruhe seines Herzens hatte nicht mehr die Macht wie früher — er hatte abgeschlossen mit Allem und war auf Alles vorbereitet.

Erst in den späteren Nachmittagstunden verließ er das goldene Kreuz zu seiner Erholung.

„Ich möchte sie noch einmal sehen, noch einmal mit ihr sprechen,“ sagte er zu sich, an die Gräfin von Cossell denkend, und dieser Gedanke, der so sehr das Innerste seines Herzens berührte, verdrängte wie mit einem Zauberschlage die ihn kurz vorher quälenden Sorgen aus seinem Gedächtniß. Er gab sich ihm mit aller Innigkeit hin, deren sein Gemüth fähig war. Sein Weg hatte ihn in die Nähe des Schlosses ge-

führt, aber er hatte jetzt für diesen großartigen Bau aus längst vergangenen Jahrhunderten keine Aufmerksamkeit; wie hätte auch die kalte gigantische Steinmasse irgend einen Eindruck auf ihn machen können, wo sein Herz so mächtig erregt war durch die Gewalt der Erinnerung an sie, die er noch mit derselben Inbrunst liebte, wie damals, als er sich glücklich fühlte, in ihrer Nähe an den reizenden Ufern des Leman? Wie schön war sie ihm gestern erschienen! ihr Anblick hatte die Farben ihres seit Jahren vor ihm schwebenden Bildes wieder aufgefrischt, es stand vor ihm in allem Glanze seiner Lieblichkeit und Anmuth.

In diesen Gedanken schwelgend, denn sie entzogen ihn ja der Gegenwart und ihren beunruhigenden Sorgen, fühlte er sich plötzlich durch eine Hand am Arme berührt, er schaute auf, es war Christiansen, der ihm bekannte Diener der Gräfin von Cossell. Ja, dieser Mensch, so untergeordnet seine Stellung auch war, gehörte, so wie er vor ihm stand, zu den Erinnerungen aus jener vergangenen Zeit, und Asmund empfand daher eine freudige Ueberraschung, ihn zu sehen.

„Dem jungen gnädigen Herrn muß es schwer auf dem Herzen liegen, daß er gar Niemand sieht,“ sagte Christiansen, „bin schon ein halb hundert Schritte fast neben dem jungen Herrn einhergegangen und habe ge=

dacht, einmal wird er doch aufgucken; aber das Einmal kam nicht, und deshalb habe ich mir die Freiheit genommen, den gnädigen Herrn auf meine Wenigkeit aufmerksam zu machen. Würde es aber nicht gethan haben, hätte ich nicht den Befehl von meiner gnädigen Frau Gräfin gehabt, den Herrn von Lewalde aufzusuchen, da sie sich gern die Freude machen möchte, mit Hochdemselben zu sprechen."

Christiansen hatte seine biedere kräftige holsteinische Natur nicht nach dem Modell geändert, das die Hofmenschen, mit denen er doch verkehren mußte, ihm in so verschiedenen Nuancen und Schattirungen in ihren Personen zur Nachahmung aufstellten, er war noch ganz derselbe derbe Bursche, wie ehedem, der alle Dinge bei'm rechten Namen nannte, und eben dieser stark sich herausstellende Gegensatz gegen die gewöhnliche Verkehrsweise, die meist so saft- und kraftlos war, daß sie weder den Verstand noch das Herz zu berühren vermochte, machte jetzt die Unterhaltung mit ihm für Asmund zu einer angenehmen.

„Denken der gnädige Herr ja nichts Schlimmes von meiner Frau Gräfin," sagte er. „Sieht wohl so aus, als wäre sie nichts mehr als eine Liebste der königlichen Majestät, die jetzt gerade oben aufschwimmt. Ich versichere Ewr. Gnaden, daß meine Frau Gräfin

nicht zu der leichten Gesellschaft gehört und, unter uns gesagt, ein Königreich in der Tasche trägt, denn die königliche Majestät hat's ihr verdokumentirt, daß, wenn die Frau Gemahlin gestorben, sie an deren Stelle treten und Königin werden wird. Wenn das nicht wäre, die Frau Gräfin würde sich schön bedanken und hier sich herumärgern mit den Neidhammeln, die voller Bosheit darüber sind, daß sie die volle Gunst der königlichen Majestät besitzt. Da ist der Herr von Flemming, ein rasend ärgerlicher Herr, der's Ruder allein führen möchte am Hofe, der alte Fürst-Statthalter, der immer, fein und schmackhaft wie eine Rosinensemmel, abscheuliche Gesichter schneidet, wenn's nicht nach seinem Sinne geht, was in der letztern Zeit schon gar nicht mehr geschehen, auch der Herr von Vitzthum, der zwar in alle Sättel paßt, aber vom stillen Wurm geplagt wird, daß die königliche Majestät aus der frühern Art geschlagen ist und er bei derselben nur wie eine Schaumünze angeschrieben steht, die man in den Kasten legt und nicht mehr ansieht. Der Schlimmste aber ist des Herrn Großkanzlers Excellenz. Das ist ein wahrer Molochsofen voll Aerger und Groll gegen meine Frau Gräfin, und er hat der Anläufe gegen sie viele genommen, aber hat ihm das Alles nichts genutzt und ist immer mit einer langen

Nase abgezogen. Der Frau Gräfin ist er wie eine Spinne feind, und erst vorgestern hat's einen starken Auftritt gegeben zwischen der Frau Gräfin und ihm in Gegenwart der königlichen Majestät, so daß, als die Frau Gräfin zurück in ihre Zimmer kam, wo ich mich zufällig befand, sie ganz erhitzt zu mir sagte: „„Christiansen, Sein Vater hatte ja, wie ich weiß, Geheimmittel zur Vertreibung des Ungeziefers. Sollte sich darunter keins für einen hochmüthigen Geck finden, der's bis zum Großkanzler gebracht hat und nun andere Leute wegbeißen will? Wenn's eins gäbe, mit schwerem Gelde wollte ich's aufwägen, damit ich nur von dieser Landplage befreit würde.““

Diese Schilderungen ließen Asmund einen Blick in das Treiben am Hofe thun, zumal Christiansen seiner Natur nach ein abgesagter Feind aller Leute war, die den Mantel feiner Gesittung zur Verhüllung ihrer ränkevollen Umtriebe gebrauchten. In Asmund stieg der Gedanke auf, daß er, wenn das Geschick ihn begünstige, der Gräfin einen wesentlichen Dienst gegen ihren Hauptfeind erzeigen könne, und dieser Gedanke durchzitterte ihn mit all' der Heftigkeit, welche aus der Innigkeit seiner unverwandelten Neigung für sie entsprang. Aber konnte er etwas dabei thun? war er nicht blos das zufällige Werkzeug eines Irrthums, der

vielleicht in derselben Minute gelöst werden konnte, wo er ihn benutzen zu dürfen glaubte? Christiansen hatte ihm mitgetheilt, daß für heute die Gräfin nicht zu sprechen sei, da sie mit dem Könige einen Ausflug nach dem Schlosse eines reichen polnischen Edelmannes gemacht habe, von welchem sie vielleicht erst in der Nacht zurückkehren werde. Morgen Abend jedoch um die achte Stunde werde er ihn am Thore zu dem sogenannten Buttermilchsthurme erwarten, um ihn zur Frau Gräfin zu führen.

Asmund gehörte, wie bereits erwähnt, zu den ruhigeren Charakteren, die einer Empfindung nicht so leicht einen sichtbaren Ausdruck gestatten, doch würde ein nur etwas aufmerksamer Beobachter sehr bald bemerkt haben, wie in dem Wesen des in's goldene Kreuz Zurückkehrenden eine ganz ungewöhnliche Scheu hervortrat, die er nur mit Mühe unterdrücken konnte. Es war die fast angstvolle Erwartung, daß Herr von Lehfeldt, der zum Geheimniß des Großkanzlers gehörende rechte Mann, angekommen sein könne, indeß diese Furcht war ungegründet gewesen, keine Spur eines Herrn von Lehfeldt hatte sich gezeigt. Sein Diener, den er instruirt, daß er ihn, so lange sie hier in Marienburg sich aufhielten, nicht Lewalde, sondern Lehfeldt nennen solle, meldete ihm, daß der alte Jude von heute

Morgen mit noch einem andern, aber jungen Manne bereits dagewesen sei und wiederkommen werde.

„Diese Leute besitzen eine zudringliche Dankbarkeit,“ sagte Asmund, „sie wird lästig. Weise sie ab.“

Aber dieser Befehl war leichter gegeben als ausgeführt; die bald darauf wieder zurückkehrenden Juden entwickelten die bewunderungswürdigste Ausdauer eines passiven Widerstandes, so daß der Diener sich genöthigt sah, sie Asmund zu melden, der, um sie nur los zu werden, sie endlich vor sich ließ. Es war der alte Jude mit seinem Eidam Asser Ben Jochana, dem königlichen Spielmann.

„Ew. Gnaden,“ sagte der alte Jude, „'s ist halb die Dankbarkeit für die große Barmherzigkeit, so Ihr, edler Herr, uns erwiesen in der Todesnoth, die uns herführt; Asser Ben Jochana will danken dem Retter seiner Braut. Und halb ist's wieder eine große Angst, wir wissen doch nicht Rath zu finden in einer schwierigen Sache, wir haben doch Furcht, daß, weil wir sind Juden, verachtete Leute, man uns für die Urheber oder Theilnehmer eines Verbrechens halten könnte, das doch — der Gott unsrer Väter Abraham, Isaak und Jacob weiß es — fern von uns liegt, das fremd ist unsrer Seele.“

„Wovon redet Ihr?“ fragte Asmund.

„Laßt mich's Wort führen, Vater Salomo,“ sagte

Asser Ben Jochana, „ich will's vortragen dem gnädigen Herrn, wie sich Alles hat begeben."

Und der königliche Pfeifer erzählte:

„Reb Salomo, mein künftiger Schwiegervater, ist gestern gefahren drei Stunden vor der Stadt hier durch den großen Wald mit seinem Wägelche — 's ist doch 'n schlechter Weg, den er gewählt hat, darum, weil er ist der nächste und die große Straße einen gar weiten Bogen macht, der auf drei Stunden umführt. Alles ist still gewesen im Walde, und Reb Salomo hat bereut den Entschluß, daß er sich der Zeitersparniß willen abgewendet von der großen Straße. Um das Wägelche leichter zu machen, ist er abgestiegen mit dem Knecht und gegangen zu Fuße. Wie sie sind mitten d'rinn im Walde, dünkt's Reb Salomo, daß er höre ein Gestöhn, wie von einem kranken Menschen. Wie groß auch die Furcht war, daß ihnen Uebles geschehen könnte, hat er doch, weil's gar zu traurig klang, sich gefaßt ein Herz und hat dem Knecht zugerufen, zu halten und zu bleiben beim Wägelche; er aber ist gegangen nach dem Gebüsch zur Seite, woher das Gestöhn kam. Wie er dort angekommen war und auseinander gebogen hatte die Zweige und Sträucher, hat er gesehen zwei nackt ausgezogene Männer, beide mit Blut bedeckt, der eine todt, der andere noch leben-

dig, aber schon im Sterben. Ist er doch erschrocken selber bis zum Tode. Der Sterbende aber hatte ihn gesehen und hat mit letzter Anstrengung ihn gerufen, daß er näher kommen solle. Und wie Reb Salomo gethan nach seinem Willen, hat er ihm gesagt, er sei ein vornehmer Mann, der hier mit seinem Diener von Räubern überfallen und erschlagen worden wäre. Doch er sei wieder zum Leben erwacht, und solle Salomo es melden bei des Herrn Großkanzlers Excellenz, was hier geschehen und solle dem mitnehmen ein kleines Päckchen Papiere, das die Räuber, weil's nichts von Werth gewesen, auf der Erde neben ihren Opfern hatten liegen lassen. Aber der Tod hat ihn verhindert, mehr zu reden, und er starb vor Salomo's Augen, der das Päckchen hat mitgenommen, weil er es ihm versprochen. Wer aber wird's glauben, daß Alles so gewesen und geschehen und Salomo nichts Böses gethan an dem Gestorbenen? — liegt doch der Fluch auf dem Volke Israels, daß man es hält für fähig jedes Verbrechens. Und wenn auch geglaubt würde Alles, was Reb Salomo aussagt, müßte es doch untersucht werden, und wie lange möchte das dauern — man kennt das! und Reb Salomo würde festgehalten hier, bis Alles als wahr befunden. Und er muß doch fort, wenn in kommender Woche vorüber ist meine Hochzeit mit Sula=

mith, seiner Tochter. Wie er mir hat erzählt von Euch, gnädiger Herr, und von dem Herrn Doctor, in dem ich erkannt habe den Herrn Doctor Ritter, einen vielvermögenden Herrn bei des Herrn Großkanzlers Excellenz, habe ich doch gesagt, daß wir übergeben Euch die Papiere und —"

„Was enthalten sie?" fragte Asmund, ihn unterbrechend, „Ihr habt sie durchgelesen?"

Die Juden konnten die Wahrheit nicht verbergen, und Asser Ben Jochana erwiderte: „Wir haben nichts lesen können, denn 's ist doch Alles geschrieben in fremder unverständlicher Sprache."

Welch' Erstaunen bemächtigte sich Asmund's, als er aus dem Inhalte der in französischer und lateinischer Sprache geschriebenen Papiere erkannte, daß der vor den Augen des Juden im Walde Gestorbene kein Anderer sei, als Herr von Lehfeldt, der zum staatsverrätherischen Geheimnisse des Großkanzlers gehörende rechte Mann. Die Nothwendigkeit bedingte, daß er nichts von dieser ihn allerdings mit Freude überraschenden Entdeckung den beiden Juden merken ließ, sondern vollkommen der Meinung Asser Ben Jochana's beipflichtete, daß nur das größte Stillschweigen von ihrer Seite sie vor einer strengen Untersuchung behüten

könne, in welche selbst Sulamith, Reb Salomo's Tochter und Asser's Braut, verwickelt werden würde.

„Gott Gerechter! ich will doch schweigen, wie Einer, der zehn Jahre im Grabe gelegen!" rief Salomo, „soll mir die Erbarmung, die ich gehabt mit dem gestorbenen Herrn, tragen so schlechte Zinsen, will ich doch lieber nichts haben dafür."

„Ein Fisch soll nicht stummer sein, als ich von dieser Sache!" betheuerte Asser, der königliche Spielmann, und mit einem festen Blick auf Asmund fügte er hinzu: „Herr, Ihr seid geworden der Schützer für zwei Männer aus dem Volke Israels, das da verachtet ist, weil schwer auf ihm die Hand des hochgelobten Gottes liegt, wir können's Euch nicht danken genug. Aber das Gelübde sollt Ihr haben von mir, das jetzt der Herr und Gott unsrer Väter hören mag und an mir strafen, wenn's zur Lüge sollte werden in meinem Munde. 's ist ein Greuel für den Juden, Ungekoschertes zu genießen, und eine Sünde nach dem Gesetze Mosis, der Ungläubigen Freund zu sein; aber für Euch will ich doch Beides thun, denn Ihr habt mir gerettet die Braut. Sollte kommen in Eurem Leben eine Stunde, wo ich, der Asser Ben Jochana, der königlichen Majestät von Polen Pfeifer, Euch bezeigen könnte meinen Dank, soll's geschehen, so wahr mir

Gott helfe; mag's auch sein, was es wolle, wenn's nur steht in meinen geringen Kräften, soll's doch geschehen!"

Und Reb Salomo sagte fast ein Gleiches. Mit Mühe verhinderte Asmund, daß sie ihm die Hände küßten; Asser Ben Jochana ließ es sich indeß nicht nehmen, nach polnisch-jüdischer Sitte den Saum seines Kleidschoßes mit Küssen zu bedecken.

So schieden sie von Asmund, der sich jetzt unverweilt bei wohlverriegelter Thüre darüber hermachte, die ihm so unerwartet zum Eigenthume gewordenen Schriften durchzulesen.

Nie wohl ist der Nachlaß eines Verstorbenen mit solchem Eifer durchsichtet worden, wie jetzt diese Papiere von Asmund. Für ihn waren sie von dem größten Werthe, durch ihren Besitz war seine Person an Stelle des von den Räubern Gemordeten legitimirt, sie tilgten alle Furcht vor der Entdeckung, daß er nicht der rechte Mann sei, aus seinem Herzen und setzten ihn in den Stand, das hochverrätherische Geheimniß zu entlarven. Diese Papiere enthielten, außer einer Vorschrift für Herrn von Lehfeldt, wie er sich zu verhalten, welche Zugeständnisse er dem Großkanzler für den Fall des Gelingens des geheimen Planes zu machen habe, welcher, wie Asmund immer mehr erkannte, noch darauf hinauslief, den Churfürst-König

von der Regierung Polens zu entfernen und ihn seiner Rechte darauf berauben zu helfen, eine Zuschrift des bairischen Staatsministers an den Großkanzler selber, nebst dem Entwurf eines Chifferalphabets, um in fremder, Andern unverständlicher Schreibart die nöthigen Correspondenzen zu besorgen. „Welch' eine wunderbare Schickung!" rief Asmund, vor den auf dem Tische ausgebreiteten Papieren stehend, „noch vor wenig Minuten hielt ich mich für das gewisse Opfer eines Irrthums, und jetzt bin ich der Herr desselben!" — Ein Schreiben in lateinischer Sprache, das Asmund fast ganz übersehen, lag noch bei; es war an den Kardinal-Primas von Polen, den starren Gegner August's, gerichtet und sollte durch den Großkanzler demselben zugesendet werden. Es enthielt Worte der Aneiferung an diesen Kirchenfürsten, in dem Bestreben, dem König August die polnische Krone zu entreißen, fortzufahren, denn dieser Kronenträger sei kein eifriger Katholik, im Gegentheil stehe zu erwarten, daß er, um seinem protestantischen Sachsenvolke zu schmeicheln und es für die erforderlichen großen Opfer zur Erhaltung der Polenkrone günstig zu stimmen, in dem Königreiche Polen dem Protestantismus bedeutende Vergünstigungen versprechen werde. Frankreich sei ganz mit dieser Ansicht einverstanden und lasse zu diesem

Zwecke den Schwedenkönig insgeheim bearbeiten, daß er zur Vertreibung August's die Macht seiner Waffen verwende. Als blindes Werkzeug sei dieser protestantische König immerhin zu gebrauchen. Bereits sei auch, wie man auf besonderem Wege vernommen, ein geheimer Vertrag zwischen Preußen und dem Könige von Schweden angebahnt, wonach die Wahrung des Protestantismus in Deutschland von diesen beiden Mächten gesichert werden solle mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln. Desgleichen hätte England mit Carl von Schweden geheime Correspondenzen angefangen, und eben diese Bündnisse zu Gunsten der Protestanten erforderten die möglichste Vorsicht für das katholische Interesse. Dem König August sei in keiner Weise zu trauen, und darum müsse er eher die Krone verlieren, als daß Polen zum Tummelplatze protestantischer Ketzerei gemacht werde. — Das Schreiben enthielt noch ziemlich deutliche Winke, wie es für Se. Eminenz den Herrn Kardinal-Primas hinsichtlich der Ausführung des angeregten Planes vom größten Nutzen sein werde, wenn derselbe in noch innigere Verbindung mit des Herrn Großkanzlers Grafen von Beichlingen Excellenz treten wolle.

Asmund glaubte zu träumen, als er dieses Schriftstück durchlesen; in seinem Besitze war es eine Waffe,

die ihn zum Herrn dieses Hoch- und Staatsverräthers machte. Es war ein Kampf gegen den Protestantismus, welcher hier unter dem Deckmantel eines Geheimnisses und mittels Handreichung eines treulosen eidvergessenen Staatsdieners ausgefochten und zu Ende geführt werden sollte, und Asmund schwor es sich zu, dieses verderbliche Geheimniß an's Licht des Tages zu bringen, die Pläne zu zerstören, welche, im Verborgenen angesponnen, mit raschen Schritten ihrem Ziele zu reiften.

Graf von Beichlingen, der Großkanzler, empfing Asmund mit jener vertraulichen Zuvorkommenheit, welche die Stellung eines Mannes erforderte, der, von seiner Regierung als Agent geheimer Pläne für tauglich und treu befunden, auch den vollkommensten Anspruch auf Vertrauen zu machen berechtigt ist. Beichlingen's Aeußeres zeigte den vollendeten Hofmann. Ein aalglattes geschmeidiges Wesen verlieh ihm gewissermaßen den Schimmer einer Leutseligkeit, welche, wenn auch weit entfernt von wahrhafter Herzlichkeit, doch den Schein derselben ganz und gar für sich hatte und mithin alle Die, so mit ihm in Berührung kamen, auf's Vollkommenste zu täuschen vermochte. Er war eine

sehr wohlgenährte Mittelfigur, mit einem Gesicht, dem man die Sucht nach Genuß ansah. Seine glänzenden Augen hatten einen lauernden Blick, wenn er sich unbeachtet glaubte, die fleischigen, oft von der Zunge benetzten Lippen ließen auf den Hang zur Gourmandise schließen, wie überhaupt das hochrothe, von einer mächtigen Lockenperrücke eingerahmte Antlitz den Ausdruck eines nur für Sinnlichkeit lebenden Menschen trug. Asmund betrachtete ihn während der Zeit, als er die Papiere, die er ihm überreichte und welche den Ueberbringer als Herrn von Lehfeldt legitimirten, durchlas, und mußte sich gestehen, daß es nur in der Ordnung sei, diesem vornehmen Herrn, dessen Mienen so freundlich waren und auch nicht von dem leisesten Schatten eines Verdrusses sich getrübt oder verdüstert zeigten, das unbedingteste Vertrauen zu schenken.

Als der Graf die Papiere gelesen, faltete er sie zusammen und sagte mit dem Tone der Befriedigung: „Solcher Verständigung und Zusammenwirkung zufolge muß unser Vorhaben auf's Vollkommenste gelingen, und wir dürfen sonach diese Hoffnung im Voraus fassen. Sie werden es jedoch begreiflich finden, daß wir die Nebendinge und dergleichen zuerst erledigen. Ich liebe die Gewißheit bei jedem Unternehmen. Se. Erlaucht haben nur eine schwache Andeutung, ich

möchte sie fast unverständlich nennen, in der an mich gerichteten Zuschrift gethan, in wie weit ich für die schwierigen Dienste, die auf mich bei Ausführung unseres Planes fallen, eine Entschädigung finden soll. Ich opfere Vieles, vielleicht Alles, Niemand wird das verkennen und daher auch Niemand es unbillig finden, wenn ich zu wissen wünsche, wofür."

„Gestatten Ew. Excellenz mir die Bemerkung, daß ich von Seiten Sr. Erlaucht mit einer vollständigen Instruction versehen worden bin, die —"

„Sehr gut, sehr gut," unterbrach ihn der Großkanzler, „Se. Erlaucht übersehen keine Nothwendigkeit. Ich bin Hochdenselben sehr verbunden. Meine Ansprüche sind weniger auf dem Wunsche nach einer Vermehrung irdischer Güter, als auf dem Verlangen basirt, ein mir zustehendes Recht in Erfüllung gebracht zu sehen. Ich liebe die Gerechtigkeit als eine Grundtugend."

„Auch Se. Erlaucht sind von dieser edlen Neigung beseelt," stimmte Asmund bei.

Des Großkanzlers Gesicht erheiterte sich zu einem fast liebevoll zu nennenden Lächeln, und er sagte mit einer Verbeugung: „Se. Erlaucht sind von jeher in allen Dingen das Muster einer noblen Repräsentation gewesen, was mich im Voraus überzeugt, daß meine

Ansprüche unbedingte Zustimmung bei diesem hochgeborenen Herrn finden werden, um so mehr, als ich, wie Ihnen, mein Herr von Lehfeldt, auch gewiß bekannt sein wird, dieselben bereits durch Data erläutert habe. Es ist vielleicht eine Schwäche von mir, aber gewiß eine sehr verzeihliche Schwäche, wenn ich wünsche, meine vermittelst ausführlichen genealogischen Nachweises begründete Abstammung von dem wettinischen Fürstenhause zur Geltung gebracht zu sehen und den daraus entspringenden Fürstenrang zu erlangen. Ich betrachte dies als eine nothwendige Gerechtigkeit, die ich mir erzeigen muß, um meiner eigenen Achtung gegen mich selbst zu genügen."

Asmund fühlte sich in Verlegenheit, da er nicht wußte, ob irgend eine solche Forderung von dem Großkanzler schon mit Entschiedenheit gestellt worden, indeß, da er eine Antwort nicht fehlen lassen durfte, so entgegnete er: „Bei Beweisen, wie Ew. Excellenz vorzulegen belieben, ist kein Zweifel an Erfüllung Hochdero gerechten Anspruches zu fassen möglich, und erlaube ich mir daher im Voraus, Ewr. Excellenz meinen ehrfurchtsvollen Glückwunsch dazu abzustatten."

„Se. Erlaucht haben Ihnen also die Instruction ertheilt, über diese mir sehr wichtige Angelegenheit zu verhandeln?" fragte Beichlingen rasch.

„So ist es. Se. Erlaucht sind von dem Gefühle durchdrungen, sich Ewr. Excellenz eben so gerecht als freundschaftlich gesinnt zu beweisen, wie Höchstdieselben immerdar darnach trachten, verjährte Ungerechtigkeiten gut zu machen."

Der Großkanzler, welcher seine Ehrsucht dadurch befriedigt fühlte, nahm von nun an den freundschaftlichsten Ton gegen Asmund an, wie man es gegen Jemand thut, von dessen mit unserer Denkungsweise ganz übereinstimmenden Ansichten man vollkommen überzeugt ist, so daß man die Schranken fallen läßt, die uns bisher abhielten, die Vertraulichkeit bis zur ausgedehntesten Aufrichtigkeit zu steigern. Solchergestalt sah sich Asmund von dem freundlichsten Benehmen dieses vornehmen Herrn angesprochen, und er erkannte, wie Dieser es sich besonders angelegen sein ließ, ihn ganz für sich zu gewinnen, was auch jedenfalls geschehen wäre, wenn Asmund nicht im Voraus von der Nichtswürdigkeit und Treulosigkeit des ganzen Planes, den dieser mit so vielem Vertrauen seines Herrn und Königs ausgezeichnete höchste Staatsdiener in seinem Herzen verbarg, unterrichtet gewesen wäre. Graf Beichlingen opferte der Fürstenwürde, die zu erstreben er kein Mittel scheute, die Treue, welche er seinem gütigen Gebieter schuldete. Die Audienz, welche

er Asmund gewährt, war von sehr langer Dauer und wurde endlich von dem eintretenden Doctor Ritter unterbrochen, welcher mit der dem Großkanzler nicht sehr angenehmen Meldung erschien, daß so eben der Zaarischen Majestät wirklicher geheimer Rath und General-Kriegscommissarius, Herr von Patkul, eingetroffen.

„Die Pest auf seinen Kopf!“ rief der Großkanzler im höchsten Grade unmuthig, „was will er hier?“

Doctor Ritter zuckte die Achseln. „Den Spion machen, ich wüßte sonst nichts,“ antwortete er.

„So ist es! so ist es!“ rief der Graf. „Dieser Mensch ist ein böses Gift, das man nicht sicher genug beaufsichtigen kann, er ist scharfsichtig wie der Teufel. Zum Unglück will ihm des Königs Majestät wohl, und steht auch bei Madame Cossell gut angeschrieben. Ah, diese Cossell! diese Cossell! Der Satan verblendete mich, daß ich dazu beitrug, sie des Königs Majestät zuzuführen. Sie ist uns Allen über den Kopf gewachsen. Aber sie muß fallen, wenn wir nicht an uns selber Schlimmes erleben wollen.“

„Fassen Ew. Excellenz Beruhigung,“ tröstete der Doctor, „es ist kein Stein so hart, daß er nicht von fallenden Tropfen ausgehöhlt werden könnte und kein Tag dem andern so gleich, daß nicht an dem einen

etwas gelingen werde, was an dem andern als unmöglich erschien."

„Tausend Ducaten Dem, der mir einen Weg zeigt, den Hof von dieser lebendigen Geißel zu befreien," sagte der Großkanzler, und zu dem Doctor gewendet, fuhr er vorwurfsvoll fort: „Auch Euer Hirn, in dem sonst so mancher vernünftige Gedanke zu finden war, ist jetzt wie ausgebrannt, und doch wißt Ihr, daß ich keinen größeren Wunsch habe, als ein Mittel zu wissen, diese Feindin mir vom Halse zu schaffen. Schafft Rath, Doctor — Ihr wißt, was auf dem Spiele steht. Dieser Cossell ist nicht zu trauen, eine, auch nur die geringste Spur von dem, was wir beabsichtigen, und — wir sind verloren!"

„Ich weiß das, Excellenz; aber eine Beruhigung habe ich doch bei all' dem Unstern, daß wir nichts Haltbares gegen sie aufzufinden vermögen. Wir theilen mit Sr. Durchlaucht, dem Herrn Fürst-Statthalter, dem Herrn Generalleutnant von Flemming und dem Herrn Oberkammerherrn von Vitzthum, die auch nichts Anderes im Sinne haben, als dieser feinen Frau Gräfin eine Grube zu graben, dasselbe Mißgeschick."

Der Großkanzler konnte dieser Bemerkung nicht widersprechen. Obwol er die genannten Herren mit demselben Hasse betrachtete, wie die Cossell, so waren

sie doch hinsichtlich der Feindseligkeit gegen diese von dem König so sehr geliebten Frau seine treuesten Verbündeten und litten an demselben Mißgeschick, alle ihre Unternehmungen an der Klugheit und Allmacht ihrer Feindin scheitern zu sehen.

Graf Beichlingen ließ diesen für ihn so unlustigen Gegenstand fallen und empfahl dem Doctor Ritter die besondere Fürsorge für Herrn von Lehfeldt, worauf diese Audienz ihre Beendigung fand und Asmund sich mit dem Doctor entfernte. Nachdem Beide das Nähere über die künftige Stellung Asmund's besprochen, der sich zu der Annahme der fingirten Geheimsecretairstelle bereit erklärte, jedoch den Wunsch aussprach, seine Wohnung im goldenen Kreuze für die Dauer des hiesigen Aufenthalts des Königs zu behalten, brachte derselbe abermals durch eine geschickt eingeflochtene Bemerkung das Gespräch auf die Gräfin Cossell. Der Doctor sah keine Ursache, seiner Redelust eine Schranke anzulegen, und berichtete, wie erst vor wenigen Tagen in Gegenwart des Königs ein harter und schlimmer Auftritt zwischen der Gräfin und dem Großkanzler sich ereignet. Der Letztere nämlich, der nicht geahnt, daß Frau von Cossell in einem Nebenzimmer sich befinde, hätte die günstige Gelegenheit wahrnehmen wollen, Sr. Majestät eine unvortheilhafte Meinung über sie

beizubringen, indem er ihrer Verschwendung Erwähnung gethan und bemerkt, wie jetzt in Zeit so großer Verlegenheit und des Verlustes es wohl gerathen sein dürfte, einer so rücksichtslosen, übermüthigen Dame einen Zügel anzulegen. Uebrigens gäbe es noch mehre schöne Damen, welche, weit weniger anspruchsvoll, sich's für die größte Ehre schätzen würden, Sr. Majestät Gunst zu genießen. Und eben diese besondere Begünstigung der Gräfin Cossell, als einer Ausländerin, sei ein Hauptgrund, weshalb die hohe Aristokratie Polens sich so unzufrieden zeige mit Sr. Majestät Regierung. Wenn die vornehmen Polen auch vergessen wollten, daß ihre Landsmännin, die Fürstin Lubomirska, durch die Neigung des Königs zu Madame de Cossell verdrängt worden, so vergäßen sie doch keineswegs, daß es sich mit den Interessen des Königreiches sehr gut vertragen würde, wenn Se. Majestät eine Maitresse aus hohem polnischen Adelskreise zu wählen geneigt wären. Die Nichterfüllung dieses gerechten und billigen Wunsches werde daher als eine von Sr. Majestät ausgehende Verachtung und Zurücksetzung der Polen überhaupt angesehen. — Der Großkanzler habe zwar in dem Gesichte Sr. Majestät eine große Unruhe bemerkt, jedoch geglaubt, dies sei der Eindruck seiner Worte auf Höchstdieselben, und deshalb sehr viel Vergnügen empfunden; indeß die

Enttäuschung sei leider gleich auf dem Fuße gefolgt, denn hinter ihm sei plötzlich der Frau Gräfin Stimme laut geworden, die zu ihm gesagt: „Sollte es Ewr. Excellenz wieder einmal gefallen, Sr. Majestät die Vorzüge einer polnischen Maitresse auseinander zu setzen, so würde es für diese Bemühung nur zweckmäßig sein, wenn Ihr, Herr Graf, einen geeigneteren Ort dazu erwählen wolltet, wo Ihr sicher wäret, in Eurer Vorlesung nicht gehört und gestört zu werden.“ Darauf sei eine kurze Pause gefolgt; Se. Excellenz hätten fast die Sprache vor Ueberraschung verloren. Der König habe die Frau Gräfin begütigen wollen, aber sei in diesem Unternehmen nicht sehr glücklich gewesen. Madame Cossell wäre Feuer und Flammen geworden und hätte Sr. Excellenz höchst unangenehme Dinge in's Gesicht gesagt und dann mit den Worten geschlossen: „Uebrigens, mein Herr, bemerke ich an Euch großen Mangel an Verstand, sonst würde es Euch doch jedenfalls einleuchten, daß zwischen mir und einer Maitresse nach Eurer Ansicht ein wesentlicher Unterschied vorhanden ist. In mir seht Ihr Eure künftige Königin, Se. Majestät ist mein Gemahl, und nur das Decorum vor der Welt läßt uns dies Verhältniß noch verschleiern. Merkt Euch das, Herr Graf, und seid versichert, daß ich es Euch stets gedenken werde, wie Ihr mich

mit einer Buhlerin in eine Klasse geworfen. Versucht Eure Kupplerkünste wo anders, vielleicht tragen sie Euch dann einen besseren Lohn als hier ein." Se. Excellenz wären fast vor Aerger krank geworden, daß Ihnen solcher Affront geschehen, und in große Unruhe gerathen, daß Se. Majestät einen üblen Eindruck durch sothanen Auftritt empfangen haben könne; indeß dem wäre nicht so gewesen, Se. Majestät habe sich wie immer gütig gezeigt und des unangenehmen Vorfalles mit keiner Silbe erwähnt, was natürlich Sr. Excellenz einen Wink gegeben, darüber gleichfalls Stillschweigen zu beobachten.

Asmund fühlte durch die ihm gewordene Mittheilung des Doctors eine erhöhte Theilnahme, die Empfindung wahrhafter Hochachtung für die Gräfin in sich aufglühen. Wenn auch zuweilen seine Neigung für sie, welche, da Jahre zwischen der Zeit, wo er sie am Leman gekannt, und dem heutigen Tage lagen, nur eine starke lebendige Erinnerung zu nennen war, und er nicht ganz den Vorwurf zu unterdrücken vermochte, daß sie sich von dem Glanze, die Geliebte eines Königs zu werden, habe blenden lassen, so war doch eben das, was er gehört hatte, ganz geeignet, auch den letzten Funken jedes solchen ihr im Geiste gemachten Vorwurfes zu verlöschen — nicht eitler Sinnenlust willen,

nicht um den Genuß eines flüchtig vorüberrauschenden Glanzes wegen hatte sie sich dem König ergeben; ihr Sinn war auf Höheres gerichtet, sie wollte Königin sein, die erste Frau unter den Frauen, ihr Geist überflog in kühnem Schwunge die Schranken, um das Hohe zu gewinnen, und — wer wollte den Stein der Verdammung auf sie werfen? worin bestand ihre Schuld, wenn man ihr Verhältniß zum Könige als ein solches betrachtete? sie war eine in jeder Beziehung ungewöhnliche Erscheinung, die das Streben, das Höchste zu erringen, im Auge hatte. Und wie thöricht war es, an das Ungewöhnliche, Hervorragende den Maßstab der Gewöhnlichkeit zu legen, es zu schätzen nach dem Urtheile für das Alltägliche!

Asmund fühlte, als er in der achten Abendstunde, gemäß der Verabredung mit Christiansen, auf diesen am sogenannten Buttermilchthurme wartete und im tiefen Schatten des Abends, in einen Mantel gehüllt, langsamen Schrittes auf- und niederging, gewissermaßen eine Beängstigung, sie wiederzusehen. Christiansen ließ nicht allzulange auf sich harren und leitete ihn durch die verschlungenen Corridore zu den Zimmern der Gräfin. Er fand sie auf einem Polsterbett ruhend, ein Buch in der Hand. Das Zimmer war von einem brennenden Kronleuchter erhellt, dessen klare Lichtflam-

men aus hohen wohlangebrachten Venetianerspiegeln einen tageshellen Strahlenreflex zurückwarfen und so den Lichtglanz verdoppelten. Asmund fühlte sich überrascht, als die Gräfin sich bei seinem Eintritte aufrichtete. Meisterin in der Kunst, sich geschmackvoll zu kleiden, trug sie eine einfache weißsammetene, schmal mit Silber brodirte Robe, darunter ein weißseidenes Kleid mit dergleichen Stickerei, sonst keinen Schmuck weiter, dessen Glanz und Werth einen Versuch, das Auge durch Prunk zu bestechen, angedeutet hätte. In der That wäre auch solcher Versuch bei ihrer Schönheit überflüssig gewesen. Das reizende Antlitz, umflossen von der glänzenden braunen Lockenfülle, glich dem eines Engels, es schien verklärt von der Freude, Jemand aus jener Zeit zu sehen, wo sie selbst noch der unbefangenen Jugendheiterkeit sich mit voller Seele hingegeben, wo die Wünsche ihres stolzen Geistes sich nur leise regten, ohne Hoffnung auf Erfüllung, und die Ahnung ihrer späteren Erhebung nur als leichte vorüberschwebende träumerische Wölkchen ihrer Phantasie auftauchte, um in losen Duft zu zerrinnen. Jetzt stand sie da vor ihm in der Fülle der Schönheit, eine wahrhaft majestätische Erscheinung, und doch so lieblich und anmuthig, so voll des Zaubers, der durch das Auge

in das Herz einzog, daß Asmund, unwillkührlich ergriffen von ihrem Anblicke, vor ihr auf's Knie sank.

Gräfin von Cossell befand sich in der glücklichsten Stimmung, die noch mehr durch die wohlthuende Empfindung, die ihr die aufrichtige Huldigung des jungen Mannes verursachte, gehoben ward. „Stehen Sie auf, Herr von Lewalde," sagte sie gütig, ihm die Hand reichend.

Asmund ergriff mit einem ihm sonst fremden Ungestüm ihre zarte, weiße Hand, sie mit Innigkeit an seine Lippen drückend.

Ein Lächeln überflog der Cossell schöne Züge, sie sagte nichts, aber sie hob ihre von der seinen erfaßte Hand etwas empor und gab ihm so das Zeichen, aufzustehen.

„Verzeihen Sie, gnädige Gräfin, daß mich die Erinnerung an ehemals in Ihrer Nähe verlebte schöne Stunden so sehr beherrschte, daß ich —"

„Keine Entschuldigung, guter Asmund," sagte sie, ihn vertraulich unterbrechend, „auch ich gedenke mit Freude an jene Zeit unserer Bekanntschaft zurück. Sie fanden mich als Wasserprinzessin fest gebannt im Schilfe des Leman, das Abenteuer damals war ganz allerliebst, so etwas kann man nicht so leicht vergessen und deswegen auch nicht Die, deren Andenken damit unmittel-

bar verknüpft ist. Darum freue ich mich, Sie wiederzusehen. Lassen Sie uns diese Erinnerung jetzt in's helle Leben rufen, dann erzählen Sie mir von Ihren Erlebnissen — es sind fast sechs Jahre seitdem verflossen, Sie haben mir gewiß recht viel zu erzählen von dem, was Sie erlebt haben in dieser langen Zeit. Sie sollen die aufmerksamste, theilnehmendste Zuhörerin an mir finden."

Solcher Einladung mußte Asmund gehorchen. Die Gräfin bewies eine ungemeine Gedächtnißkraft; sie entsann sich auch der kleinsten Begebenheiten aus jener Zeit ihres Aufenthaltes am Leman. Natürlich kam auch die Rede auf Brigitte, seine Schwester. Asmund konnte nicht verschweigen, wie die glücklichen Tage an den Ufern des schönen Schweizer-Sees für Brigitte eine Quelle großen Unglücks geworden wären. Erst als sie wieder in die Heimath zurückgekehrt gewesen, habe es sich herausgestellt, daß Siekert, den Brigitte so treu und wahrhaft geliebt, nur darauf ausgegangen sei, das junge vertrauensvolle Mädchen zu verführen. Umsonst hätten sie Briefe über Briefe an ihn geschrieben, damit er sein Verbrechen an Brigitten durch eheliche Verbindung wieder gut mache, aber sie hätten keine Antwort empfangen, Siekert wäre verschwunden geblieben und die von ihm Verführte fast

ein Opfer der Verzweiflung geworden. Der Tod habe jedoch ihrer in der schweren Stunde geschont und eine entfernte Verwandte das Kind zu sich genommen, aber Frau von Lewalde, die Mutter Asmund's und Brigittens, sei in Folge des schweren Kummers über das Unglück ihrer Tochter bald darauf gestorben, und mit vieler Mühe habe er durch Verwendung mehrer hochgestellter Personen am dänischen Hofe für seine fast tiefsinnig gewordene Schwester ein Asyl bei der Churfürstin Eberhardine von Sachsen gefunden. „Siekert's Untreue und Nichtswürdigkeit hat ihrem Leben eine Todeswunde geschlagen, fürchte ich," schloß Asmund seine Erzählung.

„Wenn wir auch nicht eingestehen wollen, daß wir oft selber dem Schmerze ein größeres Recht einräumen, als ihm gebührt, so daß er mit der Zeit unser Herr wird, so glaube ich doch in Bezug auf Brigitten, daß ihr Aufenthalt in der Nähe der beiden Churfürstinnen ganz und gar nicht geeignet ist, ein trauerndes Gemüth aufzurichten," sagte die Gräfin und fügte mit leichtem Spott hinzu: „Sie wissen wohl, daß die gnädige Frau Durchlaucht Eberhardine vom Volke, das in seinen Bezeichnungen jederzeit das Richtige zu treffen weiß, die „Betsäule" genannt wird? Ich selber habe das Vergnügen genossen, ihr einmal zum Gegen-

stande einer salbungsvollen Predigt zu dienen. Sie kam mir sehr erbaulich vor; aber ich zweifle, daß sie ein Gleiches von mir behauptet hat."

Asmund erwiderte nichts darauf, es war zu offenbar, daß die weite Kluft zwischen der Denkweise der christlich-frommen Churfürstin und der Gräfin bei beiden Theilen eine große Abneigung begründen mußte, die sich bei der ersteren in Verachtung ihrer Nebenbuhlerin, bei der anderen nur in Spott zu äußern vermochte. Da Asmund darauf schwieg, so überging auch die Gräfin diesen Gegenstand und leitete die Unterhaltung auf seine eigene Laufbahn, wobei sie von ihm erfuhr, daß er in geheimer Mission vom dänischen Hofe hierher gesendet worden.

Für die Cossell war dies ein Punkt, den sie mit großer Theilnahme ergriff und verhandelte. Es schmeichelte ihrer Eitelkeit, ihm den Beweis zu geben, daß ihre Macht, ihr Einfluß auf den König nicht zu gering anzuschlagen sei, wie es zugleich für sie ein geheimes Vergnügen war, ungesehen ihre Hand in's Spiel zu mischen und den Räthen des Königs Verdruß und Aerger zu bereiten.

„Im dänischen Cabinet scheint man ziemlich gut über die Elemente unterrichtet zu sein, welche sich hier am Hofe und im Rathe des Königs breit machen,"

sagte sie. „Aus dieser Ueberzeugung hat man es für zweckmäßig erachtet, Sie, Herr von Lewalde, mit einer geheimen Mission zu beauftragen. Erlauben Sie mir, mit von Ihrer Partie sein zu dürfen, ich glaube Ihnen im Voraus ein glückliches Gelingen versprechen zu können. Da mir das Geschick eine ziemlich genaue Kenntniß der hier am Hofe geltenden Personen verstattet hat, so werden Sie wohlthun, diejenigen zu meiden, welche ich Ihnen bezeichne und welche ich eher Feinde als Diener des Königs nenne, denn sie würden denselben mit dem nämlichen Eifer an seinen Gegner, den schwedischen Carl, verrathen, mit dem sie ihm jetzt gegen diesen zu dienen scheinen. Nur die oft zu tadelnde Langmuth des Königs verstattet diesen Nichtswürdigen eine Stimme, einen Einfluß am Hofe und im Rathe, den sie allein zu ihrem Vortheil benutzen. Ich nenne Ihnen als Haupt dieser Rotte den Großkanzler Grafen von Beichlingen."

„Ja, er ist ein niederträchtiger Verräther seines Herrn und Königs!" rief Asmund lebhaft, sich vergessend.

Die Gräfin war nicht wenig erstaunt, Asmund diese Bestätigung aussprechen zu hören. „Kennen Sie den Großkanzler so genau, Herr von Lewalde, daß Sie

ihn mit solcher Bestimmtheit einen Verräther zu nennen sich gedrungen fühlen?" fragte sie.

Asmund sah die Unmöglichkeit, jetzt Schweigen zu beobachten, ein, solches würde auf ihn selber einen starken Schatten geworfen haben, der in der Gräfin Herzen Argwohn erregen mußte. „Frau Gräfin," sagte er, „es mag Ihnen seltsam erscheinen, daß ich, der erst gestern hier Angekommene, ein solches Brandmal der Unwürdigkeit auf den Namen eines Mannes häufe, der vor der Welt in Ehren und Glanz erscheint. Ein seltsamer Zufall, oder vielmehr eine wunderbare Fügung, machte mich zum Mitwisser eines Geheimnisses, dessen Dasein nur wenige Vertraute kennen, das ich aber mit allen Kräften meines Geistes verfolgen will, um es in seiner Scheußlichkeit zu entlarven. Dies zu können, bin ich unter dem Titel eines Geheim-Secretairs gleichsam in des Großkanzlers Dienste getreten und führe den Namen von Lehfeldt."

Gräfin Cossell schien so sehr überrascht, daß sie ein kurzes Schweigen beobachtete, ehe sie die Frage aufwarf: „Und dies Geheimniß — welchen Zweck hat es?"

„Lassen Sie es das meine sein, Gräfin, bis es vollkommen reif ist!" rief Asmund, und da er ein Mißtrauen in ihrem Blicke zu erkennen glaubte, ergriff er mit Hast ihre Hand, und die blauen Augen treu

und aufrichtig auf sie gerichtet, rief er: „Können Sie an mir zweifeln? Halten Sie es für möglich, daß ich Sie täuschen könnte? Sie schweigen? mein Gott, ist keine Erinnerung in Ihrem Herzen, die Ihnen zuruft, daß ich Ihnen einst sagte, wie ich Sie liebte, mit allen Kräften meines Geistes, mit der ganzen vollen Inbrunst eines redlichen Herzens? Sie liebten mich nicht wieder, die Enttäuschung meiner Hoffnungen war eine schmerzliche; aber es gehörte mit zu meinem Leben, Sie zu lieben. Ich kämpfte gegen diese Neigung, ich wollte sie niederdrücken, es war unmöglich. Ja, Anna," fuhr er fort, aufglühend in Begeisterung, die seine Wangen mit einem tieferen Roth übergoß — „es ist auch unmöglich geblieben. Wie damals, gehört Ihnen jetzt mein Herz. Wähnen Sie nicht, daß diese Neigung die Geburt der Tollheit ist, daß noch Wünsche und Hoffnungen in meiner Seele leben, wie an jenem Morgen, wo ich Ihnen das Glück zweier einander in Liebe verbundener Herzen schilderte. Nur einen Wunsch, nur eine Hoffnung trage ich in mir: Gönnen Sie mir das Bewußtsein, daß Sie mich um dieser Liebe willen nicht verachten, daß Sie mich darum nicht für einen Thoren halten. Gott weiß es, daß kein unedler Gedanke diese Neigung in meiner Seele entheiligt. Lassen Sie mir die Freude, die Pläne

Ihrer Feinde — ein solcher ist der Großkanzler — zu ergründen, an das Licht zu ziehen. Vertrauen Sie mir, Anna! Lassen Sie mir das Recht, Ihnen einen Beweis zu geben, daß es eine edle Liebe giebt, die, wenn ihr der Besitz des geliebten Gegenstandes versagt ist, doch in dem Glücke desselben ihr Ziel, ihre Seligkeit erstrebt." Als Asmund mit diesen letzten Worten von dem Sitze neben ihr zu ihren Füßen niederglitt, drückte er seine Lippen in einem langen Kusse auf ihre noch festgehaltene Hand.

Die Gräfin fühlte sich seltsam ergriffen von dem ihr gewordenen Geständniß, es gehörte zu den ungewöhnlichen Ereignissen in ihrem jetzigen Leben, wo nur heuchlerische Demuth, nur die Gemeinheit selbstsüchtiger Menschen sie, die Hochgestellte, umgab. Ein eben so kluger als stolzer Geist, wie ihn Frau von Cossell besaß, konnte sich nicht über die Bestrebungen Derer täuschen, die ihr huldigten, sie durchblickte den Schein und verachtete daher auch Die, welche sich seiner bedienten. Diese Erkenntniß warf Mißtrauen gegen die Menschen in ihr Herz.

Um so wohlthuender fand sie sich deshalb von Asmund's Worten berührt, da diese ihrem Stolze und eigener Werthschätzung auf eine Weise schmeichelten, die ganz ungewöhnlich war. Immerhin mußte es

für eine Frau, deren hochfliegende Wünsche zwar alle erfüllt worden waren, aber doch nie den Argwohn, die Furcht, den König sich untreu werden zu sehen, ganz vernichten oder beruhigen konnten, eine erfreuende Empfindung sein, daß sie jetzt einen Freund fand, der sie zum Gegenstand einer Neigung machte, bei der von Anfang an Entsagung der Grundton war. Es mußte für sie auch ein besonderer Trost sein, ihn als ihren Rächer handeln, Die entlarven zu sehen, welche sich bemühten, den König von ihr, die sie fürchteten, abzuziehen. Solche Kränkungen hatte sie bereits mehrere erlebt. Flemming, der Günstling des Königs, hatte es zu veranstalten gewußt, daß sein für weibliche Schönheit so reizbarer Gebieter im Hause des Großschatzmeisters Grafen Przebendowsky die als Gesellschafterin bei dessen Gemahlin lebende Türkenjungfrau Fatime, eine Beute aus der Belagerung von Buda (Ofen), fand und für dies schöne Mädchen in Liebesrausch entflammte, der jedoch, da König August durch das schüchterne Wesen dieser Geliebten sich nicht lange gefesselt fühlte, bald erlosch *). So war auch

*) Fatime, die spätere Gemahlin des Oberstlieutenants von Spiegel, gebar dem König den Grafen Rutowski, nachherigen General-Feldmarschall. Die Fürstin von Teschen (Lubomirska) gebar ihm den Chevalier de Saxe, der gleiche Würde bekleidete.

die schöne Madame Podoline in Warschau ein besonders pikanter Gegenstand für ihn geworden, und das Haus des Fürsten Radziwill bot diesem ebenfalls flüchtigen Liebesabenteuer das Asylrecht. Doch immer gelang es der Gräfin von Cossell, durch Geist und Anmuth ihn wieder zu fesseln und die Bemühungen ihrer vielen Gegner, ihre Macht zu brechen, zu nichte zu machen. Daher empfand sie jetzt ein wahrhaftes Vergnügen bei dem Gedanken, einen dieser Gegner, als Beispiel für die anderen, vielleicht stürzen zu können, und als Asmund von ihr schied, sagte sie mit allem Zauber der Liebenswürdigkeit zu ihm: „Sie handeln für mich, ich für Sie, Asmund — ich werde den König von Ihrer geheimen Mission unterrichten, verlassen Sie sich im Voraus auf ein günstiges Resultat derselben. Spielen Sie Ihre Rolle gut; ich erwarte Sie allabendlich in dieser mir frei bleibenden Stunde, Christiansen wird Ihrer wie heute an dem bestimmten Orte harren, um Sie zu mir zu führen. Man muß hier ein Geheimniß in ein zweites hüllen; Niemand darf ahnen, daß der Pseudo-Geheim-Secretair Sr. Excellenz des Herrn Großkanzlers geheime Wege wandelt. Leben Sie wohl, auf Wiedersehen, mein theurer Asmund."

In jeder Beziehung war die polnische Krone für des lebenslustigen August Haupt eine Dornenkrone. Während die Diplomatie der fremden Länder, um dabei im Trüben zu fischen, durch Spitzfindigkeiten aller Art die Dinge mehr und mehr verwirrte, statt sie zu lösen, was zu allen Zeiten ihr Bestreben war und es auch für alle Zukunft bleiben wird, verfolgte Carl XII. von Schweden, sein erbitterter Gegner, ein abgesagter Feind aller diplomatischen Kunststücke, sein Ziel mit dem Degen in der Faust. Da er keine Mittel besaß, um sich durch Geldspenden in Polen eine Partei schaffen zu können, so blieb ihm in der That nichts Anderes übrig, als mit den Waffen seinen Wünschen Nachdruck zu verschaffen, das heißt die Polen zu zwingen, ihren vor sechs Jahren erwählten König abzusetzen.

Obwohl die Polen nur so lange August's Freunde waren, als er sie mit Reichthümern überhäufte und also der Wege der Bestechungen und Intriguen sich bediente, so wurde es Carl XII. doch sehr schwer, sie zu diesem Entschlusse zu treiben, da sie in zu viele Parteien zerklüftet waren und ihm die auf käufliche Seelen allein Eindruck machenden Hilfsmittel mangelten. Der ärgste Feind des Königs blieb immer der Cardinal-Primas mit seiner Partei. Von ihm und ihr aus wurden in den Versammlungen des Adels die bitter-

sten Anklagen gegen August zu Tage gefördert, und das so genährte Feuer des Aufstandes mußte endlich um sich greifen. Carl XII. wußte wohl, daß er für diese unruhigen Großen nur ein Werkzeug sein sollte, deshalb fand er es klüger, sich als Sieger der Ergebenheit derselben zu versichern, statt auf leere Worte zu bauen.

Graf Piper, Carl's erster Minister, ganz im Sinne seines Herrn bemüht, der protestantischen Sache zu dienen, schloß mit den auswärtigen protestantischen Mächten Verbindungen, welche in der That wohl geeignet waren, der katholischen Partei einige Rücksichten zur Pflicht zu machen, wenn sie sich vielleicht zu Gunsten August's gegen Schweden erklären sollte, wie solches vielleicht von Oesterreich zu erwarten stand. Indeß August selbst war bei seiner eigenen Partei nicht so angesehen, wie er vermeinte. Nicht etwa, weil sein Hang zu Lebensgenuß eine Abneigung gegen ihn hervorgerufen, oder man ihn nicht für fähig hielt, das Reich in so unruhiger, wildbewegter Zeit zu regieren, sondern weil die eifrigen Katholiken keine Ursache hatten, mit ihm besonders zufrieden zu sein.

Schon bei seiner Krönung in der Krakauer Kathedrale war sowohl der strengkatholischen, als auch der altpolnischen Partei Anlaß zu großer Mißstimmung

geworden. Für die erstere war es ein Greuel gewesen, daß August während dieser kirchlichen Feier, statt tiefe Rührung und Andacht zu zeigen, zuweilen der schönen Gräfin Esterle zugelächelt hatte. Dies Lächeln hätte man indeß mit dem von ihm empfundenen wohlthuenden Bewußtsein, sein Ziel, die Königskrone, erlangt zu haben, rechtfertigen können; die altpolnische Partei jedoch, fast identisch mit der katholischen, hatte noch mehr erhebliche Ursachen zur Unzufriedenheit aufgefunden. Nicht nur, daß bei seinem Einzuge in Krakau schon ein wesentlicher Theil der Wahlkapitulation, nämlich die Zusicherung, keine fremden Truppen in's Land zu bringen, von ihm unbeachtet blieb und er das ihn begleitende Corps Sachsen, bestehend aus Kürassieren, Dragonern und Schweizer-Leibgarde, unter dem Vorwande, es gehöre zu seinem Gefolge, mit nach Krakau hineinführte*), sondern auch das den Polen

*) Die Besorgniß, so viele fremde Truppen in der Stadt zu sehen, ergriff die Krakauer so sehr, daß der Graf Wielopolski, Commandant des Schlosses, erklärte, er werde nur dem von dem gesammten Adel gewählten Könige dasselbe übergeben. Diesem Gewissensscrupel begegnete August durch das Geschenk eines kostbaren Armbandes mit Brillantenschloß an die Gräfin Wielopolska, seine Gemahlin, und durch 2000 Stück Ducaten, die er ihm zustellen ließ. Der Graf fand nun Alles so in Ordnung, daß der König ungehindert Besitz von dem Schlosse nehmen konnte.

zum größten Aergerniß werdende Costüm bei der Krönungsfeierlichkeit des Königs, ein Gemisch von altrömischer und deutscher Ritterkleidung und polnischer Nationaltracht, gab dieser Partei Anlaß zu bitterem Spott und Abneigung *). Ein nicht minder gewichtiger Grund, ihm abgeneigt zu sein, war die den eifrigen Katholiken bei verschiedenen Gelegenheiten gewordene Ueberzeugung, wie Se. Majestät sehr protestantische Ansichten, die mit seiner natürlichen Gutmüthigkeit besonders harmonirten, hege. Daß die Churfürstin, seine Gemahlin, Protestantin blieb, auf den Titel einer

*) Auf dem Haupte trug er die polnische Mütze mit der Reichsfeder, die Brust war mit einem stark vergoldeten Harnisch bedeckt, die Schulter mit einem blausammetnen, goldgestickten, mit Hermelin aufgeschlagenen Mantel, über den Beinkleidern trug er ein römisches Feldherrn-Unterkleid, an den Füßen Sandalen. Der ganze Anzug war überreich mit Edelsteinen bedeckt. Dies war sein Krönungsornat. Um aber zur Krönung die erforderlichen Reichskleinodien, die in einer Capelle unter Verschluß von acht Kronwächtern gehütet wurden, herauszubekommen, mußte man abermals die Bestechung zu Hilfe nehmen. Da der König nicht vom gesammten Adel erwählt worden war, so durften diese Kronwächter nicht die Capellthüre öffnen. Aber einer derselben, Pater Wizyki, genannt „der durstige Bruder," gerieth auf den klugen Einfall, die Mauer neben der Thüre durchbrechen zu lassen, was auch geschah. So gelangte man in den Besitz der Reichskleinodien, und diese trefflichen Kronwächter hatten ihren Schwur gehalten, denn die Thüre zur Capelle blieb fest verschlossen.

Königin von Polen keinen Werth legte und die Polen nicht liebte, hatte weniger Einfluß auf diese bigotten Menschen, als es der Fall gewesen wäre, wenn der König von der ihm als Katholiken zustehenden Freiheit, sich von ihr auf dem Wege Rechtens zu trennen, Gebrauch gemacht hätte; noch mehr aber war die protestantische Erziehung seines Sohnes ein Stein des Anstoßes für sie.

Der Cardinal-Primas beutete zum Nachtheil des Königs diese Abneigung der Parteien aus, um den König, den er haßte, vom Throne zu stoßen, und Carl XII. wußte vermittelst seiner Waffen den Bestrebungen dieses Kirchenfürsten den unabweisbarsten Nachdruck zu geben. Ein eben solcher Greuel für die Polen, als alle diese Sünden, die man dem Könige zur Last legte, war dessen Verbindung mit den Russen, welche jederzeit von den Polen als Feinde mit übermüthigem Blicke betrachtet wurden, und darum war die Sendung des geheimen Raths von Patkul von Seiten des Zaars Peter an August eine bedeutsame, da man nicht nur den persönlichen Haß dieses Mannes gegen Schweden kannte, sondern auch seine große Geistesthätigkeit, seinen Scharfblick, sein Talent, Hilfsmittel aufzufinden und Menschen zu durchschauen.

Daß an dem improvisirten Hofe August's zu Marienburg Patkul's Ankunft den Aerger des Großkanzlers erweckt hatte, haben wir bereits angedeutet und fügen nur noch hinzu, daß die übrigen Günst- und Lieblinge des Königs ein ganz gleiches widerwärtiges Gefühl empfanden. Dieser Aerger wurde noch mehr gesteigert, als, was bei einem so gutmüthigen, sich ohne Verstellung dem Eindrucke des Augenblickes hingebenden Monarchen, wie August, eine seltsame Erscheinung war, derselbe gegen seine begünstigten Räthe über Patkul's Sendung tiefes Schweigen beobachtete.

„Welcher Grund mag da vorliegen?" fragte man sich, aber die Frage blieb ohne Antwort, denn der König schwieg.

Man mußte also aus den äußeren Umständen Schlüsse ziehen. Die in Furcht gesetzten Günstlinge waren jetzt unter einander die besten Freunde, um gemeinsam zu erforschen, welche Ursache dem Schweigen des Königs zu Grunde lag. Das Geheimniß beruhte dem Anscheine nach nur unter den Personen des Königs, der Gräfin von Cossell und des Herrn von Patkul. Wenigstens hatte der Letztere mehrere Besuche bei der Gräfin abgestattet, und der Großkanzler glaubte die Bemerkung zu machen, daß dieselbe ihn, dessen Feindin sie offenbar war, mit gewissermaßen triumphi-

rendem Blicke betrachte. Diese Bemerkung warf in des Grafen Seele keine geringe Angst, er fürchtete, daß Patkul etwas, das ihn verderben könne, herausgefunden habe und mit Hilfe der Gräfin gegen ihn zur Ausführung bringen werde. Ja selbst den König glaubte er mißgestimmt gegen seine Person zu finden. Bereits vierzehn Tage hatte sich Patkul in Marienburg aufgehalten, als er eines Tages schnell abreiste. Man war froh, seiner los zu sein, und hoffte, nicht sobald ihn wiederzusehen. Indeß man hatte sich getäuscht, drei Tage später kehrte er zurück. Es war um die Abendzeit, als er in's Schloß einfuhr und durch den wachthabenden Offizier sich dem Könige melden ließ, welcher ihn sogleich zu sprechen verlangte. Herr von Patkul begab sich in seinen Reisekleidern zu dem Monarchen, ein Beweis, wie sehr seine Rückkehr von Wichtigkeit sei.

„Ew. Majestät," sagte er, nachdem er den König begrüßt hatte, „das Glück hat mich ungemein begünstigt. Hier sind die Beweise, von denen ich redete." Und indem er zwei zusammengefaltete Papiere aus einer Brieftasche zog und sie dem Könige überreichte, fuhr er, auf das eine deutend, fort: „Dies die neueste Correspondenz Ihrer Majestät der Königin Anna von England an ihren bei Ewr. Majestät be-

glaubigten Gesandten. Es ist hinlänglich daraus zu ersehen, wie Mylord Ew. Majestät mit freundschaftlichen Redensarten täuschen und im Geheimen mit Höchstdero Gegner, dem zwölften Carl, wegen eines Bündnisses zwischen England und Schweden unterhandeln soll. Und ist daher mein Rath der, sämmtliche Correspondenzen Ihrer Majestät von England an ihren hiesigen Gesandten auffangen, copiren und dann erst demselben zustellen zu lassen. Dies Verfahren wird den Vortheil gewähren, zu entdecken, welche Intriguen man gegen Ew. Majestät im Sinne hat, um Höchstdieselben vom Throne zu stoßen *)."

Der König schien etwas zu erbleichen, er warf das Schreiben, nachdem er es durchlesen, zu Boden und rief mit wahrhaft aufrichtiger Reue: „Ach, es ist keine Seligkeit, König von Polen zu sein! Ueberall Feinde, überall Haß — wie soll ein sterblicher Mensch da sich durchkämpfen!"

Patkul schien diese Aeußerung ganz zu überhören und nur beeifert zu sein, den König von der mißlichen

---

*) In Patkul's Briefe an Zaar Peter, datirt Warschau den 29. Septbr. 1703, ist erwähnt, wie König August die Briefe der Königin Anna von England an Carl XII. auffangen, copiren, in's schwedische Lager gehen, die Antworten Carl's wiederum abschreiben und dann dem englischen Minister habe zukommen lassen. Sie enthielten den Plan, ihn zu dethronisiren.

Lage zu überzeugen, in der er und sein Thron sich befand. Auf das andere Papier deutend, sagte er: „Dies ist die Abschrift des Vertrages zwischen Preußen und Schweden, welche ich auf geheimen Wege gegen ein reichliches Geschenk erlangt habe. Haben Ew. Majestät die Gnade, dieselbe Höchstihrer Einsicht zu unterwerfen.“

Eben so wenig erfreulich wie der vorige Beleg war auch dieser. Preußen verpflichtete sich in demselben, in Verbindung mit Schweden zur Erhaltung des Protestantismus in Deutschland kräftig mitzuwirken, wogegen Schweden die preußische Königswürde anzuerkennen versprach. Preußen gelobte dafür, in dem von dem schwedischen Carl geführten Kriege gegen Polen sich nicht nur nicht gegen Schweden zu erklären, sondern sogar, wenn die Republik Polen wider den Olivaischen Friedensvertrag gegen Schweden die Waffen ergreifen sollte, Schweden beizustehen.

„Ihr habt heute die Rolle eines Hiobsboten übernommen, Herr von Patkul,“ sagte der König, „es ist ein undankbar Geschäft, dem Ihr Euch unterzogen.“

„Aber ein nützliches, Ew. Majestät,“ entgegnete Jener. „Herr von Flemming hat Ew. Majestät wahrlich keinen sonderlichen Liebesdienst erzeigt, indem er Ew. Majestät veranlaßte, der Erhebung des preuß-

ischen Churfürsten zum König zuzustimmen. Brandenburg ist ein Kind, das allmälig den Windeln und dem Gängelbande entwachsen und Lust haben wird, die Glieder auszudehnen. Fast sollte man meinen, Herr von Flemming habe in der Intention eines brandenburgischen Ministers gehandelt, aber nicht als sächsischer."

Der König ging auf und nieder, blieb dann stehen und sagte: „Ihr seid einmal dem Flemming auf dem Dache, ich weiß schon, könnt Euch Beide gegenseitig nicht leiden, häkelt immer auf einander, kenne das von früher her. Ist mir sehr unlieb, das — der Flemming ist ein rechtschaffener Mann."

Patkul gab keine Antwort darauf, ein fast verächtliches Lächeln überschwebte auf einige Augenblicke seine Lippen.

Der König schien froh zu sein, daß keine Antwort erfolgte, seine Gutmüthigkeit fühlte sich beunruhigt, einen Mann, dem er durch Neigung und Gewohnheit so zugethan war, wie Flemming, gleichsam mit einer Untreue gebrandmarkt zu sehen. Nach einer langen Pause fragte er: „Nun, welchen Inhaltes ist Eure weitere Vermeldung?"

„Ew. Majestät," antwortete Jener, „haben bereits in Erfahrung gebracht, wie wenig Verlaß auf die

Polen ist, und wissen auch, daß auf auswärtige Hilfe nicht zu rechnen. Der einzige Freund und Bundesgenosse Ewr. Majestät bleibt immerdar nur des Zaars Majestät. Ich glaube nicht die Nothwendigkeit engeren Vertrages mit demselben erst empfehlen zu dürfen. Was Ew. Majestät von Sr. Eminenz dem Herrn Cardinal-Primas zu erwarten haben, lehren dessen aufgefangene an den König von Schweden gerichtete Briefe. Schweden, das kein Geld zum Verschenken hat, hat bereits eingesehen, wie man die Polen traktiren muß, um sie zu Freunden zu machen, es hat den Groß-Kronfeldherrn erkauft und ihm einstweilen ein halb hunderttausend Thaler als Abschlagszahlung zugestellt. Es bleibt Ewr. Majestät keine andere Wahl, als Schweden in diesem Punkte zu überbieten, und hat mir bereits einer der Woiwoden unter den Fuß gegeben, daß der Meistbietende sich versichert halten könnte, wie der Groß-Kronfeldherr und der Kron-Schatzmeister sofort von Schweden ab- und der Partei Ewr. Majestät zufallen würden, wenn Jedem von ihnen ein Geschenk von funfzehntausend Ducaten nebst Zusicherung einer jährlichen Pension von fünftausend Ducaten und zehntausend Ducaten an ihre Dependenten gegeben würden."

Eine auflodernde Zornröthe überlief des Königs

Antlitz. „Kann ich Gold aus den Wolken fallen lassen, um diese unersättlichen Großen immerfort zu bestechen?“ rief er. „Habe ich nicht Alles gethan, um sie an mich zu fesseln? Ja, Herr,“ fuhr er eifrig fort, „manchmal will es mir fast zu Herzen gehen, daß ich diese polnische Marterkrone mir auf's Haupt gesetzt und unzählige Opfer gebracht habe. Es ist himmelschreiend, wie undankbar dies Polenvolk ist!“

Patkul sagte hierzu nichts, sondern beobachtete den König, welcher mit großen, weiten Schritten im Gemache auf- und abging, als bestände er den heftigsten Kampf in sich, seinen Zorn zu bewältigen. Aber die Schritte wurden bald langsamer, sie deuteten den schnellen Wechsel seiner Empfindungen an, die allmälig ruhiger wurden. Dann blieb er vor einem Tische stehen, auf welchem ein entfaltetes Schreiben lag, und schien dasselbe zu lesen. „Wißt Ihr, Herr von Patkul, daß Wir am längsten zu Marienburg Hof gehalten haben werden?“ hob er an. „Der Rath zu Leipzig hat eine ehrerbietige Einladung an Uns ergehen lassen, die diesjährige Ostermesse zu besuchen, und freuen wir Uns darauf, dort einige frohe Tage verleben zu können. Wie man Uns in dieser Einladung meldet, wird diese Messe viel Sehenswerthes daselbst zu finden sein, so daß Wir mit bestem Rechte

auf Vergnügen hoffen dürfen, was jedenfalls in Unserer tristen Lage von Nutzen für Uns sein wird. Auch Anna (Gräfin Cossell) verhofft eine Aufheiterung in diesem Meßbesuche und wünscht sich einen pariser Brillantenschmuck, wie Madame Krusczewska einen trägt. Es wäre mehr als unangenehm, wenn die französischen Edelsteinhändler keinen solchen mitbrächten. Was meint Ihr, Herr von Patkul, wenn Ihr Uns dahin begleitetet?"

Des Königs Gesicht zeigte jetzt die heiterste Miene, der Gedanke, sich Vergnügen machen zu können, die Aussicht auf lustige Tage war für sein dem Frohsinn ganz ergebenes Gemüth ein Lichtstrahl, der auch den herbsten Kummer schnell daraus verscheucht haben würde. So blieb er sich immer gleich und treu, ein wahrhaftes Kind des Lichtes, das auch nur im Lichte zu leben verstand.

Patkul kannte des Königs Charakter zu genau, um von dieser Umwandlung irgendwie überrascht zu werden, er wußte, wie schwer es hielt, ihn bei ernsten Regierungsgeschäften festzuhalten, und wie es noch weit schwerer war, ihm wieder eine Aufmerksamkeit abzugewinnen, wenn er einmal dieselbe verloren. Es gehörte für solchen Fall ein wirklich pikanter Gegenstand dazu, um ihn auf's Neue anzuregen, und nur wenn seine starke

Vorliebe für Pracht, Eitelkeit, schöne Frauen, Festlichkeiten berührt oder sonst ein seinem Frohsinn ansprechendes Thema aufgefunden wurde, gelang es, ihn wieder zu fesseln.

Eben wollte Patkul diese Wendung unternehmen, um sich seiner Aufmerksamkeit auf's Neue zu versichern, als im Vorzimmer sehr heftige Schritte sich hören ließen, bald darauf die Thüre des königlichen Zimmers aufgerissen wurde und der Feldmarschall Flemming hastig eintrat, langsam von dem Großkanzler, dem Fürst-Statthalter und Herrn von Vitzthum gefolgt.

„Mein Himmel!" rief der König erschrocken, „was ist geschehen, daß Ihr —?"

Flemming, ein Charakter, der den König nicht durch feine Bildung und Sitte, sondern durch eine imponirende Brutalität beherrschte, trat vor ihn hin und sagte, ihn unterbrechend: „Ew. Majestät, es ist an der Zeit, daß Sie reine Wirthschaft machen, sonst werden Sie zum Kinderspott. Teufel noch einmal, wenn mir dergleichen geschähe, ich bräche der Bestie den Hals!"

So unehrerbietig diese Redemanier Flemming's auch war, so behauptete doch die Gewohnheit, ihn öfterer in solchem aller Schicklichkeit Hohn sprechenden Tone reden zu hören, ihr Recht auf den König,

er rügte sie nicht, sondern sich dem Eindrucke des Schreckens hingebend, fragte er: „Was ist denn geschehen, Flemming? von wem redet Ihr denn, dem Ihr den Hals brechen würdet?“

„Der Madame de Cossell,“ fuhr Jener heraus.

Dieser Name glich einem Blitzstrahle, der ihn für den Augenblick gänzlich betäubte. „Von Madame de Cossell?“ stammelte er.

„Ja, von dieser feinen Dame und von niemand Anderem,“ antwortete Flemming barsch. „Wir dulden es nicht, daß sie in ihrem Hochmuthe Ew. Majestät, mit Respect zu melden, zum Deckmantel heimlicher Liebschaften braucht. Das muß an's Licht, und sollte ich vor Ewr. Majestät Thüre mich heiser schreien.“

Die Ueberraschung, welche den König im strengsten Wortsinne gleichsam in einem Banne gefangen hielt, würde jedenfalls von längerer Dauer gewesen sein, wenn nicht sein Blick zufällig auf Patkul gefallen wäre, der den Ausdruck des größten Erstaunens in seinen Mienen zeigte. Die Scham gab dem König gewissermaßen einen Impuls, sich aufzuraffen und der Abhängigkeit zu entreißen, in der er sich diesem brutalen Günstlinge gegenüber befand.

„Herr von Flemming,“ sagte er mit Würde, „Sie vergessen, wo Sie sich befinden und wem Sie gegen-

über zu stehen die Ehre haben. Ihr Benehmen ist wahrlich nicht das feinste, und daß Sie sich in Gegenwart des Geheimraths von Patkul erdreisten, Ihrem Herrn und Könige sich auf solche ungebührliche Weise zu nähern, muß den Geheimrath in der That sehr verwundern. Sie sündigen auf Unsere Güte und Langmuth hin, werden es daher auch natürlich finden, daß diese einmal ein Ende hat, und Wir Uns eines Mannes entledigen, der es so wenig versteht, den Weg der schuldigen Ehrfurcht vor der Majestät eines Königs zu wandeln."

Flemming, vertrauend auf die Macht, die er jederzeit über seinen Gebieter behauptet hatte, wollte diese festhalten und hob an zu sprechen.

„Wir befehlen Ihnen Schweigen!" rief König August mit starker Stimme und zorngeröthetem Gesicht.

Patkul hatte das Vergnügen, Herrn von Flemming, den er gründlich haßte, so wie dieser ihn, erbleichen zu sehen. Ein solches ernstes und zugleich zorniges Befehlswort war ihm von Seiten seines königlichen Gebieters nie zu Theil geworden. Die Lippen zusammenkneifend, denn mehr als die Ungnade des Königs, den er zu genau kannte, um zu wissen, daß die Gewohnheit der Gunst denselben bald auf andere Gesinnung bringen werde, kränkte ihn die

Demüthigung, im Angesichte Patkul's in die Schranken der Unterthänigkeit zurückgewiesen worden zu sein. Mit einer Verbeugung trat er an den Eingang des Zimmers zurück.

„Gestatten Ew. Majestät mir gnädigst, mich entfernen zu dürfen," bat Patkul.

„Bleiben Sie," sagte der König. „Ist in Ihrer Gegenwart die Gräfin Cossel einer schändlichen Täuschung Unseres Vertrauens beschuldigt worden, so soll diese auch vor Ihnen aufgeklärt und untersucht werden. Sprechen Ew. Erlaucht über den Beweis dessen, was Flemming der Gräfin Schuld giebt."

Der Fürst-Statthalter, an den diese Worte gerichtet waren, schien von der ungewohnten Strenge des Königs sehr eingeschüchtert. Er sagte nur, daß ihn die aufrichtigste Theilnahme für den König bewogen habe, sich Herrn von Flemming sowohl als dem Großkanzler anzuschließen, da es gälte, eine dem Könige zugefügte Beleidigung von einer undankbaren Geliebten an's Tageslicht zu bringen. Der Großkanzler sei der Glückliche, der das Vergehen der Gräfin entdeckt habe, und komme es diesem daher auch zu, die Ehre zu haben, seinem gnädigsten Herrn und Gebieter dasselbe zu enthüllen."

Auf Befehl des Königs berichtete also Graf von

Beichlingen, daß ihm schon vor einigen Tagen als Geheimniß mitgetheilt worden, wie jedesmal zur achten Abendstunde die Gräfin den Besuch eines in einem Mantel und großkrämpigen Hut vermummten Mannes empfange, den Christiansen, ihr Diener, an der Pforte des sogenannten Buttermilchthurmes erwarte und zu ihr führe. Gestern habe er, der Großkanzler, sich von der Wahrheit dieser Angabe persönlich überzeugt und heute den Grafen Flemming davon in Kenntniß gesetzt und denselben bewogen, in einem der Corridore den Abenteurer zu belauschen. Flemming jedoch, überwältigt von dem Zorn, seinen königlichen Herrn so betrogen zu sehen, sei, als Christiansen mit dem Vermummten schweigend in dem Corridore einhergekommen, aus seinem Verstecke hervorgestürzt und habe den Abendgeist angefaßt, der sich ihm aber mit aller Kraft entrissen und davon gerannt sei, eben so wie Christiansen. Ein ganz kleiner Umstand wäre Ursache gewesen, daß sie den Flüchtigen nicht hätten folgen können. Herr von Flemming, der den Abenteurer fest am Aufschlage des Aermels seines Kleides gefaßt, sei durch das Zerreißen des Aufschlages bei dem heftigen Ruck, den sich Jener gegeben, unsanft zu Boden gestürzt, was die Flüchtigen benutzt hätten, ihnen zu entkommen. Sie, Flemming und der Groß-

kanzler nämlich wären also nur darauf beschränkt gewesen, die Eingänge der Cossel'schen Wohnung mit sicheren, aufrichtigen Leuten zu umstellen, und jetzt mit dieser Nachricht, die sie dem ihnen begegnenden Fürst-Statthalter und Herrn von Vitzthum schnell mitgetheilt hätten, hierher geeilt.

„Die Cossell eine Betrügerin?!“ rief der König, „Anna! Anna! eine falsche heuchlerische Schlange an meinem Herzen?!“

„Es ist nicht möglich, Ew. Majestät,“ sprach Patkul, „ich kenne die Gräfin, sie ist zu stolz, um sich zu erniedrigen; auch im Geiste würde sie bei solch einem Verbrechen vor sich selber erröthen. Sie ist zu stolz, um an ihrem Stolze zu sündigen. So kenne ich sie und vertheidige sie.“

Die Aufregung, die sich des Königs bemächtigt hatte, zitterte zu sichtbar durch seine kräftige Gestalt, als daß er sie hätte verbergen können. Mit krampfhafter Heftigkeit ergriff er Patkul's Arm, und diesen schüttelnd, daß derselbe fast im Schmerze bei der harten Berührung aufgeschrieen hätte, rief er: „Patkul! sie ist ein Weib! Die Hieserle (Esterle) stand hoch in meiner Gnade und — betrog mich.“

„Untersuchen Ew. Majestät,“ sagte Patkul.

„Ja, sogleich auf der Stelle! Kommt mit —

Ihr sollt entweder Zeugen ihrer Ehrenrettung oder ihrer Schande sein!“

Mit einer Hast, die den vier im Zimmer anwesenden Personen das Nacheilen fast schwer machte, durchrannte der König, aus dem Gemache eilend, den von der Wohnung der Gräfin zu der seinen führenden Gang, an dessen Ende Flemming's Vorsorge einen Schweizergardisten aufgestellt hatte.

Ohne erst auf das Oeffnen der Eingangsthüre zu warten, sprengte der König das eingesetzte Getäfel derselben mit einem Faustschlage, und der vollen Wucht seiner riesigen Körperstärke nachgebend, wich das Schloß, der zertrümmerte Flügel der Thüre flog zurück an die Wand, und wie toll raste er nun durch die Zimmer, den ihm Folgenden weit voran, welche ihn in einem der Gemächer laut aufschreien hörten:

„Anna! Betrügerin!“

„Der Herr Geheimrath werden für Madame keinen sonderlichen Vertheidiger abgeben können,“ höhnte der Großkanzler den neben ihm nacheilenden Patkul.

In der That bot sich ihnen, als sie den König erreicht hatten, ein Anblick, der ganz und gar die Beschuldigung des Verbrechens der Untreue zu bestätigen schien. Die Gräfin, im Schreck, den König in solcher Wuth in's Zimmer hereinstürzen zu sehen, aus seinem

Munde den beschimpfenden Namen „Betrügerin" sich zudonnern zu hören, stand leichenbleich mit vor Entsetzen gefalteten Händen starr und beweglich, einige Schritte entfernt von einem mit vier brennenden Kerzen besetzten Tische, auf dem mehrere Papiere lagen. An der andern Seite des Tisches sahen sie einen Mann, auf ein Knie gesunken, das Haupt tief auf die Brust geneigt, so daß sein Gesicht nicht zu erkennen war. Der König stand einige Schritte vom Eingange in's Zimmer, ganz noch dem Eindrucke dieser sich ihm darstellenden Wahrheit des Verbrechens der Gräfin unterworfen. Der Gewalt dieser Ueberraschung sich entreißend, rief er mit zornbebender Stimme: „Wer ist der Elende, dem Sie ein Rendezvous in Ihrer Wohnung zu geben für gut finden? Bekennen Sie, Gräfin — Sie sind entlarvt!"

„Entlarvt?!" fragte die Gräfin, von ihrem Schreck sich erholend und den Blick erstaunt auf die Begleiter des Königs werfend. „Erklären Ew. Majestät mir gnädigst, wie ich das „entlarvt" verstehen soll."

„Wer ist der Elende, der hier im Gefühle seines Verbrechens in die Knie gesunken? Hielten Sie das Schloß von Marienburg für einen geeigneten Schlupfwinkel, um einen Galan heimlich empfangen zu können?" rief der König bitter.

„Das ist es also, was Ew. Majestät zu mir führt?“ fragte die Gräfin, und sich hoch aufrichtend, warf sie einen Blick des verächtlichsten Lächelns auf den Großkanzler, den Fürst-Statthalter, Flemming und Vitzthum und fügte hinzu: „Ich verstehe nun Alles — meine Freunde hier haben mir ein kleines Intermezzo bereitet, um mich vor langer Weile zu bewahren.“ Dann wendete sie sich zu dem noch Knieenden und sagte: „Stehen Sie auf, Herr von Lewalde, geben Sie Sr. Majestät selbst Antwort auf die Frage, wer Sie sind, sagen Sie Sr. Majestät die Ursache Ihres Hierseins. Wir werden dann jedenfalls Grund genug haben, uns an dem Ausgange dieser improvisirten Ueberraschungsscene zu ergötzen.“

Ganz unwillkürlich entschlüpfte den Lippen des leichenbleich werdenden Großkanzlers der Name „von Lehfeldt!“ — in Herrn von Lewalde hatte er seinen Pseudo-Geheimsecretair erkannt, und eine Ahnung dessen, was da kommen könne, durchfröstelte seine Glieder.

„Ew. Majestät mich als dänischen Gesandtschaftsrath zu legitimiren, habe ich bereits die Ehre gehabt,“ hob Herr von Lewalde an, „eine zweite Legitimation meiner Person würden Se. Excellenz der Herr Großkanzler unter andern Umständen zu geben im Stande gewesen sein indem Sie mich Ewr. Majestät als Hoch-

dero Geheimsecretair vorgestellt hätten, welche Rolle ich, begünstigt durch ein seltsames Geschick, während meines achtzehntägigen Aufenthaltes hier in Marienburg gespielt habe, um welchen Niemand als die Frau Gräfin von Cossell gewußt hat."

„So ist es, Ew. Majestät," bestätigte die Gräfin, „und hier überreiche ich Ihnen das Resultat dieser Heimlichkeit, welche keinen andern Zweck hatte, als ein treuloses hoch- und staatsverrätherisches Geheimniß zur Entdeckung zu bringen."

„Was ist das?" rief der König erblassend, „ein hochverrätherisches Geheimniß?"

„So ist es, Ew. Majestät," antwortete die Gräfin. „Lesen Ew. Excellenz Sr. Majestät nur eins dieser Schriftstücke vor," wendete sie sich an den Großkanzler, „es wird Ihnen nicht schwer fallen, da es Ihre eigene Handschrift ist."

Graf Beichlingen glich in diesem Augenblicke einem Verbrecher, dem vor öffentlichem Gericht das Todesurtheil publicirt wird. Die Arme schlaff an den Seiten lassend, den Kopf auf die Brust herabgeneigt, stand er mit schlotternden Knieen da, ein Jammerbild, ein Mann des Todes mit kalkweißem Gesicht und bläulichen zitternden Lippen.

„Lesen Sie, Herr Geheimrath, ich bitte — Se.

Majestät liebt pikante Abwechselungen," sagte die Gräfin zu Patkul gewendet, der ohne Zögern das ihm dargereichte Schriftblatt ergriff und dessen Inhalt ablas. Es war ein Schreiben an den churbairischen Staatsminister und allerdings nur erst ein Concept, welches Herr von Lewalde in die Chiffersprache übertragen sollte; aber das Verbrechen des Hochverrathes ging unleugbar daraus hervor.

„Beichlingen! Beichlingen! solche Schandthat konntet Ihr an mir begehen wollen, der ich Euch immerdar ein gnädiger und gütiger Herr gewesen?" rief der König tief erschüttert und fuhr nach einer Pause fort: „Und Ihr, der Ihr so schwere Schuld auf Eurem Gewissen trugt, waret im Stande, Diejenige eines Verbrechens der Untreue zu beschuldigen, welche mir treu und meinem Herzen theuer ist? Pfui über Euch! Ihr seid ein Niederträchtiger, dem Wir nun ein eben so strenger Richter sein wollen, als Wir früher ein nachsichtiger Gebieter waren."

Beichlingen sank gebrochen in die Knie, er war so sehr vernichtet, daß auch sogar die Zunge ihm den Dienst, um Gnade zu flehen, versagte; nur die von convulsivischen Zuckungen zitternden Arme hob er gegen den König empor.

„Ewr. Excellenz kann ich glücklicherweise den Lie-

besdienst, den Dieselben mir bei Sr. Majestät erzeigen wollten, vollkommen vergelten, indem ich außer diesen Papieren noch im Besitze anderer bin, die mir aus Sachsen zugekommen sind und die gründlichsten Beweise enthalten, von welcher Beschaffenheit Hochdero Landesverwaltung gewesen und wie Ew. Excellenz das königliche Siegel und die von Sr. Majestät Denselben ausgestellten Blanquets mißbrauchten, und andere erbauliche Dinge mehr."

Der Spott, der in diesen Worten der Gräfin lag, war vollends erdrückend für den Hoch- und Staatsverräther, der wie besinnungslos zu Boden fiel und auf Befehl des Königs aus dem Zimmer entfernt wurde. Aber nicht minder waren der Fürst-Statthalter, Flemming und Vitzthum von Schreck betäubt. Welche Verwandlung war hinsichtlich des Schicksals eines der vornehmsten Staatsbeamten in dem kurzen Zeitraume einer halben Stunde vor ihren Augen vorgegangen! Die Gräfin erschien ihnen als eine furchtbare Macht, die unsichtbar das Damoklesschwert über ihren Häuptern schweben ließ.

„Lassen mich die Herren ihrer Gewogenheit empfohlen sein," sagte sie an sie herantretend, und ihr Auge richtete sich vorzüglich durchbohrend auf Flemming, „vergessen Sie nie, daß meine Person nicht in die ge-

wöhnliche Kategorie der Maitressen gehört, welche von Tage zu Tage der Hoffnung leben, daß ihrer Herren Gunst sich nicht sobald von ihnen wenden werde. Vergessen Sie das nie, so wird Ihnen meine Gnade bleiben."

Und des Königs Hand ehrerbietig küssend, deutete sie ihm durch ein Zeichen an, daß sie diese Scene geendet zu sehen wünsche. Nachdem der Monarch den Befehl gegeben, daß man sich nicht nur der Person des Großkanzlers, sondern auch seiner Kanzlei, sowie seiner sämmtlichen Briefschaften versichere, führte er die Gräfin, den Arm um ihren Leib geschlungen, in ein anderes Gemach.

Somit war ein Schlag gefallen, der der Gräfin die unbeschränkteste Macht am Hofe in die Hand gab und alle Gemüther einschüchterte, so daß Niemand etwas gegen sie zu unternehmen wagte. Die Papiere des Großkanzlers, welche man mit Beschlag belegt, gaben den vollständigsten Ausweis des hoch- und staatsverrätherischen Verbrechens, dessen Ausführung er beabsichtigt hatte. Am nächsten Tage wurden auch seine beiden Brüder, der Ober-Landjägermeister und der Ober-Postmeister, in Haft genommen. Doctor Ritter theilte das Schicksal seines Gebieters, in dessen Dienste er sich durch den schändlichsten Betrug zwölf Tonnen

Goldes erworben, und wurde mit demselben auf die Festung Königstein gebracht*). Sachsen war von einem Blutsauger befreit, der unerhörte Ungerechtigkeiten begangen, man wußte, daß Gräfin Cossell ihn gestürzt; aber des Königs niedergedrückte Günstlinge verstanden es, bis in die untersten Regionen hinab einen still fortglimmenden Haß gegen diese Frau zu verbreiten.

Das Waffenglück begünstigte die Unternehmungen Carl's XII. in demselben Grade, wie das Mißgeschick den König August zu einem Flüchtling in dem Wahlreiche Polen machte. Nicht nur dies Unglück war es, welches jenen Begebenheiten, die seine Entthronung herbeiführten, zum Grunde lag, sondern auch der Haß der ihm feindseligen Parteien in Polen bereitete ihm dies seine Ehrsucht so tief verletzende Ereigniß. Der Cardinal-Primas, der ewig intriguirende Feind August's, hatte gegen denselben an den Papst eine förmliche Anklage

*) Der Sturz des Großkanzlers machte so viel Aufsehen in Sachsen, daß der König sich gedrungen fühlte, eine Bekanntmachung zu erlassen, in der das oder die Verbrechen Beichlingen's (denn es ist deren ein langes Register und darunter auch viel lächerliches Zeug aufgezählt) dem Volke dargestellt wurden. Die Spottschrift „Beichlingen's Epitaphium", bezeichnet allein den Plan des Großkanzlers, den Churprinzen an Baiern zu überliefern.

eingesendet, in welcher er den König nicht nur des Strebens beschuldigte, sich zum absoluten Herrn Polens zu machen, sondern ihn auch der größten Lauigkeit in Befolgung der Gebräuche der katholischen Kirche zieh, wodurch er allein schon bei allen Parteien Polens das heftigste Aergerniß erregt habe. Welcher Fürst ist je so mächtig gewesen, fanatischen Haß in die Grenzen der Unschädlichkeit zu weisen? Die polnischen Großen klagten den König religiöser Lauigkeit willen an und vergaßen dabei, daß für Leute wie sie, die die Laster des Uebermuthes, der Habsucht und Wollust auf Rechnung priesterlicher Absolution trieben, es sich am wenigsten geziemte, derartige Vorwürfe einem Könige zu machen, welcher wenigstens den großen Vorzug besaß, vor der Welt nicht zu heucheln, wie sie. August glich einem schönen Schmetterlinge, der im Sonnenglanze seines Daseins lustig von Blume zu Blume, von Genuß zu Genuß flattert, während seine Ankläger zu den Nachtfaltern gehörten, die den Tag scheuen. Es lag ein romantischer Hauch über sein lustiges Leben gebreitet, den selbst die Tage des Unglücks nicht ganz von demselben abzustreifen vermochten. Der Haß, der ihn verfolgte, schwang sich jedoch schnell auf die Stufe des Vortheils, zudem gaben auch August's Umgebungen

die vollste Gelegenheit, das Ereigniß seiner Entthronung durch üble Rathschläge herbeizuführen.

Patkul, welcher durch Gräfin Cossell, die nach dem Sturze Beichlingen's den Hof regierte und vor der die Günstlinge ihres königlichen Geliebten in Demuth sich schmiegten, ein Uebergewicht beim König August erlangt hatte, glaubte die Pläne des zwölften Carl, den Polen einen andern König an August's Stelle zu geben, am besten zu durchkreuzen, wenn er den von dem Schwedenkönig dazu vorgeschlagenen Prinzen Jacob Sobieski, den Sohn des verstorbenen ruhmreichen polnischen Helden Johannes Sobieski, unfähig mache, dieser Wahl zu entsprechen. Auf Patkul's Rath ließ König August den in Schlesien auf östreichischem Gebiete mit seinem Bruder Constantin lebenden Prinzen Jacob, der eine Schwester der östreichischen Kaiserin zur Gemahlin hatte, als derselbe sich mit Constantin auf dem Wege von Ohlau nach Breslau befand, überfallen und, da Constantin seinen Bruder zu verlassen nicht zu bewegen war, Beide in die Leipziger Citadelle, die Pleißenburg, gefangen setzen.

Diese Handlung, der man durch das Märchen eines vom Prinzen Jacob gegen August ausgesonnenen und noch zeitig genug entdeckten Meuchelmordes den Schein rechtlicher Nothwendigkeit zu geben bemüht

war, goß Oel in's Feuer, und obwohl ein großer Theil der Polen nicht für Jacob Sobieski's Berufung zum Throne begeistert war, so bot doch eben dies Ereigniß der August feindlichen Partei den vollkommensten Grund, die ganze polnische Nation gegen den Wahlkönig zu heftigem Hasse zu entflammen, welcher an dem Zorne Carl's XII. gegen König August den sichersten Beistand fand. Von nun an reihte sich für König August ein widerwärtiges Ereigniß an das andere; der Cardinal-Primas proclamirte seine Absetzung; Danzig erklärte sich gleichfalls gegen ihn; Carl XII., um ihm jede Möglichkeit zu rauben, jemals wieder Herr des polnischen Thrones zu werden, setzte die Wahl des Woiwoden von Posen, Grafen Stanislaus Lesczinsky, eines der edelsten Männer Polens, durch, und die Siege der Schweden über die Sachsen bei Punitz und über die Russen bei Fraustadt, verbunden mit der durch Patkul geführten, aber vergeblichen Belagerung Posens, vernichteten die Haltbarkeit August's in Polen, sein Bündniß mit dem Zaar Peter zeigte sich als ein nutzloses. Die Russen erlitten dasselbe Mißgeschick, wie es die sächsischen Truppen traf, deren Macht bei Fraustadt unter General Schulenburg's Führung durch den schwedischen Feldherrn Reenskiöld in einer totalen Niederlage (d. 15. Febr. 1706) gebrochen wurde.

In so mißlicher Lage sah König August vergebens sich nach Freunden um, er hatte keinen. Der kaiserliche Hof zu Wien wußte ihm gegen den protestantischen Sieger keinen andern Beistand zu gewähren, als den guten Rath, der polnischen Krone zu entsagen, der allerdings nicht viel aufwog, da der neue König Stanislaus Lesczinsky vom Bischof von Lemberg bereits gekrönt worden war.

Um seinen Feind im Herzen anzugreifen, ihn ganz zu entkräften, ihm jede Fortsetzung des Widerstandes unmöglich zu machen, beschloß Carl XII., in Sachsen, die Lebensquelle August's, einzubrechen. Eine Vertheidigung Sachsens war auf keine Weise vorbereitet, die Trümmer des bei Fraustadt geschlagenen Heeres Schulenburg's, Sachsen und Russen, hatten sich dahin zurückgezogen; aber das geheime Rathscollegium, welches vernünftigerweise das Land nicht zum Schauplatz blutiger Kämpfe zu machen gesonnen war, ertheilte an Schulenburg den geschärften Befehl, in beschleunigten Märschen Sachsen zu verlassen. Es war dies ein schlagender Beweis, wie wenig selbst in den höchsten Kreisen des sächsischen Volkes eine Sympathie für die ehrgeizigen Pläne August's noch stattfand, und wie man auf den Edelmuth des Siegers vertraute.

Während August sich auf Umwegen nach Polen

begab, um dem Feinde auszuweichen, überschritt Carl XII. die sächsische Grenze ohne Schwertschlag. August erkannte, daß es um Sachsen geschehen sei, wenn er nicht so schleunig als möglich einen Frieden mit seinem hartnäckigen Gegner abzuschließen im Stande sei, weshalb er die beiden Geheimräthe Pfingsten und Baron von Imhof mit einem Friedensgesuche an ihn sendete.

Indeß nun Carl XII. nach Altranstädt vorrückte und die Gesandten August's gar nicht erst zur Audienz kommen ließ, so daß sie ihm zu folgen genöthigt wurden, lagerte der schwedische General Meyerfeld vor Dresden und machte Anstalten, es zu bombardiren, da die erwähnten sächsischen Bevollmächtigten Anstand nahmen, den ihnen von Carl vorgelegten Friedenstractat zu unterzeichnen. Was sich von einem so erbitterten Gegner hatte erwarten lassen, enthielt dieser Friedenstractat im vollsten Maße. Außer, daß der König jedem Anspruch auf die polnische Krone entsagen, diese dem Woiwoden Lesczinsky überlassen, die beiden gefangenen Prinzen Sobieski freigeben und das Versprechen leisten sollte, hinsichtlich der Religion in Sachsen und der Lausitz nie eine Veränderung einzuführen, sondern die westphälischen Friedensbestimmungen aufrecht zu erhalten, verlangte Carl XII. auch noch die

Auslieferung Patkul's, der, ein Opfer des Hasses der sächsischen Minister, damals schon als Staatsgefangener auf der Festung Königstein sich befand. Unter den Umständen, in welche sich August versetzt sah, ließ sich nicht Anderes erwarten, als daß er, so schlecht die ihm gestellten Bedingungen auch waren, darauf eingehen werde; wenigstens glaubte es Carl XII. Aber der Zorn, sich so ganz aus allen seinen Hoffnungshimmeln gestürzt zu sehen, trieb den König August, dem der Geheimrath Pfingsten die Kunde dieser Bedingungen nach Polen gebracht hatte, zu einem letzten Versuche, das Verlorene wiederzugewinnen. Er ließ sich mit den in Polen bei Kalisch stehenden Schweden (d. 29. Octbr.) in ein Treffen ein, in welchem er Sieger blieb. Der Siegesrausch über dieses gelungene Gefecht, dessen Resultat jedoch gar nichts zu entscheiden vermochte, raubte dem ehrgeizigen und prunkliebenden August die Besonnenheit so sehr, daß er in Warschau einen Siegeseinzug hielt und ein Tedeum absingen ließ. Indeß die Nachwehen blieben nicht aus, und als er endlich zu der Einsicht gelangte, daß er ein König ohne Königreich sei und bei fortgesetzter hartnäckiger Weigerung, die Friedensbedingungen Carl's anzuerkennen, auch noch sein Erbland Chursachsen verlieren werde, fand er es zweckmäßig, dahin zurück-

zukehren, um vielleicht durch seine persönliche Gegenwart seinen harten Gegner zu milderen Bedingungen zu stimmen. Im Anfange Decembers (1706) traf er deshalb zu Dresden ein und begab sich ohne Zögern nach Günthersdorf bei Altranstädt in Carl's Hauptquartier. Dieser Besuch, obwohl zwischen Carl und August die größte Freundlichkeit herrschte, änderte jedoch nichts in dem Sinne des Ersteren. Selbst der Gegenbesuch, welchen Carl ihm drei Tage später in Leipzig machte, führte keine Milderung in den Friedensartikeln herbei. Der Sieger hatte nur einer Höflichkeitspflicht Genüge geleistet, und obwohl August, ehe er Leipzig verließ, sich noch einmal in das Hauptquartier seines unerschütterlichen Gegners begab, so sah er sich doch genöthigt, ohne ein günstigeres Resultat wieder nach seiner Residenzstadt zu reisen.

Es hielten jetzt zwei Könige Hof in dem schönen Sachsenlande, der Sieger Carl in Altranstädt und der starke August in Dresden.

Das Hoflager des Ersteren trug ganz den Zuschnitt des Unerquicklichen, welches einen starken und grellen Gegensatz gegen den Hof des selbst jetzt in der unangenehmen Lage eines Besiegten noch pracht- und vergnügungssüchtigen August darstellte.

Das schwedische Soldatenregiment in Altranstädt

zeigte alle Merkmale eines von Stolz und Härte strotzenden Charakters, es war nichts Lustiges darin und dabei. Wohin der Blick sich nur wenden mochte, fiel er auf ernste, breitspurig dahin schreitende Kriegsleute, deren sonnengebräunte, verwitterte und narbenreiche Gesichter wenig zur Freude Einladendes hatten, und obwohl gerade dies Hoflager der Sammelplatz eines großen Theils der europäischen Diplomaten jener Zeit war, die in bunten reichbetreßten Hofkleidern sich daselbst eingefunden hatten und gleichsam wie Schmetterlinge aus fremder Zone unter dem ernsten Kriegesvolke erschienen, so blieb doch der Sieger Carl unverändert derselbe, ein Mann, wie von Erz gegossen, auf den nichts Einfluß übte, als was sein eigner Geist für gut fand, sein Verstand ihm als zweckmäßig darstellte, und welcher mit gleicher Vollkommenheit dem schwarzen Rocke eines evangelischen Feldpredigers Ehre gemacht haben würde, wie er als Feldherr einer siegreichen Armee seinen hohen, durch Fett und Wachs wasserdicht gemachten Reitstiefeln mit den riesigen Eisensporen ein unvergängliches Gedächtniß bei der Mit- und Nachwelt verschaffte.

In Dresden dagegen ignorirte man, so gut es ging, die Anwesenheit des schwedischen Gideons im Lande, und Alles schien in dem alten Geleise zu wandeln.

König August ergötzte sich an Jagden und andern

Lustbarkeiten, und der Hof trug ganz die Physiognomie von früher. Aber das war doch nur eitel Täuschung, denn dem Leichtsinne brannte eine sehr ernste Wahrheit auf den Nägeln, die sich nicht so leicht nach Lust und Belieben verwischen ließ. Nur die nähere Umgebung des Königs wußte, welche trübe Stunden ihn öfters überkamen, und wie in solchen das sonst nur in Lust und Freude blitzende Auge des königlichen Herrn ernst und finster zu Boden sank. Freilich geschah das nur in einzelnen Stunden, wenn die Uebersättigung an Vergnügen ihm moralische Unbehaglichkeit verursachte; aber es war immerhin in den Augen der lebenslustigen Hofleute ein sehr übles Zeichen an ihrem Herrn, das sie nach Kräften zu verscheuchen bestrebt waren.

Die empfindlichste Seite seines Charakters war zu hart verletzt worden. Der Friedensvertrag mit dem siegreichen Carl hatte es ihm, dem vom polnischen Throne Entsetzten, zur Pflicht gemacht, dem von Carl auf den Thron erhobenen Posener Woiwoden, Grafen Stanislaus Lesczinsky, zu dieser Thronbesteigung Glück zu wünschen. Es war dies eine von Carl's Seite unkönigliche Demüthigung seines besiegten Feindes, die der Letztere erdulden mußte, der jedoch mit einer wahrhaft königlichen Würde die ihm gestellte Aufgabe löste.

Trotz der vielen Fehler seines Charakters behaup-

tete doch als angeborene Eigenschaft seines Gemüthes die Milde den Vorrang, und nie war diese Tugend in einen heftigeren und ernsteren Conflict mit der ihm aufgezwungenen Nothwendigkeit gekommen, als eben zu der Zeit, wo Carl sein Wort in Sachsen zum Gesetz erhob, unterstützt von einer siegreichen Armee, die jede Verzögerung des Gehorsams an dem Besiegten und dessen Besitzthum zu strafen bereit war.

Carl hatte im Friedensvertrage als unerläßlich die Auslieferung Patkul's bedungen. Diesen Mann der Rache Carl's preiszugeben, dünkte dem König August unehrenhaft, er versuchte daher jedes Mittel, den schwedischen Sieger umzustimmen; er würde indeß eher einen Stein erweicht haben, als den Sinn seines Besiegers. Patkul hatte so viele Feinde am sächsischen Hofe, als derselbe Personen zählte, mit Ausnahme von dreien. Diese Drei waren der König, die Reichsgräfin Cossell und Frau Anna von Einsiedel, die Wittwe des verstorbenen königlich polnischen und churfürstlich sächsischen Oberforstmeisters, die Braut Patkul's.

Wir knüpfen an diese Schilderung des historischen Verlaufs der Ereignisse die Fäden unserer Geschichtserzählung wieder an.

Der Lenz des Jahres 1707 begann seine Erstlingsblüthen zu streuen, die Anfangstage des launischen

Aprils zauberten warmen Sonnenschein auf die erwachten Fluren und übergossen das Dresdener Elbthal mit dem Glanze sommerlicher Schönheit. Reichsgräfin von Cossell benutzte diese Wonnetage, um die nöthigen Einrichtungen für ihre Sommerwohnung in dem ihr vom König schon vor ein paar Jahren geschenkten Pillnitz anzuordnen. Der Aufenthalt in dieser reizenden Gegend hatte der Gräfin ausschließliches Wohlgefallen gefunden, sie liebte die Schönheit zu sehr, um gleichgültig bei dem Anblicke einer von der Natur mit Vorzügen so reich ausgestatteten Landschaft bleiben zu können; die stolze Frau fühlte eine geheime Vorliebe für diesen herrlichen Landsitz, die Umgebung desselben glich, wenn auch in mancherlei veränderten Beziehungen, jener ihr unvergeßlichen Gegend des Leman. Und wie hätte die Erinnerung an den Aufenthalt am Leman in ihr erlöschen können! Sie gedachte oft lebhaft der Stunde, wo sie im Kreise der Familie von Lewalde und deren Freunde Theil an dem Planetenspiele genommen. Wie wunderbar hatte sich die Prophezeihung, welche der Zettel enthielt, an ihr erfüllt! Ihr stolzes Herz freute sich der Erfüllung zu sehr, um jene Erinnerung vergessen zu können, sie war gleichsam in ihr Herz hineingewachsen, ein Theil dieses Selbst geworden, und ihre geheimen Wünsche standen mit

demselben in genauester Berührung, denn sie wurzelten in der Hoffnung, eines Tages die Krone auf ihrem Haupte zu sehen.

Aber dies war kein freudenreiches Streben, vielmehr ein Kampf auf Leben und Tod, denn sie war zu klug, um es sich zu verhehlen, wie nur die Macht, die sie jetzt besaß und welche ihr des Königs Leidenschaft für sie gewährte, ihre Feinde niederhielt, welche begierig auf Alles lauerten, was dazu beitragen konnte, sie zu stürzen. Besonders jetzt empfand sie, welch' ein indirecter Angriff auf sie beabsichtigt wurde. Man wußte, wie Patkul, früher von ihr festgehalten, sich in des Königs Gunst festgesetzt hatte und demnach eine Stütze für sie geworden war. Diese Stütze ihr zu entreißen, war daher der Grund des Planes ihrer Feinde, und es gelang ihnen. Patkul selbst hatte ihnen die Waffen zu diesem Schlage gegen sein eigenes Haupt in die Hände geliefert. Rücksichtslos hatte er die zahllosen Mängel der königlich polnischen Regierung angegriffen, von der Einsicht geleitet, daß eben nur ein solcher Ton eine mögliche Verbesserung herbeiführen könne. Dies erregte jedoch nur mehr und mehr den Haß seiner Gegner. Seine Freimüthigkeit, welche sich keine Grenzen setzte, hatte dem Zaar das ganze traurige Gewirr der Verhältnisse an August's Hofe ge-

schildert und ihm dargelegt, wie auf einen kräftigen Beistand desselben bei so großer Unfähigkeit der geltenden Personen an diesem königlichen Hofe und bei der totalen Zerrüttung der Finanzen nicht zu rechnen sei, wogegen eine Verbindung zwischen ihm, dem Zaaren, und dem König Carl XII. dem russischen Reiche viel eher eine Aussicht auf Vergrößerung würde gewähren können.

Diese klare Darlegung der Verhältnisse der königlich polnischen Regierung wurde verrathen und in Verbindung mit einigen harten Auftritten zwischen August und Patkul, wo sich der Letztere erlaubte, dem Könige Vorwürfe wegen Verschleuderung der russischen Hilfsgelder zu machen, von seinen Feinden nicht unbenutzt gelassen. Eine Schrift aber, die August von Patkul verlangt hatte, als es galt, in der höchsten Bedrängniß die Meinungen aller Politikverständigen zu hören, und worin Patkul der Bitterkeit seines Herzens so viel Raum gestattet, daß sein Schreiben, das blos seine Ansicht der obwaltenden politischen Verhältnisse hätte ausdrücken sollen, zum Spiegel des Entsetzens für den König ward, indem er ihm unverblümt zu verstehen gab, daß bei ihm jeder Rath verloren sei, wurde die Ursache seiner Verhaftung.

König August war zu aufgebracht, als daß Patkul's Gegner nicht diese schöne Gelegenheit, an ihrem Feinde Rache zu nehmen, sogleich hätten benutzen sollen,

um so mehr, als sie damals von der Gräfin Cossell vor der Hand keinen Widerstand zu fürchten hatten, denn dieselbe war nicht nur darüber gegen Patkul erzürnt, daß er, wie sie erfahren, mit der Gräfin Aurora von Königsmark in Briefwechsel getreten, was ihre Eifersucht erregen mußte, da sie fürchtete, er wolle diese schöne und kluge Frau dem Könige wieder näher bringen, sondern auch darüber, daß er Frau von Einsiedel, welche zur Partei der Churfürstinnen und daher mit zu ihren Feinden gehörte, zu seiner Lebensgefährtin erwählen wolle. Dieser Groll gegen Patkul von Seiten der Gräfin war der beste Beistand für seine Feinde geworden, sie konnten den Schlag gegen ihn ausführen.

Aber die Gräfin erkannte bald, wie einsam und verlassen sie stehe, wie unentbehrlich ihr der Beistand eines Mannes sei, dessen Feinde auch die ihren waren. Es war die Klugheit, die sie antrieb, die Nothwendigkeit der Selbsterhaltung, ihn ihnen wieder abzuringen. Der Statthalter Fürst von Fürstenberg und der Feldmarschall von Flemming leisteten ihr heftigen Widerstand, sie suchten des Königs Zorn gegen Patkul immerwährend anzufachen. Dies gelang ihnen so lange, als Patkul noch nicht vom König Carl als sein Unterthan zur Auslieferung verlangt worden; nachdem aber dies geschehen und August in eigener Person die

Erfahrung gemacht hatte, welch' ein unbeugsamer Kopf Carl XII. war, wendete sich sein Herz schnell zur Milde gegen den Gefangenen, die Ahnung des entsetzlichen Geschicks, das diesem in der Gewalt Carl's bevorstehe, schien ihn zu durchwehen, und er trachtete nach einem Mittel, ihn zu retten, ohne daß Carl ihm, dem Könige, einen Vorwurf deshalb machen könne.

Bei dem schwankenden Charakter August's war es nur folgerecht, daß bald die Politik, welche die Auslieferung Patkul's als ein nothwendiges Opfer verlangte, bald der Grundzug seines Herzens, die Milde und versöhnliche Gesinnung, die Oberhand behauptete.

Die Patkul feindlichen sächsischen Minister drängten auf Auslieferung, um dem Willen des Siegers Genüge zu leisten und dessen Zorn nicht noch mehr zu erregen; Gräfin von Cossell dagegen unterließ nichts, was auf des Königs Herz in dieser Beziehung wirken konnte. Es war sonach ein lebhafter Kampf zwischen den beiden herrschenden Gewalten an diesem Hofe, wo die Intrigue den vollkommensten Schauplatz ihres offenen und geheimen Treibens aufgeschlagen.

Gräfin von Cossell promenirte in den Gartengängen des damaligen Pillnitzer Schlosses. Die Kunst hatte bisher in diesem großen geräumigen Garten wenig gethan, er war mehr parkartig, ein Gemisch der ver-

schiedensten Baumgruppen mit freien Plätzen und einigen kleinen unbedeutenden Teichen. Aber der schöne Sonnenschein und der frische erquickende Hauch der Bergluft machte den Spaziergang angenehm. Das junge zarte Grün der hervorlauschenden Blätter des Hollunders, der hier in überreicher Fülle angepflanzt stand, war augenerquickend und wetteiferte mit dem Saftgrün der hin und wieder zwischen den noch laublosen Baumgruppen verstreuten Rasenplätzen. Ein königlicher Gärtner folgte der Gräfin in einiger Entfernung nach, um ihre etwaigen Befehle über die neuen Einrichtungen, die sie zu machen wünsche, zu empfangen.

„Wie Se. Majestät der König geäußert, soll Er einige Entwürfe zu der neuen Umgestaltung des Gartens bereits fertig haben," sprach die Gräfin, sich zu dem ihr Folgenden wendend.

„So ist es, Excellenz, und geruhen Hochdieselben diese jetzt in Augenschein nehmen zu wollen, so kann ich damit unterthänigst aufwarten," war die Antwort des Mannes, der eine Mappe unter dem Arme hervorzog, öffnete und breit, wie einen großen aufgeschlagenen Folioband, der Gräfin präsentirte, indem er mit einiger Selbstliebe hinzufügte: „Wage unterthänigst zu hoffen, daß diese Entwürfe auch Ewr. Excellenz wohlgefallen werden. Se. Majestät haben Höchstdero

Beifall mir darüber zu erkennnen gegeben und gleichfalls der durchlauchtige Herr Fürst-Statthalter, wie auch des Herrn Feldmarschalls von Flemming Gnaden — sprachen sich sehr günstig aus, die hohen gnädigen Herren, und meinten, ich hätte meine Studia zu Paris, wo das Höchste der Gärtnerkunst zu finden und zu erlernen ist, rechtschaffen durchgemacht."

Der eitle Schwätzer merkte nicht, daß der Gräfin schönes Antlitz sich mit einem tieferen Roth färbte, es war der Mißmuth, den sie empfand, sich gleichsam nach dem Urtheile von Leuten richten zu sollen, welche sie zu sehr verachtete, um auf deren Ansichten und Meinungen einzugehen. Sie blieb für eine ziemliche Weile schweigend, ihr Blick haftete auf der Zeichnung, dann klappte sie rasch die Mappe zu, und sie dem Gärtner zurückgebend, sagte sie: „Nehme Er — ich liebe diese steife französische Künstelei zu wenig, um einen so großen Gefallen daran finden zu können."

Der Gärtner war so erschrocken, daß er, gleich einer mechanischen Figur, die ihm zurückgegebene Mappe vor sich in beiden Händen hielt und kein Wort der Erwiderung hervorzubringen wußte. Die französische Gartenkunst erschien ihm als Inbegriff alles Schönen und Geschmackvollen, und der von der Gräfin ausgesprochene Tadel stürzte ihn daher geistig zu Boden.

Frau von Cossell beachtete des Mannes Schreck und Entsetzen nicht und ging langsam weiter. Das unangenehme Gefühl, überall und in Allem, was es auch sein mochte, eine Einmischung ihrer Feinde zu erblicken, versetzte sie in eine verdrüßliche Stimmung, um so mehr, als sie es sich nicht hinwegleugnen konnte, daß ihr königlicher Geliebter ein schwankender Charakter sei, bei dem fremder Einfluß in einer ungünstigen Stunde besonders zu fürchten war, und daß ihre Gegner nichts versäumten, um einen solchen Einfluß zu gewinnen, wußte sie. Sie fühlte sich um so unangenehmer berührt, als sie ihrer Abneigung, bezüglich der Umgestaltung des Gartens der Geschmacksrichtung ihrer Feinde zu folgen, ein großes Hinderniß in der Zufriedenheit des Königs mit den Entwürfen des auf seine Studia zu Paris sich viel zu Gute thuenden Gärtners erkannte. Es war unmöglich und sogar gefährlich, den König, welcher auf seinen Schönheitssinn nicht wenig stolz war, in dieser Beziehung zu beleidigen, und doch widerstrebte ihrem Gefühle der Gedanke, unbedingt sich zu fügen.

Zuweilen wurde sie des immerwährenden Kampfes, den sie zu führen gezwungen war, müde; aber der Stolz, die Ehr- und Herrschsucht stachelten zu sehr an ihrem Herzen, als daß sie ihm hätte entsagen können.

Die Energie, welche einen Grundzug ihres Charakters ausmachte, fühlte sich zu empfindlich durch den Gedanken an ein feiges Aufgeben ihres Planes verletzt. Es ruhte in dem Herzen dieser stolzen Frau ein Heroismus, der unter andern Verhältnissen als ein Beispiel der edelsten Art geglänzt haben würde, unter denjenigen, in welchen sie lebte, jedoch einzig und allein ihrem Egoismus diente.

In den Stunden, wo sie gleichsam einer Abspannung verfiel, wo sie der Pein der Hoffnung und der Furcht, ihr Ziel zu erreichen oder zu verlieren, überdrüssig wurde, wo es ihr keine Anstrengung gekostet haben würde, sich von all' dem trügerischen Glanze loszureißen, der sie umgab und ihrem Stolze schmeichelte, hob sich das bessere Theil ihres Selbst aus den Wogen der ihren Busen füllenden Leidenschaften gleich einem unter dem Sturme der Meereswellen versunkenen glücklichen Eilande empor.

Ihre Erinnerungen führten sie in die heitere Kinderzeit, in die Tage ihres Aufenthalts am Leman zurück. Und ihre reiche Phantasie belebte diese Reminiscenzen einer glücklichen Vergangenheit. In solchen Momenten des innersten Stilllebens durchwehte der Hauch süßen Friedens das ruhig gewordene Herz, es empfand die Heiligung sanfter inniger Gefühle. Aus

den Tagen ihres Aufenthalts am Leman traten ihr zwei Gestalten nahe, zu denen sie sich unwillkürlich hingezogen fühlte. Das waren die Geschwister von Lewalde. Für die Gräfin lag ein ganz eigenthümlicher Reiz in der Erinnerung an die sanfte und so schwer geprüfte Brigitte. In allen Dingen ihr so unähnlich, empfand sie doch deutlich den geheimen sympathetischen Zug, der sie mit diesem an Innigkeit so reichen Wesen verband, und unterwarf sich dieser nur in den Stunden des Ueberdrusses gegen den sie umgebenden Glanz erwachenden Stimme mit Wohlgefallen.

„Ach," sagte sie, in diese Stimmung versetzt, zu sich selbst, „ich habe nur diese einzige Freundin, und wenn sich auch die anderen Frauen vor mir beugen und mich mit Lob und Bewunderung überschütten, so spricht mir aus ihnen doch kein verwandter Ton in's Herz — nur Brigitte ist wahr."

Und dann erinnerte sie sich fast unwillkürlich an deren Erzählung von der stolzen liebelosen Morna. Sie selbst wollte sich nicht gestehen, welch' einen tiefen Eindruck diese Seelandssage auf sie gemacht hatte, sie empfand sogar einen Schauer, wenn sie sich bei dem Gedanken überraschte, wie die Schilderung Morna's, die das Glück des Stolzes und der Herrschsucht durchgekostet und, als der Schein dieses Glückes sie verließ,

in die bitterste Herzensarmuth verfiel, so manche ähnliche Beziehung zu ihr hatte.

War sie denn glücklich mitten in dem Glanze, den ein prachtliebender König um sie häufte? liebte sie diesen König mit der vollen Gluth eines Weibes, das kein anderes Bedürfniß kennt, als das Herz des Geliebten zu besitzen? Und war dies Herz ihr treu, unwandelbar an das ihre geknüpft? war das Herankommen einer Stunde, wo all' der Glanz, die Hoheit um sie, wie eitle Spreu vom Windeshauche auseinander gestiebt, zerrinnen konnte, unmöglich?

Diese Fragen wagte die Gräfin sich nicht zu beantworten, aus Furcht, Morna's Schicksal sich nahen zu sehen. Und wenn dann von der Erinnerung an Brigitten ihre Gedanken unbemerkt auf die an Asmund überglitten, so wurde es regsam in ihrem Herzen, eine ganz eigenthümliche Empfindung, der sie keinen Namen geben wollte, bemächtigte sich ihrer. Wenn sie ehemals in Muthwillen oder Gleichgültigkeit zu ihm gesagt hatte: „Die Corallenlippen der Fürstin sind ein Preis für den ärmsten Araber", so hatte sich dies Wort ganz unerwartet an ihr bewahrheitet.

Sie empfand für Asmund eine Zuneigung, welche sie nur mit Mühe bewältigen und ihren Verhältnissen unterordnen konnte. Sie hätte es früher nicht für

möglich gehalten, diesen jungen Mann lieben zu können, und doch war es so gekommen. Er hatte ihr nur Beweise seiner Ergebenheit gegeben, kein Wort ausgesprochen, das auf irgend ein höheres und innigeres Gefühl hingedeutet hätte; aber seine Augen gehorchten seinem festen Willen nicht so streng, wie seine Zunge. Aus ihnen redete die stumme Sprache des Herzens, in den Blicken ruhte das Bekenntniß dessen, was er so sorgsam verschwieg. Wie seltsam sich doch die Herzen verwandeln! Erst zu der Zeit, als durch ihn der Hochverrath des Großkanzlers Grafen von Beichlingen an den Tag gebracht wurde, begann dies geheime, durch kein Wort bezeichnete, in den Schranken der strengsten Etikette zurückgehaltene Verständniß Beider. Asmund hatte später den Hof August's verlassen, um nach Dänemark zurückzukehren. Seine geheime Mission hatte ihm die Verhältnisse am Hofe August's genau kennen gelehrt, es konnte ihm nicht entgehen, wie die Gräfin auf einem Vulkane stand, der sie in seine Tiefe zu begraben drohte. Er fürchtete für sie, und als er Abschied von ihr nahm, sagte er zu ihr: „Sie bedürfen eines Schutzgeistes, Gräfin, der Ihre Schritte auf diesem unsicheren, schwankenden Boden bewacht und leitet. Ich will dem Himmel dafür dankbar sein, daß er mir wenigstens auf eine kurze Zeit dies Amt über-

tragen, es soll dies eine meiner theuersten Erinnerungen sein, welche ich mit in mein Vaterland nehme."

„Auch für mich wird Ihre Anwesenheit an hiesigem Hofe und Ihr mir geleisteter Beistand eine liebe Erinnerung bleiben," antwortete die Gräfin.

Kein Wort wurde weiter gewechselt; aber Beide bargen die Erinnerungen, die sie an einander fesselten, wie theure Kleinodien vor den Blicken der Welt. Der Reiz des Geheimnißvollen hielt sie frisch und lebendig. Freilich verschwomm in dem Strudel der Lustbarkeiten bei der Gräfin nur zu oft das Andenken an Asmund; aber wenn die schon bezeichneten Stunden des Ueberdrusses, der Uebersättigung kamen, trat es auch allemal in sein vollgeltendes Recht, sie liebte den Fernen.

Gräfin Cossell hatte, diesen Gedanken sich hingebend, den geräumigen Garten durchwandelt und war eben im Begriff, dem Schlosse sich zuzuwenden, als ihr Kammerdiener Frau von Einsiedel meldete. Ein Wink der Gräfin entfernte den sie in tiefster Indignation begleitenden Gärtner, während der Kammerdiener Weisung erhielt, Frau von Einsiedel herzuführen.

Die Letztere erschien in Trauerkleidung. Gräfin von Cossell ging ihr entgegen und sagte mit einem Anflug von Vorwurf, der jedoch bei der Freundlichkeit, mit der sie Frau von Einsiedel empfing,

alle Schärfe verlor: „Madame, die Farbe Ihrer Kleidung raubt mir das Recht, Ihnen zu zürnen, daß Sie mir nicht schon lange das Vergnügen gewährten, Sie bei mir begrüßen zu können. Es mag wohl sein, daß man Ihnen viel Schlimmes von mir gesagt hat, ich habe Feindinnen, die es mir nicht verzeihen können, daß ich keine Betschwester bin; aber ich glaubte von Herrn von Patkul erwarten zu dürfen, daß er mich wenigstens der Ehre würdigen werde, seine Braut mir vorzustellen. Fast sehe ich mich in die Lage versetzt, der traurigen Nothwendigkeit, die Sie heute zu mir führt und deren Grund ich leider errathe, dankbar zu sein.“

Frau von Einsiedel barg ihr Gesicht in's Taschentuch, um die Thränen zu stillen, welche ihr der Gedanke an das Geschick ihres Bräutigams entlockte, dann sagte sie: „Häufen Sie alle Vorwürfe auf mich, Frau Gräfin, ich unterwerfe mich denselben im Gefühle des Unrechts, das ich leider nicht hinwegläugnen kann.“

„Nein, nein, Madame, klagen Sie sich nicht eines Unrechts an, dessen Schuld nicht auf Ihnen lastet,“ sagte die Vorige. „Schweigen wir davon — wir leiden ja immer unter den uns umgebenden Verhältnissen, diese sind eigentlich unsere Gebieter, denen wir uns

oft nicht entziehen können. War es Ihr eigener Entschluß, der Sie mir zuführt?"

„Nein," antwortete Frau von Einsiedel, „mein Hiersein ist das Werk einer Sie zärtlich liebenden Freundin am Hofe der durchlauchtigen Frau Churfürstin."

„Brigittens?" rief die Gräfin, „gedenkt sie meiner?"

„Ich äußerte im Beisein der beiden durchlauchtigen Frauen, wie ich keinen anderen Weg zu Herrn von Patkul's Rettung sähe, als mich an Sie, Frau Gräfin, zu wenden. Man eiferte lebhaft dagegen —"

„Kann mir das denken," schalt die Gräfin lächelnd ein, „es gehört mit zur Christenliebe gewisser Personen, dem Feinde jedes Gute abzusprechen."

„Nur Fräulein von Lewalde nahm Ihre Partie, und sie war es, die mich ermuthigte, bei Ihnen zu erscheinen."

„Steht Fräulein von Lewalde bei Ihnen so gut angeschrieben, daß Sie so unbedingt ihren Worten Glauben beimessen?"

„Sie gilt nicht nur bei den durchlauchtigen Frauen, sondern auch an deren Hofe als ein Muster von Sanftmuth und Tugend. Man muß sie lieb gewinnen."

„Gewiß," stimmte die Gräfin bei, „Brigitte ist

ein engelgutes Wesen. Da dürfte es also doch wohl möglich sein, daß ich nicht so schlimm bin, als wie man mich zuweilen zu schildern beliebt. In Wahrheit, Madame, Sie können mir durch Niemand besser empfohlen sein, als durch Fräulein von Lewalde, und ich versichere Sie im Voraus meines Beistandes, wenn nämlich die Mittel dazu in meiner Macht stehen."

Frau von Einsiedel erzählte, daß ihr die vollkommene Ueberzeugung geworden, wie die Auslieferung Patkul's an den König von Schweden nahe bevorstehend sei. Sie habe persönlich mit dessen Kanzler, Grafen von Piper, gesprochen, zu dessen Gemahlin sie in einer, wenn auch weitläufigen, Verwandtschaft stehe. Piper habe ihr mitgetheilt, daß der Fürst-Statthalter und der Feldmarschall von Flemming diese Auslieferung sehr eifrig betrieben, König August indeß immer noch den Versuch mache, Carl dahin zu bewegen, von diesem im Friedensvertrage stipulirten Artikel abzusehen, was indeß bei der Denk- und Handlungsweise Carl's ein ganz vergebliches Bemühen sei. Piper habe ihr indeß durch seine Gemahlin einen Wink geben lassen, auf welche Art Patkul einem schlimmen Schicksale entgehen könne. Der einzige Weg für ihn, der Auslieferung und somit dem von dem schwedischen

Kriegsgerichte zuverlässig zu fällenden Todesurtheile zu entziehen, sei Flucht vom Königsteine."

„Ach, Madame," sagte die Gräfin, „ich fürchte, daß in diesem Falle der beste Wille erlahmt. Wer soll dies unternehmen? Leider ist der König in der Hand seiner Minister, welche Herrn von Patkul lieber todt als lebendig sehen. Diese Feinde würden sogleich verrathen, daß der König selbst die Hand zu des Gefangenen Flucht geboten."

Frau von Einsiedel sank, von dieser abschlägig klingenden Antwort tief erschüttert, fast zu Boden.

Die Gräfin erhielt sie mit Mühe aufrecht. „Lassen Sie uns gemeinschaftlich nachdenken," sagte sie tröstend zu ihr, „fassen Sie sich, ich erwarte den König von der Jagd zurück, ich werde mit ihm über diesen Gegenstand sprechen. Es ist noch nicht Alles verloren, vielleicht bietet sich uns eine Möglichkeit, den Unglücklichen seinen Feinden zu entreißen. Seien Sie versichert, daß ich mit Ihnen dies sehnlichst wünsche, seine Feinde sind die meinen — es ist zwischen mir und ihnen ein immerwährender Kampf."

Frau von Cossell führte Frau von Einsiedel auf eine Gartenbank; Angst und Schmerz hatten die Letztere außerordentlich erschöpft.

Indem sich die Erstere Mühe gab, sie zu trösten,

zu beruhigen, ihre gesunkene Hoffnung wieder anzufachen, ertönte plötzlich vor dem Schlosse eine lustige Hörnerfanfare.

„Se. Majestät der König kehrt schon von der Jagd zurück!“ rief die Gräfin, schnell von dem Sitze aufstehend; aber ein Blick auf Frau von Einsiedel schien ihr Mitleid zu erregen. „Ich bleibe bei Ihnen, werde Sie nicht verlassen,“ sagte sie. „Der König soll mich bei Ihnen finden.“

Frau von Cossell hatte die vollkommene Ueberzeugung, daß, sie aufzusuchen, August's erstes Geschäft nach seiner Rückkehr in's Schloß sein werde, und wie sie erwartete, so erfüllte sich diese Voraussicht. Bald hörte sie ihn im Garten ihren Namen rufen. Sie ging ihm entgegen. Sein Gesicht strahlte von Freude, das Resultat seiner Jagdpartie war ein außerordentlich günstiges gewesen.

Die Gräfin war entzückt, ihn in solcher Stimmung zu sehen, sie wußte aus Erfahrung, daß er dann nie eine Bitte abschlagen konnte, und ihre Politik gegen die Bestrebungen ihrer Feinde gründete sich vornehmlich darauf, solche günstige Stimmungen ihres königlichen Gebieters zu benutzen. Die Freude machte sein Herz leicht zugänglich, die Milde desselben widerstand dann keiner Bitte der schönen, von ihm heiß-

geliebten Frau, deren Klugheit kein Mittel aus den Augen ließ, um sich ihrer Uebermacht über ihn ganz zu versichern.

„Ich glaubte, meines Herzens Morgenstern würde mir am Portal des Schlosses entgegenkommen,“ sagte er mit leisem Vorwurf, ihr die Hand, die sie eben zu küssen im Begriff war, entziehend, sie aber dafür umschlingend und einen Kuß auf ihre Lippen drückend.

„Ew. Majestät, der Morgenstern muß auch Anderen scheinen,“ entgegnete die Gräfin lächelnd.

„Oho! Anderen?“ rief der König, „Anna, das klingt —“

„Verdächtig,“ fiel ihm die schöne Geliebte in's Wort und fügte scherzend hinzu: „Es ist ein Glück für mich, daß Se. Durchlaucht der Herr Fürst-Statthalter und mein Busenfreund des Feldmarschalls von Flemming Gnaden dies nicht gehört haben, sie würden keine Mühe scheuen, um in aller Eile einen hübschen Roman daraus zu spinnen, einen solchen vielleicht, wie ehedem des Großkanzlers Excellenz im Marienburger Schlosse zu improvisiren für gut fanden.“

„Sie haben ein treffliches Gedächtniß, Anna,“ entgegnete der König lachend. „Dem Kanzler ist diese Improvisation schlecht genug bekommen, er hat auf dem Königsteine Zeit, darüber nachzudenken. Aber wo

wollen Sie mich hinführen, Anna? Das ist nicht der Weg in's Schloß, wo das Frühstück uns erwartet."

„Gestatten Ew. Majestät mir für einige Minuten eine kleine Herrschaft über Ihren Willen," bat die Gräfin.

„Ah, eine Ueberraschung soll es also geben!" rief der König heiter, „Sie sorgen immer für mich, stets etwas Neues, Unvermuthetes, Pikantes — gut, führen Sie den Sclaven Ihrer Schönheit nach Ihrem Belieben." Der König erstaunte nicht wenig, als er, nachdem er kaum dreißig Schritte zurückgelegt, plötzlich auf der Gartenbank eine Dame in tiefer Trauer erblickte und bemerkte, wie dieselbe das Gesicht in das Taschentuch verbarg.

„Wer ist das?" fragte er befremdet.

„Eine Unglückliche, die Ewr. Majestät Herz um Milde anzuflehen gekommen ist," antwortete die Gräfin, und zu der Tiefbekümmerten, die, wie es schien, ihren trüben Gedanken ganz hingegeben, das Nahen Beider überhört hatte, sich wendend, sagte sie: „Se. Majestät der König steht vor Ihnen, Frau von Einsiedel."

Ueber des Monarchen Gesicht breitete sich blitzesschnell der Ausdruck der größten Verlegenheit, in dem Namen der von der Gräfin Angerufenen und in der Trauerkleidung derselben lag der Aufschluß über

den Zweck ihres Hierseins, er erkannte diesen sogleich.

„Anna, was haben Sie gethan?“ rief er leise mit dem Anklange des Vorwurfs.

Die Gräfin antwortete nichts darauf, aber sie gebrauchte eine Waffe, die ihn jederzeit ihrem Willen untergeordnet hatte. Es war dies der Blick ihrer schönen Augen, in dem für ihn ein so mächtiger Zauber lag, daß an einen Widerstand von seiner Seite nicht mehr zu denken war.

Frau von Einsiedel war vor Schreck, sich den König so unvermuthet gegenüber zu sehen, auf's Knie gesunken, die Zunge versagte ihr den Dienst, nur aus der bittenden Geberde, indem sie die Hände wie betend in einander gefaltet auf der Brust hielt, ging hervor, was die Ueberraschung sie verschweigen ließ.

„Stehen Sie auf! stehen Sie auf!“ gebot August, „es ist eine verkehrte Sitte, daß Damen vor Männern das Knie beugen, ich wünsche das nie.“

Die Gräfin von Cossell richtete Frau von Einsiedel empor und übernahm es zugleich, an ihrer Statt den König von ihrem Gesuche zu unterrichten.

„Es ist eine unangenehme Situation, in welche mich Ihr gutes Herz versetzt hat, Gräfin,“ sagte der König nach einer Pause. „Sie wissen, wie schwer es

mir wird, eine Bitte abzuschlagen, Sie wissen das — ich kann hier nicht helfen, es ist unmöglich, ich sehe keine Aussicht dazu. Die Nothwendigkeit fordert zuweilen Opfer, die uns mehr als unangenehm sind. König Carl ist kein großmüthiger Sieger, er hat ein verhärtetes Herz, das an den grauslichen Geschichten des alten Testamentes, die voller Mord- und Rachethaten sind, den Maßstab für sein Thun gefunden hat. Soll ich das Land seiner Rache preisgeben, indem ich ihm das Opfer seines Hasses entziehe? Es geht nicht, lassen Sie ab von mir, Madame — quälen Sie mich nicht, auch die Macht eines Königs hat Schranken."

Die durch diese Entgegnung nur noch mehr gesteigerte Angst der Frau von Einsiedel sprengte die Bande des Schreckens, welche vorhin, da sie sich so unerwartet dem Könige gegenüber sah, ihren Mund zum Schweigen fesselten. Ihre Worte wurden zum unaufhaltsamen Strome. Sie suchte Alles hervor, was die schweren Beschuldigungen, welche die Gegner auf Patkul's Haupt häuften, entkräften konnte, sie bewies, wie die Verleumdung und der Haß die Urheber dieser Anklagen wären.

„Man sagt, Patkul habe zwischen Sr. Majestät dem Zaaren und dem König von Schweden einen Frieden zu vermitteln gesucht," sagte Frau von Einsiedel,

„man vergißt aber dabei, wie die Lüge sich selbst in's Gesicht schlägt. König Carl würde einen Unterhändler, der ihn mit einem Feinde, wie der moskowitische Fürst, zu versöhnen bestrebt wäre, nicht als einen Todfeind verfolgen und seine Auslieferung verlangen. Graf Piper nannte diese Patkul von seinen Hassern gemachte Beschuldigung die lächerlichste Lüge, die man hätte erfinden können. Man behauptet ferner, Patkul habe die russischen, bisher in sächsischen Diensten gestandenen Truppen durch einen mit dem kaiserlich österreichischen Gesandten abgeschlossenen Tractat dessen Monarchen überlassen wollen — ach, Ew. Majestät, es ist eine abscheuliche Verleumdung! Niemand kann bessere und schlagendere Beweise in Händen haben, als ich, daß Patkul frei von allen diesen Beschuldigungen ist. Ich besitze seinen letzten von Berlin aus an mich gesendeten Brief, worin er seinen Abscheu an den Welthändeln ausspricht und mich auffordert, sobald unsere Vermählung vollzogen, ihm nach der Schweiz, an die Ufer des schönen Leman zu folgen, wo uns eine heitere Zukunft erwarten würde. Wir waren dazu fest entschlossen; noch an demselben Abende, als man ihn auf dem Wege von meiner Wohnung zu der seinigen verhaftete, hatten wir diesen Plan besprochen und seine Ausführung zum Beginn des Früh-

jahrs festgesetzt. Noch erinnere ich mich seiner Worte bei dieser Gelegenheit. „„Ach,““ sagte er, „„Geist und Gemüth werden krank vor Ekel an diesem unrechtlichen Treiben, das jetzt die Welt zur Hölle macht. Ich verlange nicht mehr darnach, bei der Partie in diesem Spiele zu sein, denn ich habe einsehen gelernt, wie freies und ehrliches Manneswort Allen, die es trifft, ein Aerger und Grund zu bitterem Hasse gegen Den ist, der es ausgesprochen. Nur ein Ziel habe ich, ehe ich für immer quittire, noch zu erfüllen — Alles abzuwickeln, womit ich beauftragt worden bin; ich will wenigstens den Nachruf mitnehmen, daß ich ein ehrlicher Mann war. Davor muß zuletzt der giftigste Haß verstummen.““

Ueber des Königs Gesicht flog ein düsteres Roth der Verlegenheit, sein Herz machte ihm den Vorwurf, daß auch ihm das freie Manneswort Patkul's zum Aerger und eben diese Empfindlichkeit zur Ursache von dessen Verhaftung geworden war. Er blieb schweigsam, als Frau von Einsiedel ihre Rede beendet hatte, sein Auge haftete am Boden.

Plötzlich fuhr er auf. „Ich kann ihn nicht retten — foltern Sie mich nicht. Es giebt kein Mittel, ihn frei zu lassen, ohne daß Carl's Haß auf mich fällt.“

Er wollte sich rasch entfernen, um diese für ihn

außerordentlich peinliche Scene schnell zu enden; die Gräfin aber legte die Hand auf seinen Arm und sagte, die ganze Macht ihres Blickes auf ihn richtend: „Und wenn ich ein Mittel wüßte, Ew. Majestät?"

Der König blickte sie verwundert an. „Ah, Sie täuschen sich, Gräfin!" rief er.

„Ew. Majestät Person soll gänzlich aus dem Spiele bleiben, lassen Sie mich gewähren," bat Frau von Cossell.

„Gräfin, Sie wollten für den unglücklichen Patkul —"

Frau von Cossell unterbrach diesen Ausruf des Erstaunens und der Ueberraschung von Seite der Frau von Einsiedel, indem sie zu dieser sagte: „Ueberlassen Sie Alles mir. Heute Abend erwarte ich Sie in meiner Wohnung in Dresden, Sie sollen dann das Nähere erfahren. Jetzt verlassen Sie uns. Doch seien Sie vorsichtig, lassen Sie Niemandem merken, daß Sie eine Hoffnung haben, im Gegentheil drücken Sie Personen gegenüber, von denen Sie wissen, daß sie Patkul gehässig sind, das tiefste, trostloseste Unglück aus. Vergessen Sie diese Warnung nicht."

„Wo nehme ich Worte her, Ihnen schon für diese Hoffnung zu danken?" rief Frau von Einsiedel, „ach, es ist ein —"

„Pst! man sucht den König. Bleiben Sie hier zurück, beachten Sie meine Warnung, täuschen Sie die Neugier — vergessen Sie nicht, was auf dem Spiele steht.“ — Der Gräfin scharfes Auge hatte in den entfernteren Gängen Personen sich bewegen sehen, es war der Feldmarschall Flemming mit ein paar Hofherren, die den König suchten, um ihm theils die Meldung hinsichtlich des servirten Frühstücks, theils auch Bericht über den Ertrag der Jagdpartie zu bringen.

Gräfin von Cossell flüsterte dem Könige ein paar Worte in's Ohr, und Beide schritten rasch auf die ihnen Entgegenkommenden zu. Es entging der Begleiterin des Königs nicht, wie Flemming's Blicke spähend auf dem Gesichte seines Gebieters ruhten, um in dessen Mienen das Resultat seiner Unterredung mit Frau von Einsiedel zu entdecken. Er mochte zweifelhaft über dasselbe sein, denn er fand bald einen Vorwand, um sich von des Königs Seite zu beurlauben; die Gräfin bemerkte mit geheimen Vergnügen, wie Flemming sehr rasch nach der Seite des Schlosses sich hinbewegte, wo der allgemeine große Eingang aus demselben in den Garten sich befand, während der König mit ihr und von den Hofcavalieren begleitet durch eine kleine Pforte das Schloß betrat.

Der Monarch hatte sich bereits an der Tafel

niedergelassen, die für ihn, die Gräfin und sein höheres Gefolge servirt war, als Flemming erst wieder erschien. Sein rothes Gesicht zeigte einen glücklichen Humor, er war außerordentlich lustig und trank, was er sonst nie zu thun pflegte, auf der Gräfin Gesundheit.

„Viel Ehre für mich, Herr Feldmarschall," sagte die Gräfin mit einer Kopfneigung, „mögt mir erlauben, diesen Tag in meinem Kalender besonders anzuzeichnen, denn es kann immer als Wunder betrachtet werden, daß Ihr so gnädig meiner Wenigkeit Euch erinnert; bisher waret Ihr in der Galanterie nicht so weit vorgeschritten."

„Oh, meine allerschönste Excellenz, man bessert sich mit der Zeit!" lachte Flemming.

„Ein Glück für mich, Herr Feldmarschall, daß Ihr kein weitläufiger Verwandter von mir seid," entgegnete die Gräfin scherzend, „ich würde sonst auf die Idee gerathen, Ihr hättet Lust, mich zu beerben."

„Auch ohne die Ehre zu haben, mit Euch verwandt zu sein, Frau Comtesse, denke ich doch immer, einstmals noch ein fetter Erbe von Euch zu werden," antwortete Graf Flemming.

Frau von Cossell verstand die Anspielung in dieser Gegenrede ihres Feindes, und ihr leicht erregtes Blut sendete plötzlich einen heißen Wall über Wangen

und ihre Stirn; aber sie mußte sich bezwingen. Es wäre eine Blöße für ihren allzeit zum Verletzen gereizten Feind gewesen, wenn sie nur das geringste Zeichen gegeben hätte, wie sehr sie sich von seiner spöttischen Bosheit berührt gefühlt, und würde zugleich auf den König, dem solche verblümte gegenseitige Sticheleien unter den Begünstigten seiner näheren Umgebung sehr viel Spaß gewährten, einen unangenehmen Eindruck gemacht haben, wenn sie ihrer Empfindlichkeit keine Schranken zu setzen gewußt hätte.

Zugleich fand sie es nothwendig, dem Feldmarschall einen Stich beizubringen, der, wie sie wußte, ihn an der verwundbarsten Stelle treffen mußte. „Ich wünsche Euch, mein lieber Herr, mit aufrichtigem Herzen, daß Ihr bezüglich der von mir zu erwartenden Erbschaft nur ein klein wenig mehr Glück haben mögt, als dies mit den von Euch gelieferten Schlachten der Fall gewesen sein soll, wo Ihr den Feind gewöhnlich in Euerer Tasche zu haben vermeintet, während immer unangenehmer Weise der Fall sich ereignete, daß Ihr schon lange vorher in seiner Tasche gewesen waret, ohne es nur zu merken."

In der That traf diese bosheitsvolle Anspielung der Gräfin den Feldmarschall so sehr, daß er, die Gegenwart des Königs vergessend, vom Stuhle aufsprang

und diesen mit einem gewaltigen Ruck so heftig hinter sich schleuderte, daß er an die entgegenstehende Wand anflog.

„Flemming!“ rief der Monarch, überrascht durch das tolle Beginnen des Günstlings.

„Sire!“ entgegnete Flemming, kirschroth vor Zorn, in französischer Sprache, „ich hoffe nicht, daß Sie Ihrer Maitresse den Auftrag gegeben haben, Männer zu beleidigen, denen Sie mehr zu danken haben, als allen Ihren galanten Damen. Wenn derlei einreißen soll an Ihrem Hofe, Sire, so ist es gerathener, daß man denselben verläßt. Zum Glück giebt es noch Fürstenhöfe, wo man Männer, wie meines Gleichen, warm und werth zu halten versteht.“

Dieses heftige Aufsprudeln des Erzürnten schien eine ernstliche Störung herbeiführen zu wollen. Der König hatte sich erhoben, und sein Blick haftete ernst und durchdringend auf Flemming. Ein Ausbruch des königlichen Zornes schien bevorstehend, die Gesichter der Anwesenden waren theils erblaßt, theils dunkelroth, als wenn alles Blut aus dem Herzen sie überfluthet hätte. Gräfin von Cossell allein blieb in der gemächlichsten Ruhe sitzen, sie feierte einen Triumph in dem Bewußtsein, daß Flemming's Worte den König

tief verletzt haben müßten, was natürlich nicht ohne Folgen bleiben konnte.

Ganz wider Erwarten ließ sich jedoch der König wieder in seinen Sessel nieder. „Lassen wir uns nicht stören,“ sagte er, „wir haben uns dies Frühstück redlich verdient. Es ist jetzt einmal eine Zeit der Prüfungen für Könige, warum sollten wir über eine Kleinigkeit in Zorn auflodern, wo wir Großes und Schweres als Mann ertragen haben.“

Eine Pause folgte.

Flemming allein war stehen geblieben und fühlte sich in eine sehr unangenehme Situation versetzt. Die Ruhe, die ihm sein Gebieter zeigte, überraschte ihn weit mehr, als der heftigste Zornausbruch desselben es vermocht haben würde; es war bei einem so lebhaften, leidenschaftlichen Charakter etwas Ungewöhnliches, plötzlich sich so beruhigt zu zeigen, und eben dies Ungewöhnliche machte Flemming bestürzt. Nach einer Weile gebot August durch einen Wink seinem Günstlinge, seinen früheren Platz wieder einzunehmen, was dieser auch sogleich that; aber der König richtete keine weitere Rede an ihn, es hatte den Anschein, als sei Flemming nicht mehr für ihn anwesend, dagegen zeigte er sich den anderen Cavalieren gegenüber sehr heiter und wußte durch sein Beispiel

das eingeschüchterte Wesen derselben zu verscheuchen und ihre heitere Laune auf's Neue anzuregen.

Als der König sich erhob und, von der Gräfin Cossell begleitet, das Speisegemach verließ, flüsterten sich die Cavaliere halblaut zu: „Flemming ist gestürzt.“ Kein Blick August's war, als er das Gemach verlassen, auf diesen gefallen, so daß es den Anschein hatte, als lebe er nicht mehr für ihn.

Einige Stunden darauf verließ der König Pillnitz, die Gräfin fuhr in seinem Wagen mit, ein Beweis, wie sehr die schöne und kluge Frau die kurze Zeit benutzt hatte, um ihn ganz an sich zu fesseln. Vor dem Thore Dresdens stieg sie jedoch in ihre eigene leer nachfolgende Carosse; man sah, daß der König sehr eifrig mit ihr redete, was die Gewißheit zu geben schien, daß Flemming's vollkommener Sturz beschlossen sei.

Der Letztere hatte es vorgezogen, sich von der Suite des Königs auszuschließen, indem er allein, von seinen beiden Dienern begleitet, etwas später nach Dresden ritt. Auf dem Wege hatte er Zeit genug, über das den heutigen Tag bezeichnende Ereigniß nachzudenken und neue Pläne zu machen, um sich die ihm entzogene Gunst seines Herrn wieder zu erringen. Sein erstes Geschäft in Dresden bestand in einem Besuche

beim Fürst-Statthalter, um diesen, auf den er zählen zu können glaubte, von Allem zu unterrichten und mit demselben zu besprechen, wie der Einfluß der Gräfin paralysirt werden könne.

In den Nachmittagsstunden des folgenden Tages verlangte eine tiefverschleierte Dame Einlaß in der Festung Königstein. Ein von ihr dem Wachposten übergebenes versiegeltes Schreiben, welches dem Commandanten, Generalmajor Ziegler von Klipphausen, überbracht wurde, enthielt ein Blanquet mit dem Namen des Königs August unterzeichnet, worin der Festungscommandant angewiesen ward, der Ueberbringerin Zutritt zu dem Staatsgefangenen Patkul zu gestatten. Ohne Zögern ward dieser Befehl des Königs erfüllt. Der Festungscommandant bot der Dame den Arm, als er bemerkte, daß sie zitternd vorwärts schritt. Die Aufregung war so groß in ihr, daß sie nur mit Mühe ihm einen Dank für sein freundliches Benehmen zu sagen vermochte.

Endlich öffnete sich das Gefängniß Patkul's. Ein Laut, unwillkürlich von Schreck und Schmerz erpreßt, entrang sich den Lippen der Tiefverschleierten, als sie die Schwelle desselben übertrat und der Commandant mit einer Verbeugung zurücktrat, indem er sagte: „Ew. Gnaden haben keine Störung zu befürchten; die mir

gewordene Ordre Sr. Majestät giebt Ihnen das Recht, ohne Zeugen und so lange, als es Ihnen beliebt, mit Herrn von Patkul zu sprechen."

Nach diesen Worten machte er hinter ihr die Thüre zu, sie befand sich nun allein. Indem sie sich in dem Aufenthalte eines Unglücklichen sah, dem ihr Herz gehörte, schien alle Kraft des Geistes von ihr gewichen, sie schöpfte in langen und tiefen Zügen Odem, als liege eine Felsenlast auf ihr.

Tiefe Ruhe herrschte in dem ziemlich geräumigen Gemache, dessen beide Fenster, über Manneshöhe vom Fußboden entfernt, stark vergittert und nicht sehr groß waren. Die größte Einfachheit zeigte sich in der Einrichtung. Ein Tisch mit Schreibmaterialien, zwei hölzerne Stühle, ein niedriges Feldbett von sehr dürftigem Aeußeren machte, außer einer in einem Winkel stehenden Bank, das ganze Meublement aus. Der Gefangene lag im festen Schlafe, ohne sich zu regen, auf dem Feldbette. Als die Dame den sich ihr als schrecklich aufdrängenden Eindruck des ersten Anblicks dieses honettesten aller Gefängnisse damaliger Zeit in etwas überwunden und Fassung errungen hatte, schritt sie, den Schleier zurückschlagend, furchtsam dem Schlafenden näher. Der neben dem Feldbette stehende Stuhl bot sich ihr als Sitz.

Sie beobachtete die Züge des Festschlummernden, sie waren von der unsichtbaren Hand des Friedensengels sanft geglättet, weshalb sie nicht wagte, ihn zu wecken. Endlich mußte sie sich doch dazu entschließen, die Zeit durfte nicht ungenützt verstreichen. Leise legte sie ihre Hand auf die seine, er erwachte nicht von dieser Berührung, und sie sah sich gezwungen, ihn bei'm Namen zu rufen.

Nun fuhr er auf; der Traum dehnte seinen Zauber noch über ihn aus. „Frei also?" fragte er, „ah frei! — ich wußte es, sie konnten mich nicht verurtheilen; so weit darf die Ungerechtigkeit nicht gehen." Er hatte von seinem Schicksale geträumt, der Traum ihm Freiheit und Gerechtigkeit vorgespiegelt. Der Blick aber, den er nun in das ihm schon seit einem Jahre bekannte Gemach*) fallen ließ, überzeugte ihn schnell von dem Irrthume, in dem er sich befand. „Nicht frei," sagte er tonlos vor sich hin, „ach, wenn ich nur nicht mehr träumen sollte; es ist keine Wohlthat, wenn die nackte Wirklichkeit die Hoffnungsblüthe so grausam zerstört."

„Reinhold!" rief die Dame von der schmerzlichen Klage des ihr so theueren Gefangenen tief erschüttert.

---

*) Patkul war im Jahre 1705 verhaftet worden.

Jetzt erst bei der seinem Ohre so bekannten lieben Stimme der Freundin entfloh der Traumnebel gänzlich von ihm.

„Anna, meine Herzliebste! Du hier? Du bei mir? es war also kein Traum — ich bin frei — und Du kommst, mich in das frische heitere Leben hinauszuführen?“ rief er. „O Du, mein heiliger Freiheitsengel, sei mir gegrüßt, tausendmal gegrüßt! ich sehe Dich, und alles Leid fällt von meiner Seele ab, wie dürres Laub vom Baume!“

Die Freude des Gefangenen war so stürmisch, daß Frau von Einsiedel anfänglich nicht zu Worten kommen konnte, und erst, als sich der Sturm des überwogenden Gefühls bei ihm sänftigte, vermochte sie, ihm den Zweck ihres Hierseins mitzutheilen. Sie sagte ihm, welchen Weg sie gewählt, um für seine Freiheit zu wirken, wie König August so gnädig gewesen, auf den von der Gräfin von Cossell entworfenen Plan, ihn von der Festung entfliehen zu lassen, um ihn vor der Auslieferung an den Schwedenkönig zu sichern, einzugehen, und sie deshalb hier bei ihm erscheine, um ihn davon in Kenntniß zu setzen. Mit Eifer enthüllte sie ihm den ganzen Plan zur Flucht. „Ich harre Dein mit Wagen und Pferden am Fuße der Festung, unter dem Schutze der Nacht bringt uns das flüchtige

Gespann über Böhmens Grenze, unerkannt gelangen wir durch Baiern und Schwaben nach der Schweiz. Dort ist Freiheit für Dich, König Carl's Arm erlahmt an den Grenzen dieses Berglandes. Am Leman, wo Du einst schon als Flüchtling in sicherer Ruhe gelebt, findest Du wieder ein Asyl, eine zweite Heimath. O mein Reinhold, laß mir die Freude, Dich mir gerettet zu haben; es ist eine Wohlthat, die der Himmel mir gewährt und die das Glück meiner Zukunft in sich schließt."

Schweigend und sichtbar tief gerührt umarmte Patkul die Braut, deren Wangen hoch erglüht waren in dem freudigen Gedanken, ihn zu retten.

„Warum schweigst Du, Reinhold?" fragte Frau von Einsiedel nach einer Pause, in der sie vergeblich Antwort von ihm erwartet hatte.

„Weil es mich schmerzt, Deiner Liebe weh zu thun, undankbar vor Dir zu erscheinen," entgegnete er.

„Wie? Reinhold! Du könntest —" Frau von Einsiedel vermochte vor Schreck, eine Weigerung da zu finden, wo sie die unbedingteste Zustimmung erwartet hatte, nicht weiter zu sprechen. Patkul sagte nach einer Pause: „Nein, meine herzliebe Anna, ich kann, ich werde nicht fliehen. Es giebt für den Mann ein Gebot, das er nie außer Augen setzen darf, wenn er

sich selber achtet, wenn er Anspruch auf die Achtung Anderer macht. Die Welt ist thöricht genug, den Gefangenen als einen Verbrecher zu betrachten, weil sie stets in dem Wahne ist, Gerechtigkeit und Weisheit wohne bei der Macht; der Flüchtling bleibt in den Augen der Welt mit dem Makel eines Verbrechens beladen. So soll es mit mir nicht sein. Bei Gott! ich würde wünschen, nicht geboren zu sein, wenn nur ein Stäubchen solchen Makels auf mir lasten sollte. Die Ungerechtigkeit, der Haß, die Niederträchtigkeit meiner Feinde haben mich in dies Gefängniß gebracht, ich will ihnen nicht die Freude machen zu entfliehen, wie ein Verbrecher. Frei von jeder Anschuldigung will ich aus dem Kerker treten. Was war mein Vergehen? daß ich einem Könige die Wahrheit sagte? Das nennt man also Verbrechen! Blicke ich auf meine Vergangenheit zurück, so finde ich keine Erinnerung, vor der ich erröthen müßte. Darauf bin ich stolz. Nicht Jeder kann sich solches Bewußtseins rühmen. Und meinst Du wirklich, meine Herzliebste, König August würde es wagen, des Zaars treuen Diener, der ich bis zum letzten Augenblick meiner Freiheit gewesen, an dessen Feind auszuliefern? Die Rücksicht auf meine diplomatische Stellung läßt ihn zu solch einer That nicht kommen. Wäre diese Furcht nicht, man würde mich schon lange aus-

geliefert haben, die Schweden stehen lange genug im Lande, um dies Verlangen durchgesetzt haben zu können."

„Nein, nein, Du irrst, Reinhold — Du irrst! Nur des Königs Herz sträubt sich, Dich an Deinen schlimmsten Feind zu überantworten," rief Frau von Einsiedel, „keine politische Rücksicht hält ihn davon zurück. Seine Milde allein —"

„Nenne Schwäche nicht eine Tugend," fiel ihr Patkul rasch in's Wort, und der Ton, mit dem er das sagte, verrieth große Bitterkeit. „Ein mildes Herz übt Gerechtigkeit, seine Tugend aber ist Schwäche des Charakters."

Mit heftigen Schritten ging Patkul in dem Gefängniß auf und nieder. Sein Zorn bei der Erinnerung an das ihm widerfahrene Unrecht war zu sehr angeregt, um sich so leicht beschränken zu lassen, die ganze stürmisch-wilde Leidenschaftlichkeit seines Charakters drängte zu einem Ausbruche des bitteren feindseligen Gefühls, das er im Herzen trug. „Wer kann einen Schatten auf mein Thun werfen?" rief er. „Niemand! Niemand! ich opferte Alles meinem Vaterlande und sagte dem Tyrannen, der es unterdrücken wollte, die Wahrheit in's Gesicht. Ist Freimuth, ist die Sprache eines Patrioten, der keine Gefahr scheut, um das mit Füßen getretene Recht seines Volkes zu

vertheidigen, ein Verbrechen? Und als ich dann in König August's Dienst erkannte, wie nur Heuchler und Schmeichler der Majestät angenehme Creaturen sind, mied ich diesen Hof und suchte ein Asyl bei einem Fürsten, in dessen Charakter noch die Urkraft mit den Lastern der Rohheit sich mischte. Ich diente ihm mit dem Eifer eines rechtschaffenen Mannes, und als solcher mußte ich handeln, wie ich gehandelt habe. Meine Feinde haben an mir ein Verbrechen begangen, nicht ich an ihnen. Sie fürchteten die laute Stimme eines Mannes, der ihre Nichtswürdigkeit durchschaute; darum wurde das Gefängniß mein Loos. Und ich sollte demselben schimpflich entfliehen? ich sollte wie ein Dieb unerkannt durch die Länder mich stehlen? Nein, nein! ehrenvoll will ich dies Gefängniß verlassen, oder gar nicht!"

Frau von Einsiedel zitterte an allen Gliedern, als sie die außerordentliche Aufregung des ihr theuern Mannes sah. „Du liebst mich nicht, Reinhold," sagte sie, als er sich ihr zuwendete, „wie würdest Du sonst das kalte Wort „Ehre" der Liebe, dem innigen Wunsche, Dich zu retten, entgegensetzen können."

„Daß ich es kann, sei Dir eben ein Beweis meiner Liebe. Ich erkenne, was Du für mich gethan, und darum eben ist es meine Pflicht, jetzt für Dich

zu thun, was in meine Macht gegeben ist. Du sollst nicht erröthen um den Mann Deiner Liebe, Anna — Du müßtest es, handelte ich anders."

Frau von Einsiedel erwähnte, daß Gräfin Cossell die eifrigste Theilnahme an seinem Schicksale gezeigt habe und schmerzlich berührt sein werde, wenn sie seine Weigerung hinsichtlich des Befreiungsprojectes erführe. Patkul schien dies ganz überhören zu wollen; da aber Frau von Einsiedel noch einmal ihren Namen nannte, sagte er: „Es ist dies keine Theilnahme von ihrer Seite, die mich besonders erfreuen könnte; nur die Ueberzeugung, daß sie einen Gegner ihrer Widersacher an mir verloren hat und daß sie durch den Beistand, den sie mir zu leisten gedenkt, einen scharfen Dorn in das Fleisch ihrer heftig gegen sie erbitterten Feinde drückt, veranlaßt sie dazu — nichts weiter. Ich kenne sie, sie würde ihrem Stolze, ihrer Ehrsucht Alles opfern. Aber sie soll nicht sagen können, daß ich undankbar bin. Warne sie, wohl darauf Acht zu haben, daß ihre Schränke, ihr Schreibepult unter gutem Verschlusse bleiben, denn meine Feinde — und dies sind die ihren ja auch — wußten es trefflich dahin zu bringen, daß während meiner zeitweiligen Abwesenheit vom Hause meine Papiere durchsucht und gelegentlich in Abschrift genommen wurden. Dies war die eigentliche Ursache

meiner Verhaftung; man setzte sich auf solche spitzbübische Art in Kenntniß von all' den Dingen, die ich als Botschafter des Zaares auszuführen hatte. Will Gräfin Cossell den Beweis, daß diese Warnung nicht erst von heute stammt und ich schon damals, als ich noch frei war, die Gewißheit von solchen Machinationen hatte, so soll sie sich an die Königsmark wenden; diese wird es ihr aus meiner Correspondenz bestätigen können."

Frau von Einsiedel verweilte über eine Stunde bei Patkul, der ihr zu beweisen suchte, daß jede Furcht vor einer Auslieferung seiner Person an Schweden unnöthig sei, indem der in Dresden residirende Minister des Zaars, Fürst Galizin, und der kaiserlich östreichische Gesandte, Graf Strattmann, eine solche That nicht zulassen würden, weil dadurch die Ehre und die Unverletzlichkeit der Gesandten der Potentaten auf das Gröblichste verletzt werde."

„Und keinen andern Trost giebst Du mir, Reinhold?" fragte Frau von Einsiedel, als sie von ihm Abschied nahm.

„Ich weiß keinen andern, als auf mein Recht zu bauen," antwortete er, sie in die Arme schließend.

„Versprich mir wenigstens, nachzudenken, ob Flucht nicht besser sei, als ein unsicheres Recht zu erwarten."

Nach einigem Zögern sagte Patkul, er wolle ihr

dies nur für den Fall versprechen, wenn er auf ein Rechtfertigungsschreiben, das er an König August gleich am folgenden Tage absenden werde, keine Antwort empfange.

„Ich danke Dir, Reinhold! ich danke Dir!" rief Frau von Einsiedel, „es ist nur eine geringe Hoffnung, die ich von hier mit hinwegnehme; aber es ist doch eine Hoffnung, ein Lichtstrahl in dunkler Nacht." Ein Thränenstrom überrollte ihre Wangen; Patkul preßte die heftig Weinende an sein Herz, dann schieden sie.

Als die Thüre des Gefängnisses mit dumpfem Tone in's Schloß fiel, entrang sich ein Laut des herbsten Wehs dem Munde der scheidenden Frau, die, wieder in ihren Schleier gehüllt, das Gebäude langsamen und wankenden Schrittes verließ. War es ihr doch, als sei plötzlich für immer eine Scheidewand zwischen ihr und dem ihrem Herzen so theuern Gefangenen niedergefallen, als sollte sie ihn nicht wiedersehen.

Die Wache hatte dem Commandanten schnell rapportirt, daß die Dame das Gefängniß des Herrn von Patkul verlassen, und der Generalmajor erachtete es für seine Pflicht, ihr wieder das Geleite zu geben. Nachdem Beide einige Worte gewechselt hatten, führte der Freiherr sie in das Commandanturgebäude zu sei-

ner Gemahlin, wo Frau von Einsiedel bis zur Zeit der Abenddämmerung verweilte, um dann erst die Festung zu verlassen.

Am nächsten Tage erfuhr die Gräfin von Cossell das Resultat dieses Besuches der Frau von Einsiedel auf dem Königstein, und vor Allem war jetzt die Wirkung des Schreibens abzuwarten, das Patkul an den König zu senden gesonnen war.

„Er ist ein hartnäckiger Trotzkopf," sagte Gräfin Cossell, „aber man muß ihn gewähren lassen. Gebe der Himmel, daß ihn bei Abfassung des Schreibens an Se. Majestät ein guter Geist regiere."

Wenn die Gräfin Furcht aussprach hinsichtlich des von Patkul an den König zu sendenden Schreibens, so beruhte diese ganz folgerichtig auf der Kenntniß von der scharfen, oft leidenschaftlichen Ausdrucksweise desselben, es fiel ihr auf, daß Patkul von einem Schreiben noch etwas hoffe, da ihm doch Gelegenheit geboten war, sich auf eine andere Art die Freiheit zu verschaffen; aber an dem Manne war so Manches sonderbar, seine Weise wich in vielen Beziehungen von der anderer Leute ab, daß seine Ansichten und Unternehmungen Jemand, der ihn seit Jahren kannte, durchaus nicht so sehr in Verwunderung setzen konnten.

Vor der Hand hatte die Gräfin ihre Aufmerk-

samkeit hauptsächlich auf einen Gegenstand zu lenken, der ihr besonders nahe ging. Sie bedurfte dazu des ganzen Aufwandes der Mittel, welche den König an sie fesselten. Gewohnheit und Zuneigung hatten den Monarchen so fest an Flemming gekettet, daß eine gewisse Unsicherheit sichtbar in seinem Wesen überhand nahm, als er den Umgang mit Flemming entbehrte. Immerhin war es für die Gräfin eine schwierige Aufgabe, diesen Mann aus dem Herzen ihres königlichen Geliebten zu verdrängen, sie fühlte auch, wie schwer dies sei; aber ihr energischer Geist beharrte fest bei dem Entschlusse. Nur durch Zerstreuungen, die den König zugleich angenehm und anhaltend zu beschäftigen vermochten, war es möglich, ihn Flemming vergessen zu machen; nebenbei mußte auch rechtzeitig seine von dem Günstling tief verletzte königliche Ehre angeregt werden, um die Wunde, die ihm der brutale Zornesausbruch Flemming's geschlagen, offen zu erhalten. Es würde ihr weit leichter geworden sein, dies Unternehmen durchzusetzen, wenn der König überhaupt in besserer Stimmung sich befunden hätte. Die auf ihm und seinem Stolze hart lastenden und demüthigenden Verhältnisse der Zeit waren von sehr ungünstigem Einflusse, er bedurfte einer Umgebung, die es verstand, ihn anzuregen, seinen der Lebenslust sich

so gern zuneigenden Sinn auf Gegenstände zu leiten, die ihm Erheiterung gewährten. Flemming war darin Meister, kein Anderer kam ihm in dieser Kunst gleich, weshalb sein Verlust auch um so tiefer von dem König empfunden wurde. Eine Lücke war in den dem Monarchen lieb gewordenen Gewohnheiten entstanden, die Niemand ausfüllen konnte. Zudem lag ihn der Fürst-Statthalter dringend an, sich nicht selbst eines Mannes zu berauben, welcher in vieler Beziehung unersetzlich für ihn sei.

So befand sich denn der König in einem Kampfe mit der Neigung zu seinem Günstling und der zu seiner Geliebten, wie er ihn, nur im umgekehrten Falle, schon öfterer durchgemacht hatte. Die Gräfin schmeichelte sich, in diesem Kampfe Siegerin zu bleiben; schon drei Tage waren vergangen, Flemming war nicht an den Hof gekommen, der König hatte sich bezwungen und ihn nicht, wie er wohl im Grunde des Herzens gewünscht hatte, rufen lassen — er fürchtete die Vorwürfe der Gräfin.

Das Schreiben Patkul's ward indeß die Veranlassung, welche diese Verhältnisse plötzlich umänderte. Die feindselige gereizte Stimmung, in welcher sich August befand, war ein Hauptgrund zu der schlechten Aufnahme dieses Vertheidigungsschreibens. Patkul ver-

warf stolz jede Gnadenbezeigung, die ihm die Freiheit bringen könne, er forderte in einem leidenschaftlichen Tone sein Recht, indem er nicht nur dem Könige die härtesten Vorwürfe über so manche von ihm begangene politische Fehler machte, sondern auch mit schonungsloser Härte seine persönlichen Verhältnisse angriff und eine Schilderung seiner Günstlinge entwarf, die ihn tief empören mußte. Besonders überhäufte er den Fürst-Statthalter und vor allen Flemming mit einer Fluth von Schmähungen und klagte den Letzteren offenbar der gröbsten Verstöße und absichtlich begangener Fälschungen an.

Zum Unglück war Gräfin von Cossell nicht zugegen, als der König diesen Brief erhielt; vielleicht hätte sie es verhindern können, daß er Flemming zu sich rufen ließ, damit sich dieser von den gegen ihn erhobenen Anklagen reinige. Des Günstlings scharfer Blick und genaue Kenntniß von seines Herrn Charakterbeschaffenheit mußte sogleich in der großen Aufregung desselben erkennen, wie sehr er sich selber verletzt und empört fühlte, und es bedurfte daher nur eines leichten Spieles, um nicht nur die Anklagen als falsch und dem Hasse entsprungen zu bezeichnen, sondern auch sich auf's Neue der Gunst des Königs zu versichern.

Flemming kannte aus Erfahrung, wie leicht die Milde August's angeregt werden könne. Er zeigte sich ihm daher als Mann, der auf jede Gunsterneuerung resignirt hat und der mit ruhiger Würde bestrebt ist, aus dem großen moralischen Schiffbruche seine Ehre, das Bewußtsein der Schuldlosigkeit zu retten. Ein solches Benehmen konnte auf den König nicht ohne Wirkung bleiben, und diese Stunde schloß auf's Neue das Freundschaftsband zwischen Herrn und Diener.

Flemming war schlau genug, den Versöhnlichen gegen Gräfin Cossell zu spielen, was des Königs besonderes Wohlgefallen erweckte, da er nichts mehr fürchtete, als die gehässigen Reibungen zwischen Beiden. Mit Mühe nur verbarg Gräfin Cossell ihren Verdruß, daß ihre Hoffnung gescheitert war, den gehaßten Gegner aus dem Herzen und vom Hofe des Königs verdrängt zu sehen, welcher Letztere, um ihr wenigstens eine Freude zu gewähren, sich einverstanden damit erklärte, daß der Entwurf zur Umgestaltung des großen geräumigen Schloßgartens von Pillnitz, welcher seinen, des Fürst-Statthalters und Flemming's Beifall erhalten hatte, ganz nach ihrem Geschmacke abgeändert würde, zu welcher Ausführung derselbe Gärtner, der jenen Entwurf geschaffen, bestimmt wurde.

Frau von Einsiedel wurde jetzt öfterer bei der

Gräfin gesehen, die fast alltäglich eine Spazierfahrt nach Pillnitz machte, um den Fortschritt der von ihr ausgehenden neuen Gartenanlagen in Augenschein zu nehmen. Eine Freundschaft so heterogener Art mußte aber Leuten auffallen, deren Hauptlebensaufgabe es war, zu spähen, zu beobachten. Flemming besaß zu viel Routine als Hofmann, um einen Zufall darin zu erblicken. Was konnte eine Frau so reinen Charakters wie Frau von Einsiedel dazu bewegen, mit einer Geliebten des Königs in so freundschaftlichen Verkehr zu treten? Diese gewichtige Frage beantwortete sich Flemming ganz folgerichtig dadurch, daß irgend ein Plan zur Rettung Patkul's damit verbunden oder der Grund davon sein müsse. Dieser Gedanke beschäftigte ihn also sehr eifrig.

Der König war in so weit für Erfüllung des die Auslieferung Patkul's bedingenden Friedensartikels gestimmt, als nur noch die energische Protestation des russischen Fürsten Galizin derselben ein Hinderniß setzte. Der östreichische Gesandte, Graf Strattmann, hatte seine anfänglich ziemlich starke Protestationsmanier in Folge erhaltener Instructionen vom kaiserlichen Hofe aufgegeben, da der Kaiser selber der Forderung des zwölften Carl, den Grafen Zabor, kaiserlichen Kammerherrn und ungarischen Magnaten, an ihn auszu-

liefern, in einer unerklärlichen Furcht vor dem schwedischen Waffenglücke nachzukommen bereit war*).

Dies Beispiel der Schwäche und Ohnmacht mußte auf den sächsischen Hof hinsichtlich der Ueberantwortung Patkul's an Schweden von dem größten Einflusse sein, und Flemming versäumte nichts, den König August zur raschen Bewilligung der schwedischen Forderung zu drängen.

An demselben Tage, an welchem der König endlich seine Genehmigung zur Auslieferung Patkul's gegeben hatte und ein Eilbote nach Altranstädt abgeschickt worden war, um König Carl mit dem Entschlusse August's bekannt zu machen und zugleich die nöthige schwedische Escorte zur Abholung des Gefangenen zu verlangen, erschien der Gärtner, welchem die Ausführung der neuen

*) Bei einem Gastmahle in Wien brachte der schwedische Gesandte, Graf von Strahlheim, die Gesundheit seines Königs aus; Graf Zabor weigerte sich, darauf anzustoßen, indem er erklärte, daß kein ehrlicher Mann auf eines solchen Königs Gesundheit trinke. Als Antwort gab ihm Strahlheim eine derbe Ohrfeige, und nur das Dazwischenspringen der Anwesenden verhütete Mord und Todtschlag. Strahlheim begab sich sofort zum Kaiser und verlangte die Verhaftung Zabor's. Diese geschah, allein Carl XII. verlangte noch obendrein Zabor's Auslieferung, um ihn selber zu bestrafen. Kaiser Joseph I. lieferte seinen Kammerherrn in Ketten und Banden an Carl aus, der in einer gnädigen Laune ihn jedoch mit einem Verweise entließ.

Anlagen im Schloßgarten zu Pillnitz übertragen worden, bei dem Feldmarschall Flemming und hatte eine lange geheime Audienz bei demselben.

Nie hatten die Lakaien Flemming's ihren Herrn so heiter gesehen, als nach dieser Besprechung mit dem Hofgärtner, den er aus besonderer Huld sogar durch's Vorzimmer nach der Treppe begleitete. Daß dieser Audienz ein wichtiger Gegenstand zu Grunde lag, erhellte daraus, daß der Feldmarschall sich sogleich zu dem Fürst-Statthalter begab, um mit diesem zu conferiren. Der Schleier des Geheimnisses lag auf dieser unbedeutend scheinenden Begebenheit, die selbst in Folge späterer Vorgänge nur wenig Aufklärung erhielt. Jedenfalls betraf sie die näheren Umstände eines von Patkul's Freunden entworfenen Planes, ihn zu retten. Tiefes ungelichtetes Dunkel ruht jetzt noch auf diesem Ereignisse, dessen sich die Sage bemächtigt, und das wir nach den wenigen darüber vorzufindenden geschichtlichen Daten schildern wollen, da es in genauem Zusammenhange mit Patkul's Schicksale steht.

Als sicher anzunehmen ist, daß Patkul den Commandanten der Festung Königstein für sich gewonnen hatte, da derselbe ihm nicht nur Schreibmaterialien verstattete,

um Briefe an seine Freunde zu schreiben, sondern auch erlaubte, die Antworten von diesen zu empfangen. Fast alle Nachrichten stimmen darüber ein, daß König August Patkul hat Gelegenheit geben wollen, zu entfliehen, und diese Uebereinstimmung fußet auf der anerkannten Milde des Königs. Der Commandant des Königsteins soll von Patkul selber verrathen worden sein, indem der Letztere die schriftliche Unterhandlung mit demselben hinsichtlich des ihm von Diesem vertrauten Fluchtprojektes dem Könige treuloser Weise mitgetheilt habe, um dadurch zu zeigen, daß er nicht gesonnen sei, zu entfliehen, sondern erwarte, daß man ihn auf ehrenvolle Art frei lasse. Die Unwahrheit dieser Sage leuchtet von selber ein, wenn man bedenkt, daß, um die Flucht eines Gefangenen zu begünstigen, kein Briefwechsel zwischen dem Commandanten und Jenem nöthig war. Eine andere Sage deutet darauf hin, daß der Commandant aus Habsucht einige tausend Ducaten als Preis der Freilassung von Patkul verlangt habe, von diesem aber nicht darauf eingegangen worden sei. Auch hier tritt die Unwahrscheinlichkeit solcher unzeitigen Sparsamkeit Patkul's, der alle Ursache hatte, nicht abzuwarten, bis er der Rache des Schwedenkönigs überliefert werde, der Glaubwürdigkeit allzusehr in den Weg. Nach dem von August so übel aufgenom-

menen Rechtfertigungsschreiben Patkul's*), auf das keine Antwort erfolgte, konnte dem Letzteren kein Zweifel mehr über den Ausgang seines Schicksals bleiben und nur Flucht als das einzige Rettungsmittel erscheinen. Daß indeß ein geheimer und entdeckter Plan zu Patkul's Befreiung wirklich zu Grunde gelegen, geht aus der weitverbreiteten Sage hervor, daß ein Dresdener Prediger**), wegen einer scharfen Predigt gegen den Hof, zu nächtlicher Zeit mit verbundenen Augen an einen unbekannten Ort geführt worden, wo man ihn in einem schwarz ausgeschlagenen Zimmer einige Stunden lang Todesangst habe ausstehen lassen, worauf ein hoher Offizier hereingeführt und vor seinen Augen hingerichtet worden sei. Alle Nachrichten aus jener Zeit behaupten, der Hingerichtete sei der Commandant der Festung Königstein, Generalmajor Ziegler von Kliphausen gewesen, und in der That scheint auch die kurze Zeit der Commandantur Ziegler's dies Gerücht als wahr zu bestätigen.

---

*) Adlerfeld deutet in seinen Zeugnissen besonders auf diese von Patkul auf der Festung verfertigte Rechtfertigungsschrift und behauptet, derselbe habe sogar auf dem Königstein noch mit König August Briefe gewechselt, was ziemlich unglaublich klingt.

**) Der Dresdener Prediger soll der bekannte Superintendent Dr. Löscher oder nach Anderen Magister Aurivillius gewesen sein.

Patkul wurde den Schweden überliefert, die ihn in ihr Lager in der Umgegend Altranstädts führten, wo er, mit einer starken Kette an einen Pfahl geschlossen, öffentlich und, wie die im sächsischen Volke verbreitete Sage behauptet, fünf Monate lang, bis zum Abzuge der Schweden aus Sachsen gegen Ende des Augusts 1707 ausgestellt wurde.

Für die Schweden war der Boden in Sachsen, auf dem sie jetzt lagerten, gewissermaßen ein heiliger, denn große und erhabene Erinnerungen kriegerischen Ruhmes, den ihre Vorfahren hier mit ihrem Herzblute errungen hatten, hafteten an ihm. Jetzt freilich war dieser heilige Boden nicht wild und blutgetränkt wie damals, wo der heiße Strauß ausgefochten wurde; friedlich reihten sich die Baracken der schwedischen Sieger an einander, und er war zum Schauplatze unblutiger Exercitien und zum Versammlungsort der Elite der europäischen Diplomatie und einer zahllosen Menge Fremder aus allen Gegenden Deutschlands geworden, deren Streben allein darauf gerichtet war, den merkwürdigen Helden von Angesicht zu Angesicht zu sehen, welcher den Sieg der protestantischen Waffen bis hierher getragen hatte und von dessen persönlicher Ver-

wegenheit man sich die abenteuerlichsten Geschichten erzählte. Hatte doch Carl durch seine Kriegsdrohung den kaiserlich östreichischen Hof, welcher mit dem spanischen Successionskriege überflüssig beschäftigt war, um sich in Verwickelungen mit Schweden einlassen zu können, gezwungen, die den Protestanten im östreichischen Schlesien von den Römischkatholischen entrissenen Kirchen und entzogenen Freiheiten wieder zurückzugeben, und schlugen doch die Herzen der deutschen Protestanten wegen dieser wiedererlangten Freiheiten der Glaubensgenossen in dieser östreichischen Provinz dankbar für den Schützer des Protestantismus, wie Carl XII. sich selber gern zu nennen pflegte. Auch war es kein Geheimniß, welche panische Furcht der östreichische Kaiser vor einer Kriegsverwicklung mit den allzeit kampfbereiten Schweden hatte, so daß er, als der päpstliche Nuntius ihn mit harten Vorwürfen wegen der den protestantischen Schlesiern gemachten Zugeständnisse überhäufte, demselben die Antwort ertheilte: „Was ich gethan habe, habe ich nicht ohne besondere Beweggründe gethan. Wäre der Papst dem Könige von Schweden so nahe gewesen wie ich, wer weiß, ob er ihn nicht gar lutherisch gemacht hätte.“

Und so war denn für das schlichte protestantische Volk Carl XII. ein Stern erster Größe. Man würde

ihm bei einer drohenden Gefahr mit Gut und Blut zu Hilfe geeilt sein, denn man betrachtete ihn wie einen Heiligen, der vom Himmel der geläuterten Lehre Luther's zum Beistande und zur kräftigen Stütze gesendet worden, und gar erbaulich war es anzuhören und anzusehen, wenn die Spielleute der schwedischen Regimenter vor des Königs Quartier fromme Lieder aufspielten, wie er es liebte, und die rüstigen Soldaten dazu in ihrer Muttersprache sangen, während auch das umstehende Volk mit deutschem Liedertexte einstimmte, so daß der vielhundertstimmige Gesangchor von Alt und Jung wie aus eines Menschen Munde fröhlich himmelwärts brauste, eine Lust des Herzens und ein Lob für den Herrn.

Es war zur Abendzeit eines Junitages, als so fröhlich christlicher Sang vor König Carl's Hauptquartier ertönte; eine große Menge Volk hatte sich um die Spielleute geschaart, während der König drinn in seiner Wohnung gar wohlgefällig zuhörend auf- und niederging, während sein erster Minister, der Graf Piper, und ein paar Secretaire eifrig eine Menge Schriften durchblätterten. Zwischen dem feinen schwedischen Minister, einem der gewandtesten Diplomaten seiner Zeit, und dem Könige herrschte ein so großer Unterschied hinsichtlich der innern und äußern Begab-

ung, daß man ohne Uebertreibung behaupten konnte, sie seien verschieden von einander wie Berg und Thal. Graf Piper war im Besitze eines sehr wohlgefälligen Aeußeren, ein stattlicher Mann, dem die Lebenslust aus den Augen schaute und der in der Redegabe und in feinen Wendungen der Sprache ganz Vorzügliches leistete. Sein einnehmendes Gesicht bestach eben so sehr, es hatte das Gepräge großer Freundlichkeit, obwohl dies nur eine Art Maske war, hinter die sich sein Verstand verbarg, der, von solchem Bollwerke geschützt, auf die friedlichste Weise fast mehr eroberte, als all' die soldatische Verwegenheit des Königs. Dabei präsentirte Piper in seinem Aeußeren den nobelsten Geschmack seiner Zeit, er trug ein blaues Sammetkleid mit lichtgelbem Seidenfutter, eine weißseidene Weste mit reicher breiter Silberstickerei, Beinkleider von gleichfarbigem Sammet, wie das Kleid, seidene Zwickelstrümpfe, Schuhe mit großen silbernen Schnallen und auf dem Haupte eine köstliche Lockenperrücke. Der Staatsdegen an der Seite zeigte an seinem blitzenden goldenen Gefäße so wenig matte oder erblindete Stellen, daß sich leicht der Schluß daraus ziehen ließ, er sei eben nur in die Kategorie der Zierpflanzen zu stellen, die auch für keinen anderen Zweck geschaffen

sind, als zum Schmucke zu dienen. Ganz anders dagegen präsentirte sich König Carl's Gestalt und Aeußeres. Obwohl erst 25 Jahre alt, hatte er doch in seiner äußeren Erscheinung nicht den heiteren Typus jener glücklichsten Jahre im Mannesleben, wo das Herz grün ist und das Auge ein Spiegel glücklicher Hoffnungen, fröhlicher Lust. Seine Gestalt war groß, und für seine Lebensjahre fast zu hager, obwohl breitschulterig. Eine Neigung des Kopfes nach vorn, vorzüglich wenn etwas seine Aufmerksamkeit besonders erregte oder er sich ernstem Nachsinnen hingab, lieh seiner schwuppigen Figur den Anblick einer nicht sonderlich angenehmen Krümmung. Für jetzt jedoch ging er hoch aufgerichtet; das Wohlgefallen an dem kräftigen, von der Horn- und Trompetenmusik unterstützten Gesang außerhalb seines Quartiers verlieh seinem von der Witterung, der er sich bei seinen Feldzügen jederzeit ohne Schonung aussetzte, etwas gebräunten und durch einige Spuren von Pockennarben markirten Gesichte den Ausdruck großer Zufriedenheit, die sich besonders in dem erhöhten Glanze der dunkelblauen und sehr lebhaften, feurigen Augen verkündete. Er befand sich sonach in einer heiteren und glücklichen Stimmung. Zuweilen begleitete er den draußen abgesungenen Choral

mit einigen leisen Tönen, als fühle er sich angeregt, mit einzustimmen.

Was dem König besonders das Ansehen eines weiter vorgeschrittenen Lebensalters gab, als er wirklich zu dieser Zeit erreicht hatte, war der spärliche Wuchs der obendrein kurz abgeschnittenen dunkelbraunen Haare seines Hauptes, die er stets in die Höhe gekämmt zu tragen pflegte. Obwohl er bis zu seinem achtzehnten Jahre die Gewohnheit besaß, eine Perrücke zu tragen, so hatte er diese doch auf der Ueberfahrt nach Prerau (bei seinem livländischen Feldzuge) für immer abgelegt, weil ein Offizier seiner näheren Umgebung im Scherze geäußert hatte, der König trage sich mit dieser Perrücke so zierlich, wie ein junger Freier. Eine dunkelblaue Uniform, wie seine Soldaten sie trugen, wenn auch von feinem Tuche, mit kleinen Aufschlägen und vergoldeten messingenen Knöpfen deckte seinen Leib. Unter den nach damaliger Sitte aufgeschlagenen Vordertheilen des Rockes sahen ein Theil der strohgelben Weste mit vergoldeten Knöpfen und die gleichfarbigen ledernen Beinkleider hervor, an welche sich die merkwürdigen steifen Reitstiefel mit den riesigen eisernen Sporen anschlossen. Ein dünnseidenes Flortuch trug er statt Halsbinde. Diesen in Wahrheit für einen König fast zu schlichten Anzug vervollständigten der

Hut, den er für gewöhnlich unter'm Arme trug, und ein Paar vom feinsten Hirschleder gearbeitete und mit bis an die Ellbogen reichenden Stulpen von Elenshaut versehenen Handschuhe. An einem sehr breiten Gürtel von Büffelleder, ohne irgend eine Verzierung, hing der mit der Größe der Sporen harmonirende Degen, dessen messingenes Gefäß vergoldet war, und welchen er nicht selten als Stütze gebrauchte, wenn er mit Jemand sprach.

Das ist das äußere Bild eines durch seine Siege, wie durch sein Unglück berühmten Königs, der mitten in seiner kriegerischen Laufbahn das Opfer eines Meuchelmörders wurde.

Das Gemach, in dem Carl sich mit seinen Ministern und dessen Secretairen befand, prangte keineswegs mit irgend einer königlichen oder auch nur besondere Bequemlichkeit bietenden Einrichtung. Ein paar Tische mit Decken und einige Stühle machten die ganze Möblirung aus. Eine anstoßende offen stehende Kammer beherbergte sein Feldbette, an dem allein einige Vorliebe für Eleganz, wenn diese Bezeichnung hier wirklich anzuwenden ist, sich zeigte, denn die Matratze hatte einen seidenen Ueberzug, die beiden Kopfkissen waren vom feinsten Linnen, und dies Lager wurde von einer blauen seidenen Decke, in die er sich

des Nachts einhüllte, überbreitet. Natürlich benutzte er dieses luxuriöse Lager nur in Zeiten der Ruhe, wie er und seine Armee sie gerade damals im Sachsenlande genossen; sonst war ihm ein Lager von Tannenlaub oder ein Bund Stroh bequem genug, um einige Stunden darauf zu schlafen.

Als draußen der Gesang verstummte, hielt der König in seiner Promenade des Auf- und Abgehens an und sagte zu Piper, der immer noch eifrig mit seinen Secretairen beschäftigt war, einen Stoß Papier Blatt um Blatt durchzusehen: „Ihr findet es nicht heraus, mein lieber Piper; so müssen wir uns denn auf das ehrliche Wort unserer dänischen Vetterschaft verlassen. Ihr habt vor einiger Zeit ja einen Pack Schriften dem Archive zu Stockholm eingesendet, und wird sich daher jedenfalls das Gesuchte dabei befinden. Nicht?"

„Es muß so sein, Majestät," antwortete der Minister. „Um den Transport zu erleichtern, war solche Ausscheidung nöthig, und sind nur die auf neuere Data sich beziehenden Schriftstücke zurückbehalten worden."

„Recht — ist also in Stockholm und unverloren — gut so, Piper. Laßt Eure Leute hinausgehen."

Mit tiefer Verbeugung und froh einer unfrucht-

baren nochmaligen Durchsicht der Papiere überhoben zu sein, entfernten sich auf Piper's Wink die Secretaire.

„Was ist das für ein Mann, den uns der Herr Vetter von Dänemark zugeschickt hat?" frug dann der König.

„Ein eben so kenntnißvoller als bescheidener junger Mann," war Piper's Antwort.

Ein flüchtiges Lächeln überschwebte auf einen Moment Carl's Gesicht.

„Bescheiden? — seltener Fall bei den Herren Dänen," sagte er dann, „hat aber Gründe, warum sie jetzt bescheiden sind. Sie haben ein zu gut Gedächtniß, um unsern Besuch vor sieben Jahren so leicht zu vergessen."

„So ist es, Majestät," stimmte Graf Piper bei, „und wie die Sachen jetzt stehen, haben wir keine dänische Intrigue zu fürchten."

„Aber zu erwarten," fügte der König nach einer Pause hinzu. „Laßt nur einen Augenblick kommen, wo mein gutes Kriegsglück zu erbleichen scheint, so werdet Ihr gleich sehen, wie der Honigseim, den ihre Gesandten jetzt auf den Lippen tragen, sich in Galle und Essig verwandelt, um mich in Uebermaß zu tränken. Und der Erste dabei wird Se. Liebden unser Herr Vetter von Dänemark sein; es liegt im

dänischen Geblüte, der Speculation ein großes Recht einzuräumen."

Jetzt folgte eine Pause.

Der König ließ sich auf einen Stuhl vor dem am Fenster stehenden Tische nieder, schlug die beständig darauf liegende Bibel auf und las still vor sich hin. Nach einer Weile hob er, sich zurücklehnend, an: „Seht, mein lieber Piper, ich weiß wohl, daß mich meine Gegner wie Einen ansehen, der nur immerdar bös Gelüste nach Anderer Niederwerfung trägt; aber mein Gott weiß es, und Ihr wißt es auch, mein treuer Beistand, wie sie es an mich gebracht haben, so daß ich losschlagen mußte, wollte ich nicht selber mich und Schweden verderben lassen durch ihr schlimmes Bündniß. Und so ist es gekommen, wie es im Buche der Richter im 20. Kapitel die 28. Strophe bezeichnet." Carl beugte sich über das aufgeschlagene Bibelbuch und las laut: „Und Pinehas, der Sohn Eleasars, Aarons Sohn, stand vor ihm (dem Herrn) zur selbigen Zeit und sprach: Sollen wir mehr ausziehen zu streiten mit den Kindern Benjamin, unseren Brüdern, oder soll ich ablassen? Der Herr sprach: Ziehet hinauf, morgen will ich sie in eure Hände geben."

Piper kannte die tiefe Religiosität Carl's zu wohl, als daß er es hätte auffallend finden können, daß der-

selbe eine Stelle aus den alttestamentlichen Büchern als Beweis seiner Berufung vom Himmel zum Kriege citirte.

Der König blieb wieder eine Weile stumm, auf den Stuhl zurückgelehnt, sitzen und gab seinen Gedanken Raum, dann sagte er mehr vor sich hin als zu Piper: „Ich werde nun bald das Bibelbuch viermal ganz durchgelesen haben, und immer finde ich etwas darin, was als Zeugniß gelten kann, daß das Neue von jetzt die Wiederholung des Alten, nur in anderer Form, ist, dem Sinne nach aber immer das Nämliche. So Gott will, werde ich es wohl noch öfterer durchlesen, es ist immerdar ein lebendiger Quell voll Weisheit und Erfahrung.“ Er stand auf und sagte zu Piper mit großer Freundlichkeit: „Geht jetzt, mein lieber Piper, will Euch nicht länger abhalten, zu Eurer Frau zu kommen. Wird nicht wohl auf mich zu sprechen sein, die Frau Gräfin, daß ich Euch zu meinem Schatten mache, den ich nur zur späten Abendzeit entlasse; kann ihr aber nicht helfen, sagt Ihr das nur. Und Euern kleinen Apel grüßt von mir, und mögt ihm vermelden, daß er sich morgen früh eine Honigschnitte bei König Carl abholen kann. Wird ein tüchtiger Soldat werden, Euer Söhnchen, macht Euch viel Freude — nicht?“

„So ist es, Majestät — es giebt kein höheres Glück, als die Freude eines Vaters an seinem Kinde, und nur einen Wunsch hege ich, daß Ewr. Majestät —“

„Weiß schon, Piper, wo Ihr hinaus wollt,“ fiel ihm Carl schnell, aber gnädig in die Rede, „das ist ein Thema, das Ihr mir schon öfter aufgespielt habt. Will's nicht verreden, daß ich mich zu verheirathen gedenke, wenn der Herr uns Frieden giebt; aber dann wird's Euch auch wieder wenig Vergnügen machen, weil ich anderen Sinnes bin als Ihr. Ich will keine Gemahlin aus Staatsabsichten wählen, sondern diejenige, die mir am besten gefällt und von der ich glaube, daß ich sie in der Folgezeit lieben könnte, damit ich nicht nöthig hätte, mir eine Person zu halten, die auf Französisch eine Maitresse und auf Deutsch eine — — heißt *).“

Piper schwieg; genau mit der Sinnesart Carl's bekannt, wußte er, daß dieser, wie in so vielen anderen Beziehungen, auch in dieser ein Sonderling und das Kapitel seiner einstigen Verheirathung für den schwedischen Reichsrath eine sehr harte Nuß sein werde.

„Seht Ihr, Piper,“ fuhr der König fort, da er

*) Eigene Worte Carl's XII.

einmal angeregt war von dem Gedanken an die Nothwendigkeit einer später von ihm zu schließenden Ehe, „es ist gar ein schlimm Ding um solch unchristlich Maitressenwesen, und haben wir das Beispiel so nahe vor uns, daß wir's mit Händen greifen können. Wie soll ein Volk im Christenthum bestehen, welches so traurig Vorbild hat? Die Churfürstin von Sachsen soll, wie es allgemein heißt, einen christlich-frommen Haushalt nach echt lutherischer Weise führen. Gott will offenbar, daß es wahr werde, wie es im ersten Buche Moses im achtzehnten Kapitel heißt: Und er sprach: Ach zürne nicht, Herr, daß ich nur noch einmal rede. Man möchte vielleicht zehn drinnen finden. Er (der Herr) aber sprach: Ich will sie nicht verderben um der zehn willen."

Die fleißige Uebung im Bibellesen hatte des Königs scharfem Gedächtniß so viel Bibelstellen eingeprägt, daß er fast für alle Wechselfälle des Lebens und für die meisten Verhältnisse desselben, ohne lange darüber nachzudenken, eine passende Stelle auffand.

Piper nahm Gelegenheit, zu erzählen, daß der vom dänischen Hofe Abgesandte, der heute erst eingetroffen, sich ein paar Tage am Hoflager der Churfürstin Eberhardine zu Pretsch aufgehalten, indem bei dieser durchlauchtigen Frau seine Schwester als Fräu-

lein sich befinde und er daher jedenfalls Sr. Majestät den getreuesten Bericht über die hohe Frau und deren Hofhaltung zu geben vermöge.

Der König hörte seinem Minister mit augenscheinlichem Wohlgefallen zu und sagte dann: „Herr von Lewalde wird durch den einzigen Umstand, daß seine Schwester bei der frommen durchlauchtigen Frau dient, was für die Bravheit der Lewaldeschen Familie schon ein sehr gutes Zeugniß ist, uns besser empfohlen, als durch seines Herrn, unseres Herrn Vetters von Dänemark königlicher Majestät Creditive.“ Ein Blick Carl's auf die neben der Thüre in einem hölzernen Gehäuse stehende Uhr schien dem Minister seinen Wunsch auszudrücken, den erwähnten dänischen Gesandten heute noch sprechen zu können, und eben die ganz besondere Aufmerksamkeit Piper's für derlei unausgesprochene Wünsche seines königlichen Gebieters war es, welche den Letzteren so sehr an ihn fesselten. „Wenn Ihr ihn nämlich zu jetziger ungewohnten Stunde finden solltet,“ wiederholte der König mehrmals, ehe Piper ihn verließ.

Es war draußen halbdämmerig geworden. Fast täglich, wenn nicht besondere Geschäfte ihn abhielten, machte der König zu dieser Zeit einen Spaziergang in der Nähe seines Hauptquartieres oder er ritt in Begleitung eines seiner Offiziere auf dem durch seine

seltsamen Schicksale merkwürdig gewordenen Schlachtroß, das in der schwedischen Armee allgemein unter dem Namen „der Brandklepper"*) bekannt war, um die Posten zu visitiren. Für heute verließ der König seine Wohnung zu Fuße, den Hut unter dem Arme. Niemand folgte ihm, man wußte schon, daß er bei diesen kurzen Erholungsgängen keine Begleitung wünschte. Während der Zeit seiner Abwesenheit bereiteten seine Diener sein frugales Abendbrot und zündeten die Kerzen an. Auch pflegte sich sein Beichtvater, Nordberg, in der Regel zu dieser Zeit im königlichen Quartiere einzustellen, um mit dem Könige, wie er es liebte, über religiöse Gegenstände zu disputiren, ehe derselbe sich schlafen legte.

Piper war in der That so glücklich gewesen, Herrn von Lewalde aufzufinden, der nun an der Wohnung

*) Der Brandklepper war ein Erbstück von Carl's Vater, Carl XI., der sich seiner schon im Schonischen Kriege bedient hatte. Nach dem Frieden mit Dänemark 1676 hielt man dies Pferd im königlichen Stalle stets für den König gesattelt, wenn eine Feuersbrunst entstand. Carl XII. ritt es allemal in seinen Schlachten; in der Türkenbataille von Warniza ward es von den Türken erbeutet, jedoch wieder ausgelöst. Nach der Uebergabe von Stralsund 1715 kam es wieder in feindliche Hände und ward abermals ausgelöst. Es starb erst 1718 in Carl's Todesjahre, 44 Jahre alt, nachdem es mit zwei Königen wahrhaft merkwürdige Schicksale durchgemacht hatte.

des Königs seiner Rückkunft harrete, die auch pünktlich nach einer halben Stunde erfolgte. Als der diensthabende Offizier demselben Herrn von Lewalde gemeldet hatte, bezeigte er durch öfteres Kopfnicken sein Wohlgefallen darüber, daß er seinen Wunsch erfüllt sah.

Es war eine ganz besondere Huld, welche dem jungen Staatsmanne erwiesen wurde, daß er Erlaubniß empfing, einzutreten, während der König noch sein Nachtmahl hielt, welches bedeutend von dem anderer großer Herren abwich, indem es aus Brod, einer Assiette voll Sinaer Aepfel und einer Flasche frischen Wassers bestand, welchen drei Gegenständen er mit ungemeinem Appetite zusprach, so daß sie binnen Kurzem unter seinen Händen verschwunden waren. Auch Nordberg, sein geistlicher Rath, wurde gemeldet und vorgelassen. „Mein guter Nordberg," sagte Carl, „Er findet hier etwas für Sein Feld, was Ihm nicht wenig gefallen wird. Dieser Herr, unseres Herrn Vetters zu Kopenhagen Majestät Botschafter, hat sich einige Tage am Hofe der Frauen Churfürstinnen Durchlauchten zu Pretsch aufgehalten und wird uns über deren christlichfromme Hofhaltung nach des Herrn Lutheri Sinn, wie solchen fürstlichen Personen geziemet, Mittheilung machen. Es hat sich damals nicht geschickt, daß ich den beiden durchlauchtigen Frauen einen Besuch machen

konnte, weil ich des Königs August, unseres Herrn Vetters von Sachsen Majestät, Einladung zu einer Jagdpartie in der Haidegegend bei Liebwerda ausgeschlagen, da Piper, wie Er, mein lieber Nordberg, meinte, auf solch einer Jagdpartie könne mein Leben durch einen Schuß von eines unsichtbaren Schützen Hand ein Ende finden, welchem Einwurfe ich endlich nachgab, obwohl — und davor behüte mich Gott der Allmächtige in Gnaden — ich fern davon war, zu glauben, daß ein christlicher Fürst für einen andern Meuchelmörder anstellen könne."

Nordberg wollte zu einer salbungsreichen Gegenrede das Wort nehmen, aber Carl entzog es ihm, indem er mit leichtem Lächeln sprach: „Nun, nun, ich weiß schon, Er läßt einmal an unsers Herrn Vetters von Sachsen Majestät kein gutes Haar; aber darin bin ich nicht Sein Cumpan, das weiß Er auch." Dann setzte der König mit ernster Miene hinzu: „um eines Fürsten Leben ist's immerdar eine heilige Sache — das redet Er mir nicht aus. Jetzt aber lasse Er den Herrn da erzählen."

Herr von Lewalde entwarf ein Bild von dem Leben und der Hofhaltung der beiden sächsischen Churfürstinnen, und als er damit zu Ende, sagte der König: „Es ist eine wahrhafte Erquickung für ein christlich

Gemüth, von solcher fürstlichen Tugend und Ehrbarkeit zu hören."

Nordberg's zelotischer Eifer entbrannte jetzt in einer heftigen Auslassung über das Treiben am Dresdener Hofe, und der geistliche Herr schonte dabei den König August nicht im Mindesten.

„Der Klepper ist Ihm einmal an's Herz gewachsen, Nordberg," sprach Carl. „Verdammet nicht, so werdet ihr nicht verdammet, merke Er sich doch den guten Spruch und ziehe Er nicht immer über den König August her. Ich mag's nicht leiden, daß der Mann seines Glaubens wegen verdammt wird — er hat's zu verantworten bei Gott, nicht wir. Und unsers Herrn Vetters Majestät zu Dresden mögen auch Ihre guten Seiten haben, das redet Er mir nicht aus."

Herr von Lewalde erbat sich die Gnade, sprechen zu dürfen, indem er sagte, daß er, obwohl vor Jahren, am Hofe zu Dresden gewesen sei, doch damals genugsam Gelegenheit gefunden habe, den König August näher kennen zu lernen.

„So sprecht nur, Herr von Lewalde," gestattete der König, „es kann uns nicht schaden, von Dingen zu erfahren, die wir bisher vielleicht mit falschen Augen anschauten oder zu hart beurtheilten. Ein Blick Carl's auf Nordberg bezeigte, wie sehr er wünschte,

dem ungestüm eifernden Haß seines Beichtvaters gegen alle Andersgläubige einen Streich zu versetzen.

Herr von Lewalde entwarf nun ein wahrheitsgetreues Bild vom König August von Sachsen, das dessen Schattenseiten nicht verschwieg, aber auch der Lichtseiten seines Gemüthes und Herzens nicht vergaß.

„Sieht Er, Nordberg, es ist Gutes an ihm," sprach der König.

„Was Uebles geschieht, geht nicht von Sr. Majestät dem Könige, sondern von Hochdessen Räthen und Günstlingen aus," fuhr Herr von Lewalde fort, „sie verlocken ihn zu allerlei Unrecht und thun es in seinem Namen. Nur eine Person ist am Hofe, die ihnen Widerpart hält und immerdar im Kampfe liegt mit ihren Anmaßungen und bösen Intriguen."

„Wer ist das?" fragte Carl.

„Die Gräfin von Cossell," antwortete der Gefragte.

„Pfui!" rief der Vorige mit allen Zeichen von Abscheu, und Nordberg ermangelte nicht, sein geistliches Urtheil in rücksichtslosester Form auszusprechen.

„Hochehrwürden," entgegnete Herr von Lewalde, unangenehm berührt von dieser Verdammungssucht, die sich in Ausdrücken äußerte, welche dem Christenthum eben so abseits lagen, wie die Sünde, die sie

zu rügen beabsichtigten — „ich erfüllte Sr. Majestät Wunsch, eine treue und wahrhafte Schilderung vom Hofe zu Dresden zu geben; deshalb mußte ich des Schlimmen und Schlechten erwähnen, aber auch seines Gegensatzes. Es ist meine Anschauung, wie ich sie hier aussprach, und was ich als gut oder als wenigstens nicht so verdammungswerth fand, als von Weitem der Anschein wohl zeigen mag, das scheue ich mich nicht zu sagen. Ich habe nicht heucheln und Anderen nach dem Munde sprechen gelernt, wie sie es gern hören. Wo die eigene Meinung aufhört, des Mannes Wort zu leiten, da ist es bös im Herzen und traurig um die Wahrheit."

Pastor Nordberg war erstaunt, sich in seinem zelotischen Eifer oder vielmehr Hasse auf eine Art getadelt zu sehen, die ihn nicht persönlich angriff, aber doch nicht undeutlich in die Schranken der Mäßigung wies, die er im geistlichen Uebermuthe zu überspringen pflegte. „Höre ich denn recht, der Herr will ein Loblied anheben zu Ehren einer —"

Der König unterbrach diese Antwort seines geistlichen Rathes, welche jedenfalls eine starke Replik von Seiten des Herrn von Lewalde nach sich gezogen haben würde, indem er diesem zurief: „Halt Er ein, Nordberg! Was geht es Ihn an, wenn Andere anders

urtheilen als Er? Er weiß wohl, wie ich Weiber der Art verabscheue, wie eben das, von dem die Rede ist; aber Herr von Lewalde hat Recht, wenn er Ihn darauf hinweist, daß es seine Anschauung ist. Ich liebe keine Maulredner, freies Wort ist männlich, das muß so bleiben." Und zu Herrn von Lewalde sagte er: „Das gefällt mir an Euch, bleibt nur bei der Klinge, die hält am längsten vor. Ich schlag auch drein, wo's Recht auf meiner Seite. Jeder nach seiner Art, ich mit dem Degen, Ihr mit der Zunge; nur immer wacker d'rauf, so lieb' ich's."

Diese Zustimmung Carl's war ein Ausdruck seiner persönlichen Kraft und daher nur natürlich; für Herrn von Lewalde war sie indessen mehr noch, eine Hoffnung, daß sein Geschäft bei Carl jedenfalls dadurch eine Art Vorschub gewonnen, was für einen diplomatischen Agenten von besonderem Werth sein mußte. Der König richtete noch einige Fragen an Herrn von Lewalde und entließ ihn dann mit einer Freundlichkeit, welche bei einem so ernsten Gemüth, wie dem seinen, von Bedeutung war.

Und in der That erwies es sich auch in den geschäftlichen Verhandlungen, welche Herr von Lewalde mit dem Grafen Piper pflog, daß die Gnade des Königs, dessen Genehmigung in mehreren Beziehungen

einzuholen war, keineswegs wankelmüthiger Art sei. So war der letzte Tag des Aufenthaltes in Carl's Lager für Herrn von Lewalde herangekommen und für den nächsten Morgen Alles zur Abreise bereit. Am Abend dieses letzten Tages empfing Herr von Lewalde von einigen höheren schwedischen Offizieren, die er gelegentlich hatte kennen lernen, eine Einladung zu einem gesellschaftlichen Schmause, welche er nicht wohl zurückweisen konnte.

Die Gesellschaft war sehr heiter, der gute Wein machte die Zungen locker und lebendig. Besonders erwies sich der früher in sächsischen Diensten gewesene und nunmehr in schwedische übergegangene Oberst von Görtz außerordentlich angeregt. Er liebte es, bei solchen Gelegenheiten die Art und Weise zu erzählen, wie er in die Kriegsdienste Sr. Majestät von Schweden gekommen, und die rüde Manier, welche der Mann dabei an den Tag legte, war wenig geeignet, für ihn einzunehmen. „Heute habe ich dem großspurigen Herrn General von Patkul meinen Besuch gemacht," lachte er hämisch, „er nahm sich prächtig aus an Kette und Klotz, der feine Herr, der mich so seelensgern vor ein zaarisches Kriegsgericht gestellt und mit einigen bleiernen Pillen zum Valetschmause für diese Zeitlichkeit traktirt hätte. Ihr hättet ihn sehen sollen, wie er

die Zähne zusammenbiß, daß sie wie Steine knirschten, und vor Wuth an der Kette riß, als hätte er Lust über mich herzufallen; aber es blieb beim guten Willen, sie haben ihn kurz genug angelegt, und die Wache zeigte ihm den Kolben, mit dem er schon öfterer Bekanntschaft gemacht zu haben scheint. Der Spaß war indeß noch nicht zu Ende, obwohl Patkul still, wie ein Hund, der eben mit einem Fußtritte zur Ruhe verwiesen worden ist, an der Kette lag. Hauptmann Siekert, der gestern erst aus Thüringen von Sr. Majestät Truppen gekommen, ging in Begleitung mehrer Offiziere vorüber. Nun seht, Ihr Herren, Patkul seiner ansichtig werden und aufspringen mit einem dumpfen Gebrüll, wie ein angeschossenes Raubthier, war das Werk eines Moments. Hauptmann Siekert wurde todtenbleich. Patkul schrie ihm zu: „„Meineidiger Schurke! steckst Du in diesem Rocke? Den hättest Du am Leman tragen sollen, damit Jeder gewußt hätte, welchen Gelichters Du seiest. Pfui über Dich, ehrvergessener wortbrüchiger Mensch!““ Siekert riß den Degen aus der Scheide und wollte auf ihn zustürzen und ihn niederstoßen, die Wache aber hielt ihm das Gewehr vor und rettete ihren Gefangenen vor einem Stiche, der ihm das schwarze Blut flüssig gemacht hätte.“

Ueber den Eindruck, den diese Schilderung einer Scene machte, die den Erzähler eben so sehr brandmarkte, als sie jeden Andern mit Ekel und Abscheu erfüllen mußte, ließ sich wenig sagen. Die anwesenden Offiziere schienen in stillschweigender Uebereinstimmung geneigt zu sein, sie als einen vorübergehenden Mißton verhallen zu lassen; indeß wider alles Erwarten erhob sich Herr von Lewalde, und sich zum Obersten von Görtz wendend, sagte er: „Mein Herr, Jeder, der das unangenehme Gefühl ertragen hat, Euch jetzt hören zu müssen, wird Euch beklagen, daß Ihr fähig sein konntet, an der Qual eines Gefangenen Euch zu ergötzen; Ihr habt Eurer Ehre keine Krone aufgesetzt."

„Wie? wie?" schrie Görtz aufspringend, „gilt das mir? — Herr — Herr — mir?"

„Euch, Oberst, niemand Anderem, und Patkul hat Recht, Hauptmann Siekert ist ein Schurke, ein ehrvergessener, wortbrüchiger Mensch, der jedes Potentaten Uniform verunehrt!" entgegnete Herr von Lewalde.

Eine Pause folgte.

Die Ueberraschung dieses so ganz unerwartet entstandenen Zwistes wirkte gleichsam betäubend auf die Anwesenden, unter denen sich weder ein Versuch der

Versöhnung, noch ein Wort der Aneiferung oder ein sonstiges Zeichen von Theilnahme kundgab.

Des Obersten Gesicht glühte von Weingenuß und Zornesfeuer, während Herr von Lewalde nur einen ganz leisen Anflug eines höheren Rothes auf seinen Wangen zeigte.

„Oho, mein Herr Däne, meinet Ihr, Ihr hättet ein altes Weib vor Euch, das Ihr nach Belieben hänseln könnt und das in's Mauseloch vor Ewr. Gnaden kriecht?" schrie Görtz plötzlich, „da irrt Ihr Euch, und der Teufel soll mich für ewige Zeit haben, wenn ich Euch nicht einige Maß Eures Blutes ablasse, daß Ihr ein wenig gescheidter werdet, als Ihr es jetzt seid. So naß sollt Ihr vom eigenen Safte werden, als jetzt von diesem guten Getränke, das ich an Euch verschwende, und verflucht sei der Tropfen, den ich noch in Gesellschaft mit Euch trinke." Und mit diesen Worten schwappte der Oberst sein fast volles Glas Wein auf Herrn von Lewalde hinüber, den der duftende Inhalt ganz und gar überströmte.

Diese unnoble Weise, seinen Gegner zu schmähen, schien das Signal zu sein, welches die Anwesenden zu voller Thätigkeit rief. Die bei den Offizieren durch das Beispiel ihres Königs genährte Kriegslust warf sich mit Eifer auf Zweikämpfe, welche oft bei den

kleinsten Gelegenheiten den Ausschlag des Rechtes oder Unrechtes geben mußten, und so war es jetzt kein Wunder, daß dieser Ausweg auch bei dieser Streitigkeit als der unausbleibliche erschien.

Oberst Görtz rannte wüthend auf und nieder und schnaufte furchtbar, während die Offiziere alle die kleinen Nothwendigkeiten, die einem solchen Kampfe vorausgehen, in Ordnung brachten. Herr von Lewalde sagte zu, mit Anbruch des Morgens zu erscheinen, und entschied sich für die Schußwaffe.

„Bringt Euch, Herr Däne, der Teufel auch diesmal durch, dem Siekert gegenüber, der das Dotter aus einem in die Luft emporgeworfenen Eie herausschießt, mögt Ihr nur Euer letztes Stoßgebetlein sprechen!" schrie ihm Oberst von Görtz zu.

„Ihr werdet einen Edelmann an mir finden," antwortete Herr von Lewalde mit Ruhe, „seid damit bis morgen früh zufriedengestellt."

Die Wuth Görtzens und die ernste Ruhe seines Gegners boten einen fast grellen Gegensatz, welcher natürlich zu Gunsten des Herrn von Lewalde sich herausstellte.

So war denn der Abend des letzten Tages seines Aufenthaltes im schwedischen Lager unvermuthet zu einer großen Bedeutung für Asmund geworden, der nächste Morgen konnte sein Leben für immer beschließen.

Herr von Lewalde empfand keine Furcht vor solcher Entscheidung, er hatte den Muth, dem Tode ruhig in's Auge zu schauen; aber der Ernst solchen Abschlusses zwischen Leben und Tod überkam ihn, und er wendete die wenigen ihm noch verbleibenden Stunden bis zum Anbruche des Morgens dazu an, das Nothwendige zu ordnen für den Fall seines Todes.

Es galt, seiner Pflicht als Botschafter seines Königs zu genügen, seine Schwester Brigitte von Allem zu unterrichten, was vorgegangen und Abschied von ihr zu nehmen. Es war ein langer Brief, den er an Brigitten geschrieben und den er seinem treuen Diener zur Besorgung übergeben für den Fall, daß er im Zweikampfe bliebe. Nichts verhehlte er Brigitten in diesem Schreiben, er sagte ihr, daß er nicht bereue, einen Verbrecher an ihrer Ehre mit dem Namen bezeichnet zu haben, der ihm gebühre, und wie er für den Fall, daß er in dem Duell mit dem Obersten fallen sollte, eine Rechtfertigung seines Benehmens niedergeschrieben, die sein treuer Diener an den Grafen Piper zu übergeben habe, damit dieser hochgestellte, ihm so wohlwollende Staatsmann wenigstens die Ursache kennen lerne, die ihn veranlassen konnte, einen schwedischen Offizier mit dem Namen eines Schurken zu brandmarken.

„Ich habe ihm nichts verschwiegen, meine theure Brigitte," schrieb er, „ich mußte das Geheimniß, welches Dein Unglück und den niederträchtigen Verrath Siekert's an Deinem Herzen bisher der Welt verhüllte, ihm (dem Grafen Piper) offenbaren, um mich in seinen Augen zu rechtfertigen. Der Gedanke war ein schrecklicher für mich, in den Verdacht eines Leichtsinnes zu kommen, der im Rausche die Vernunft von sich stößt und sich einer Leidenschaftlichkeit hingiebt, die nichts zu ihrer Entschuldigung aufzuweisen hat, als eben nur den Rausch. Ich konnte den Zorn nicht bemeistern, der mich erfaßte, als ich Siekert's, des Meineidigen, Namen nennen hörte. Verurtheile mich nicht, meine theure Brigitte, daß ich dieser Entrüstung meiner Seele nachgab — denke, daß dieser Zorn der innigsten Bruderliebe zu Dir, der schändlich an ihrem Lebensglücke Betrogenen, entsprang — sei mild in Deinem Urtheile über mich. Die beifolgenden Papiere machen Dich zur Erbin meines nicht sehr bedeutenden Nachlasses. Dieser Zuwachs an Mitteln wird Dich in den Stand setzen, Deine kleine liebenswürdige Ebba unter Deinen Augen zu erziehen. Mögest Du an diesem Kinde so viel Freude erleben, als das Verbrechen seines Vaters Dir Kummer verursachte; Du wirst dann glücklich sein."

Und eine Stelle befand sich am Schlusse dieses

Schreibens, die sich auf Jemand bezog, dessen Bild unwandelbar vor seiner Seele stand. Der Name dieses ihm so theuren Wesens war nicht angegeben; aber Brigitte wußte, wem es galt, Asmund hatte ihr dies Geheimniß seines Herzens selbst entdeckt.

In wenigen Worten hatte er hier seinem Gefühle einen Ausdruck gegeben, der dessen Tiefe und verborgene Leidenschaftlichkeit vollkommen charakterisirte.

„Es ist seltsam mit mir," schrieb er, „was auch die Vernunft gegen diese glühende Neigung sagen mag, ich kann sie nicht bewältigen, nicht verlöschen, wie es eben so unmöglich ist, den Abgrund zu überspringen, den die Welt zwischen die Geliebte und mich geworfen. Wie oft bestrebte ich mich, an ihr, der mein Herz gehört, den Stachel des Spottes zu versuchen, ihr Bild aus meinem Gedächtniß zu drängen — ich nannte sie stolz, übermüthig, unfähig für ein höheres Gefühl als das der Selbstliebe, und habe ich dies Register ihrer Sünden mühevoll in mir aufgebaut, so zieht plötzlich, wie ein leiser Windhauch, der Gedanke, sie zu lieben, durch mein Herz — und ich liebe sie inniger als zuvor, das Geheimniß, sie zu lieben, von dem Niemand als Du, meine theure Brigitte, weiß, ist meine Seligkeit. Sie liebt mich, ich glaube es, ihre Blicke sagten mir das; aber sie ist zu schön, um ihren Stolz zu

opfern, sie ist unglücklich, dieses Stolzes wegen, ich fürchte für sie. Sage ihr oder schreibe ihr einen Gruß von mir und füge hinzu, es hätte ihr nie ein treueres Herz geschlagen, als das meine."

Als das Morgenroth heraufzog und die nächtlichen Schatten verscheuchte, fanden sich die Kämpfer und ihre Secundanten auf dem bezeichneten Platze ein. Der Oberst hatte nach dem Loose den ersten Schuß, seine Kugel drang in Asmund's Seite. Die krampfhafte Bewegung, welche des Getroffenen und zu Boden Taumelnden Körper durchzuckte, ward jedoch Ursache eines seltsamen Ereignisses. Die convulsivische Zuckung veranlaßte einen starken Fingerdruck gegen den Drücker des von seiner Hand noch fest umklammerten Pistols, es entlud sich, und die Kugel streifte so hart den Hals seines Gegners, daß dieser in die Arme seines Secundanten sank. Beide Gegner schienen das Opfer ihres Zweikampfes geworden zu sein. Man brachte sie in ihre Quartiere, und die herbeigerufenen Wundärzte erklärten die Wunde des in Bewußtlosigkeit liegenden Asmund für tödtlich.

Wenige Stunden später war die Kunde von diesem Kampfe und seinem Resultate zu den Ohren des Königs gedrungen, der sogleich einen bei dem gestrigen Abendschmause gegenwärtig gewesenen Offizier vor sich kom-

men ließ und so die Veranlassung des Duells erfuhr. Auf Carl's Befehl ward sogleich Hauptmann Siekert in Haft genommen, während Graf Piper sich in Herrn von Lewalde's Wohnung begab, nicht nur um persönliche Erkundigung einzuziehen, sondern auch erforderlichen Falls die nöthigen Anordnungen bezüglich der Papiere des zum Tode Verwundeten zu treffen, da dessen diplomatische Stellung diese Vorsorge und Rücksicht bedingte. Die letztere Pflicht zu erfüllen, fand indeß Graf Piper unnöthig, da Herr von Lewalde die Stunden der vorhergehenden Nacht benutzt und die seine Verhandlung mit dem Könige von Schweden betreffenden Papiere zur Ueberbringung nach Copenhagen durch seinen Secretair angeordnet hatte. Aber Asmund's treuer Diener nahm seinen Beistand in Anspruch, indem dieser ihm sagte, daß sein unglücklicher Herr, bevor er zu dem Kampfe gegangen, ihm zwei Schreiben zur Besorgung, eins an ihn, den Grafen, das andere an Fräulein Brigitte am Hofe der durchlauchtigen Frau Churfürstin zu Pretsch, für den Fall seines Todes übergeben habe. Da dieser nun, nach dem Ausspruche der Aerzte, in so gewisser Aussicht stehe, so könne er den Herrn unmöglich verlassen, möchte aber doch dessen Fräulein Schwester von dem traurigen Ereignisse unterrichten; vielleicht sei es mög-

lich, daß, wenn sie recht schleunigst hierherkommen könne, sie den Bruder noch lebend finden dürfte, was für Beide ein großer Trost sein würde.

Graf Piper versprach, sogleich einen reitenden Boten mit dieser Nachricht nach Pretsch zu senden, und wirklich traf zur Mittagszeit des folgenden Tages Brigitte in Altranstädt ein. Sie empfing bei ihrer Ankunft die trostreiche Nachricht, daß der Leibarzt des Königs einen Ausspruch gethan, der die Lebenserhaltung Asmund's nicht ganz in Zweifel ließ, wenn er nämlich den neunten Tag glücklich überstehe.

Mit der vollen inbrünstigen Aufopferung eines treuen Herzens übernahm Brigitte das Amt der Pflegerin und hatte die Freude, den verhängnißvollen neunten Tag glücklich vorübergehen zu sehen, ohne daß Asmund's Leben eine Beute des Todes wurde. Seine ungeschwächte Körperkraft errang allmälig den vollkommenen Sieg, und die Genesung schritt, unterstützt von der sorgsamsten Pflege, rasch vorwärts; aber doch waren fast drei Monate vergangen, ehe er an die Abreise denken konnte.

Fast gleichzeitig — es war in Mitte Augusts — rüstete man sich im schwedischen Lager zum Abzuge aus Sachsen. Graf Piper hatte sich Asmund gegenüber als ein theilnahmsvoller Freund bewiesen und ihn

öfterer besucht, auch geäußert, daß der König über seine Wiederherstellung sehr erfreut sei und den Wunsch ausgesprochen habe, ihn noch einmal zu sehen. Es war auffallend, daß der Graf mit keiner Sylbe der von Asmund's Diener ihm übergebenen Rechtfertigungsschrift erwähnte; Herr von Lewalde betrachtete dies gänzliche Schweigen Piper's als ein Zeichen des Zartgefühls von dessen Seite und vermied, dem ihm gegebenen Beispiele folgend, jede dahin gehende Aeußerung.

Nicht wenig überraschte ihn eines Morgens der Eintritt eines Adjutanten des Königs, der ihm und seiner Schwester den Befehl überbrachte, Nachmittag punkt drei Uhr in Carl's Hauptquartier sich einzufinden. Brigitte gerieth in große Angst, welche Asmund nur mit Mühe beschwichtigen konnte, indem er ihr erklärte, daß jedenfalls der soldatische Geist, der überhaupt bei jeder Handlung Carl's vorwaltete, der Einladung, bei ihm zu erscheinen, die Form eines gebieterischen Befehls gegeben habe.

Zitternd folgte sie zur festgesetzten Stunde ihrem Bruder nach des Königs Wohnung. Ein Beweis, daß sie erwartet worden waren, war ihre sofortige Einführung in ein mit dem königlichen Wohnzimmer durch eine Thüre verbundenes Nebengemach.

Alles war still in dem königlichen Zimmer, sie hörten in dieser Ruhe sogar den leisen Pendelschlag der in demselben befindlichen Uhr.

Brigitte schmiegte sich angstvoll an ihren Bruder, diese tiefe Stille vermehrte ihre Herzensangst außerordentlich, und selbst Asmund empfand eine gewisse Beängstigung bei diesem ihm räthselhaften Befehle. Endlich hörten sie außerhalb starke klirrende Sporentritte, die Eingangsthüre des königlichen Wohnzimmers wurde geöffnet, die Sporentritte ließen sich in demselben vernehmen, und daß der König eingetreten sei, ward bei Asmund sogleich zur Ueberzeugung, da er dessen etwas rauhe Stimme sagen hörte: „Den Arrestanten!"

„Es ist der König," flüsterte Herr von Lewalde seiner Schwester zu.

„Mein Gott! was hat er nur mit uns vor?" rief diese in gesteigerter Unruhe mit leiser bebender Stimme.

Einige Minuten vergingen wieder in tiefer Stille, der König regte sich nicht, dann klirrten plötzlich außerhalb Gewehrkolben am Boden, die Eingangsthüre des königlichen Wohnzimmers wurde wieder geöffnet, man hörte die Schritte eines Eintretenden und darauf wieder das Zumachen der Thüre. Abermals folgte eine kurze Pause, die durch das Rücken eines Stuhles, als

wenn Jemand, von demselben aufstehend, ihn zurückschöbe, beendet ward.

„Hauptmann Siekert vom Geschützwesen?“ fragte des Königs Stimme.

„Ja, Ew. Majestät.“

Um jeden Laut des Erschreckens bei Brigitten zu unterdrücken, legte Asmund seine Hand auf ihren Mund. „Keine Störung, um's Himmelswillen — der Zorn des Königs ist fürchterlich, wie man sagt,“ raunte er ihr leise zu. Am ganzen Körper zitternd wie Espenlaub, hing Brigitte an ihres Bruders Arm, sie war in der schreckhaften, sie im Innersten des Herzens erschütternden Ueberraschung, die Stimme ihres Verführers so unerwartet zu hören, todtenbleich geworden.

„Warum hat man Ihn drei Monate lang in Haft gehalten?“ fragte der König wieder.

„Ew. Majestät, ich weiß es nicht — bin mir auch keines Verbrechens bewußt.“

Nach einer Pause fragte der König: „Am Wenersee hat Er zwei schöne Güter, Nachlaß Seines Vaters?“

„Ja, Ew. Majestät.“

„Ich will Ihn verheirathen, darum ist Er hier.“

„Ew. Majestät,“ stammelte Siekert, und in dem

Tone seiner Stimme drückte sich das Gemisch von Schreck und Staunen aus.

„Ist Er schon verheirathet?“

„Nein, Ew. Majestät.“

„Kein Hinderniß also?“

Eine kurze Pause folgte, dann hörten die im Nebengemache Befindlichen Siekert sprechen: „Ew. Majestät, ich bin erstaunt über —“

Mit großer Heftigkeit unterbrach ihn des Königs rauhe Stimme: „Sagt Ihm Sein Gewissen, welch' ein schlechtes Subjekt Er ist?“

„Ew. Majestät —“ stammelte Siekert.

„Schweigen!“ rief Carl empört. „Ich kann keine Offiziere brauchen, die sich ehrloser Verrätherei gegen arme Weibspersonen schuldig gemacht haben. Ist Er rein davon? — Antwort!“

Eine secundenlange Pause wurde durch ein zorniges Fußstampfen des Königs unterbrochen, mit rauher drohender Stimme herrschte er dem Hauptmann abermals zu: „Antwort!“

„Ew. Majestät — in früher Zeit einmal — Verhältnisse gestatteten mir nicht —“

„Wort zu halten? schurkische Ausrede! Jetzt soll Er's! ich will's!“ — Rasche klirrende Sporentritte deuteten des Königs Entrüstung an. Mit Heftigkeit

stieß er die Verbindungsthüre auf. „Tretet heraus mit Eurer Schwester, Herr von Lewalde!“ rief er, „König Carl hält Gericht über einen Verräther, und Ihr sollt von seiner Gerechtigkeitspflege Zeuge sein.“

Die fast ohnmächtige Brigitte fest im Arme haltend, überschritt Asmund, dem königlichen Befehle zufolge, die Schwelle des Zimmers.

Siekert erschrak bei dem Anblicke der von ihm treulos verrathenen Brigitte so sehr, daß er unwillkürlich einen Laut der Ueberraschung ausstieß und in die Kniee sank.

„Kennt Er die Dame?“ rief ihm Carl zu. „Antwort!“

„Ja, Ew. Majestät.“

„Gut. Er läßt sich mit ihr auf der Stelle copuliren und tritt ihr als Seiner Wittwe das größte Seiner beiden ererbten Güter am Wenersee für ewige Zeiten ab.“

„Majestät!“ rief Siekert, „ich —“

„Kein Wort! Er hat nur die Wahl zwischen Gehorsam oder Tod!“ donnerte ihm der König zu.

Brigitte hatte sich von der Heftigkeit ihres Schreckens etwas erholt, der gebieterische Befehl des Königs: „Gehorsam oder Tod!“ glich einem Zauberschlage, der ihrem schreckhaften Wesen plötzlich einen ganz uner-

warteten Aufschwung gab. Sie riß sich von dem Arm ihres Bruders los und eilte auf den noch in die Kniee gesunkenen Siekert zu, an dem sie, mit großer Angst ihn umarmend, unfähig zum Sprechen, niederglitt.

König Carl wendete sich ein wenig ab, als fühle er sich von diesem Anblicke etwas ergriffen; dann sich zu Siekert kehrend, sagte er: „Er ist solchen Herzens nicht werth. Stehen Sie auf, Madame, der Platz gehört nicht für Sie. Richtet Eure Schwester auf, Herr von Lewalde — die Zeit drängt.“ Und mit lauter Stimme rief er: „Nordberg!“

Während Asmund mit Mühe Brigitten aufrichtete, traten Nordberg, Graf Piper und ein hoher Offizier aus des Königs nächster Umgebung herein.

„Er wird dies Paar auf der Stelle copuliren, Nordberg,“ sagte der König, „ich befehl's! — Aufstehen, Hauptmann Siekert!“

Ohne Widerstreben erhob sich Siekert und blieb bewegungslos in der Mitte des Zimmers stehen. Auf einen Wink Carl's führte Herr von Lewalde seine Schwester neben ihn. Nordberg verrichtete die Trauung ohne weitere Anfrage, Alles deutete darauf hin, daß vorher bereits das Nöthige angeordnet worden.

Nachdem die Ceremonie geendet, sagte der König: „Ich gratulire Euch, Madame, daß Euch Euer Recht

zu Theil geworden; gültigere Zeugen hättet Ihr nie finden können. Er, Hauptmann Siekert, hat nur diese beiden Documente noch zu unterzeichnen, die Seiner Gemahlin das größte Seiner beiden Erbgüter am Wenersee und Seinem Kinde die Rechte eines in legitimer Ehe Erzeugten zuschreiben."

Ohne ein Wort der Widerrede unterzeichnete Siekert, aber seine zusammengekniffenen Lippen deuteten an, welche Wuth in seiner Seele kochte.

Der König und die Anwesenden unterschrieben sich dann als Zeugen, und der Erstere sagte hierauf nicht ganz ohne Hohn zu Siekert: „Er hat früher keine Neigung zum Zusammenleben mit seiner nunmehrigen Gemahlin gezeigt, daher wird es Ihm auch jetzt nicht besonders schwer fallen, sie als Seine Wittwe zu betrachten. Sei Er froh, daß Sein Verbrechen an ihr gesühnt ist. Verwische Er Seine Schuld in meinem Gedächtnisse durch treue Dienste als rechtschaffener schwedischer Soldat. Diese Ordre bringt Er sogleich an meinen General Renskiöld. Adieu!" Aus der Hand Carl's empfing Hauptmann Siekert die versiegelte Ordre und wollte sich, schweigend wie bisher, mit einer Verbeugung entfernen, als Brigitte, die betäubt, wie von einem schweren Traume befangen, die stumme Zeugin dieses sich doch hauptsächlich um sie

drehenden Ereignisses gewesen, plötzlich auf ihn zueilte und, seine Hand ergreifend, rief: „Siekert, so wahr ein Gott über uns lebt, ich bin schuldlos an Allem, was jetzt geschehen — hasse mich nicht darum.“

Mit einer raschen Bewegung entzog der Hauptmann ihr seine Hand und eilte fort, ohne sie eines Blickes zu würdigen. Eine halbe Stunde später befand er sich schon außerhalb des Umkreises des königlichen Hauptquartiers. Wüthend über die ihm gewordene Demüthigung jagte er die Wege querfeldein, die Weichen des Rosses bluteten von den Stacheln seiner Sporen — wie von Furien gepeitscht flog er auf des schäumenden Thieres Rücken über Gräben, durch Büsche und auf sumpfigen Wiesen hin, einem bösen Geiste ähnlich, der rast- und ruhelos der Vergeltung entfliehen will. Erst als das Thier unter ihm zusammenbrach, schien eine Ruhe seinen Geist zu überkommen, aber es war nicht das sänftigende heiligende Gefühl des Friedens nach großer geistiger Aufregung, es war die Stille dumpfen Hinbrütens in wilden bösen Gedanken. Nur ein einziger Laut entfloh seinen Lippen, es war das Wort „Rache!“

Das keuchende, von dem Sturze, der ihn nicht beschädigt hatte, an den Knieen blutende Roß langsam am Zügel führend, ging er, vor sich hinstierend, weiter.

Bis zur Mitte des Septembers (1707) hatten die Schweden das Sachsenland gänzlich verlassen. Fast zur selben Zeit verließ auch Frau Brigitte von Siekert den Hof der durchlauchtigen Frau Churfürstin Eberhardine zu Pretsch. Der hohen Frau war Brigittens früheres Schicksal ein Geheimniß gewesen, das sich ihr erst enthüllte, als Herr von Lewalde ihr die von König Carl XII. eigenhändig unterzeichneten seine Schwester betreffenden Documente vorlegte. Und nachdem die durchlauchtige Frau Alles gelesen und Brigitte ihr von dem tiefen Grame und der Verzweiflung erzählt hatte, die sie damals im Herzen getragen, als Siekert sie so schnöde verrathen, sagte sie nach ihrer frommen biblischen Redeweise, indem sie die Hand auf Brigittens Haupt legte: „Meine Liebe, gedenke stets des Spruches, den ich mir erwählt habe als Inbegriff dessen, was mich so hart betroffen, daß ich oft verzweifelt wäre, wenn ich nicht so fest an meinen Gott gehalten. Du findest ihn verzeichnet im Buche Tobiä, im 12. Capitel. „„Und weil Du Gott lieb warest, so mußte es so sein; ohne Anfechtung mußtest Du nicht bleiben, auf daß Du bewährt würdest.“

Der Abschied Brigittens von ihrer Gebieterin war kein gewöhnlicher, wo gute Wünsche ausgesprochen wer-

den, von denen das Herz oft nichts weiß. Fast hätte man meinen sollen, die hohe Frau entließe ein ihr theures Kind in die fremde Welt hinaus.

Frau von Siekert lebte fortan bei ihrem Bruder, dem sie nach Copenhagen gefolgt war. Die Erziehung ihrer bald neunjährigen Tochter Ebba machte das einzige Glück ihres Lebens aus.

Erinnerungen sind einzelne aus dem Dunkel der Vergangenheit leuchtende Punkte. Selten, und, liegen Decennien dazwischen, wohl nie, sind sie von so bedeutender Leuchtkraft, daß die zwischen großen, in unser Gedächtniß tief eingedrungenen Ereignissen mitten inne liegenden kleinen, im Alltagsleben gleichsam verschwommenen Begebenheiten von ihnen so erhellt und in frischen Farben vor unsern Geiste zurückgeführt werden, daß sie einen Faden des Zusammenhanges bilden. So ist es mit den Erinnerungen der Gräfin von Cossell, sie berühren nur die Hauptmomente ihres Lebens, welche wir durch kurze Schilderung der historischen Ereignisse der dazwischen liegenden Zeit zu verbinden genöthigt sind, um unserer Geschichtserzählung statt des solchen Erinnerungen eigenthümlichen Charakters von

skizzirten Bildern den eines womöglich vollständigen Gemäldes zu geben.

Die Hauptfiguren jener merkwürdigen Zeit sind ohnstreitig der zwölfte Carl von Schweden, der König August von Polen und der Zaar Peter, dem die Nachwelt den Beinamen „der Große“ gegeben. Alle Drei wandelten besondere Bahnen, um sich Ruhm zu erwerben, ihre Namen der Geschichte als unvergängliche Denkmäler der seltsamsten Wechselfälle des Geschickes einzuverleiben.

Nur allein August von Polen war es vorbehalten, einen Nimbus zu erlangen, der gewissermaßen lichterer, heiterer Natur ist, als die Ruhmeskrone des schwedischen Carl oder seines Zeit- und Bundesgenossen Peter von Rußland. Das selbst in den Tagen des Unglücks nicht versiegende lustige Treiben August's und seines Hofes ist, wie bereits angedeutet, nicht ohne den Flitterglanz der Romantik, die bald versöhnend, bald wie ein satirisches Genrebild auf dem dunklen Grunde der damaligen Zeit sich darstellte.

Tief gedemüthigt durch seinen Sieger und Feind, den Schwedenkönig, fand er, nachdem der Letztere mit seinem Heere, das, wie ein damaliger Schriftsteller sich ausdrückt, sich in Sachsen wieder „ausgemausert“,

das hartgeplagte Land verlassen hatte, in dem Zustand, den Klagen und Hilferufen des nothleidenden Volkes und den Anforderungen, welche Stadt und Land und die versammelten Stände an ihn machten, eben keine große Ergötzlichkeit. Er führte daher, um sich im Auslande besser zu vergnügen, dem Kaiser 9000 Mann Sachsen als Hilfstruppen nach den Niederlanden zu. Das Hauptquartier des Prinzen Eugen bot seiner Vergnügungssucht den Reiz der mannigfaltigsten Abwechselungen.

Als indeß nach den Tagen des Sonnenscheines, das heißt, der Lust, die des Ernstes folgten und man Anstalten zur Belagerung und Erstürmung von Lille machte, zog er sich nach Brüssel zurück, wo die schönen Tänzerinnen und Sängerinnen der dortigen Bühne seinen der Heiterkeit zugewendeten Sinn fesselten. Er machte daselbst Acquisitionen für sein Hoftheater. Indeß er vergaß auch nicht, unter der Hand mit politischen Gelüsten sich zu beschäftigen, da der Zug des Schwedenkönigs gegen den Zaar Peter nicht vom Glück begünstigt wurde und die Nachrichten von dem Elende der schwedischen Armee in den russischen Gefilden die Sehnsucht auf den Besitz der polnischen Krone in seinem, sanguinischen Hoffnungen sich so leicht hingebenden Herzen bedeutend rege machten. Er suchte die Freund-

schaft Dänemarks und Preußens zu gewinnen, was ihm auch gelang. Auch zeigte sich der Zaar, dem die Schweden trotz aller Unfälle, die sie erlitten, doch bedeutend heiß machten, geneigt, ihn wieder als König von Polen anzuerkennen.

Brüssel verlassend, im Bewußtsein, daß er, sobald die Schweden von einem starken Schlage getroffen worden wären, der bei so vielem Unglück, das sie erlitten, nicht gut ausbleiben konnte, wieder die theure polnische Krone auf sein Haupt setzen werde, und voll Vergnügen, daß ihm die schönen lebe- und gewinnlustigen Nymphen des Brüsseler Theaters folgten, kam er nach Dresden zurück.

Gräfin Cossell empfand allerdings keine Sympathieen für die neuen Nebenbuhlerinnen, aber ihr Scharfblick sagte ihr, daß diese Machination ihrer Feinde am Hofe, den König von ihr abzulenken, gefahrlos für sie bleiben werde; denn wenn auch von üppiger Schönheit, so waren diese Rivalinnen doch keineswegs geistig so befähigt, um August dauernd zu fesseln. Flemming's triumphirende Blicke deuteten an, wie er schon ihren Sturz im Geiste sah und er der Haupturheber dieses Schlages für sie war. Gräfin von Cossell hatte durch Erfahrung erkennen lernen, wie tief in des Königs Herzen die Vorliebe für diesen seinen Günstling einge-

wurzelt sei und es daher des vorsichtigsten und klügsten Benehmens bedürfe, um gelegentlich diese ihr so gehässige Zuneigung des Königs zu ihrem eingefleischten Feinde zu entwurzeln.

Lange Zeit war es ihr ein Räthsel geblieben, auf welche Weise das Geheimniß in Betreff der Rettung Patkul's, um das nur sie, Frau von Einsiedel, der Commandant des Königsteins und dessen Gemahlin gewußt, entdeckt worden sei und wer dabei seine Hand im Spiele gehabt habe. Erst als die Nachricht von der am 10. October (1707) von den Schweden auf dem Marsche bei dem Kloster Kasimir, 8 Meilen von Posen, vollzogenen wahrhaft grauenvollen Hinrichtnng des unglücklichen Patkul nach Sachsen gelangt war, verrieth Flemming eines Tages absichtlich unter der Maske schmerzlichen Mitgefühls für den der Rache des Schwedenkönigs so gräßlich Geopferten seine Theilnahme an dessen Auslieferung in die Hände seines Todfeindes, indem er zur Gräfin Cossell sagte: „Wie beklage ich es, Madame, daß der schöne und so wohleingefädelte Plan, Herrn von Patkul vom Königstein zu befreien, vorzeitig entdeckt wurde! Eine Lehre möchte ich Allen geben, die sich mit Geheimnissen beschäftigen, selbst der Luft nicht zu trauen. Denn denken Sie sich, man bespräche vielleicht, wenn auch in französischer

Sprache, in einer Gartenlaube derlei geheimnißvolles und fast bis zur Ausführung gediehenes Vorhaben, und ein ganz gewöhnlicher untergeordneter Mensch, der zufällig auch Französisch verstände, erlauschte und verriethe das Gespräch — würde man sich da nicht wegen begangener Unvorsichtigkeit die herbsten Vorwürfe machen müssen? gewiß, Madame, Sie stimmen mir bei."

Die tiefe Röthe in der Gräfin Gesicht zeigte, wie sehr sie diese Mitleidsäußerung Flemming's verstanden und wie der Haß, den sie ohnehin schon gegen ihn empfand, eine große und heftige Anregung erhielt. In seiner Warnung lag eine Wahrheit, die sie als eine taugliche Frucht nicht verwarf. Vorsicht und Klugheit allein konnten in dem verdeckten Kampfe gegen diesen Günstling des Königs zu einem Ziele führten — gebrauchte Jener doch dieselben Waffen!

In der That war es für Flemming eine sehr unangenehme Erkenntniß, als er bemerkte, wie die Brüsseler Schönheiten den König wohl vergnügten, aber die Gräfin durch ein kluges Benehmen, welches Vorwürfe und Schmollstunden gänzlich ausschloß, dennoch die Oberherrschaft über ihn behauptete. Sein raffinirender Geist erkannte, daß körperliche Schönheit allein, ohne geistige Vorzüge, nicht hinreichte, den königlichen Gebieter zu fesseln und die Feindin zu

verdrängen, er sah ein, wie solch' ein Unternehmen auch nur dann gelingen könne, wenn die Gräfin, die alle Mittel klug zu benutzen wußte, nicht in seiner Nähe, er nicht ihrem Einflusse heimgegeben sei.

Darum fand der König an ihm den thätigsten und eifrigsten Beförderer seiner jetzigen Pläne auf Polen. Wie ehemals Flemming's Gewandtheit die Ursache gewesen war, daß die polnische Königskrone sein Haupt schmückte, widmete derselbe sich jetzt mit derselben Lebhaftigkeit den geheimen Verhandlungen wegen Wiederbesitznahme dieser mit so vielen Opfern zu erkaufenden Krone, und die für Carl XII. so unglückliche Schlacht bei Pultawa am 27. Juni (8. Juli) 1709 gab den Ausschlag dieses Planes. Mit Anfang des Augustmonates genannten Jahres zog das wieder ergänzte sächsische Heer nach Polen und fand nirgends Widerstand.

Der von Carl XII. eingesetzte Gegenkönig Stanislaus, dem weder russische Bajonette, noch sächsische Ducaten zu Gebote standen, entfloh aus dem Polenlande — die Tage des Glanzes für den prachtliebenden, ehr- und herrschsüchtigen August brachen nun an, er ward wieder im vollen Sinne des Wortes König von Polen, sein unversöhnlicher Feind, der Schwedenkönig,

lebte fern von dem Schauplatze seiner früheren Eroberungen als Flüchtling in Bender in der Türkei, und die schwedischen Waffen erlitten einen Schlag nach dem andern.

Trotz allen Glanzes, der ihren königlichen Geliebten jetzt gleichsam in Ueberfülle schmückte, fühlte Gräfin Cossell doch nicht jenes Wohlbehagen, welches sie wohl erwartet hatte. Immer näher und näher rückte die Gefahr an sie heran, das Opfer der Cabalen ihrer Gegner zu werden. Die Fürstin von Teschen (Lubomirska) war dem ihr untreu gewordenen König August in der Zeit seiner Demüthigung treu geblieben und hatte gewußt, ihm selbst unter Stanislaus Lesczinsky's Regierung eine Partei zu erhalten, so gefährlich auch das war. Sie hatte nach der Niederlage Carl's bei Pultawa August schriftlich aufgefordert, so schleunig als möglich nach Warschau zu kommen; aber ihr Wunsch, des Königs Neigung wiederzugewinnen, ging nicht in Erfüllung. Gräfin von Cossell wußte mit großer Geschicklichkeit jede Bemühung von Seite der Fürstin zu nichte zu machen, obwohl sie nicht vermochte, den König von gelegentlichen kleinen Liebesabenteuern mit schönen Polinnen zurückzuhalten. Die Klugheit gebot ihr, diese ihrem Einflusse im Ganzen unschädlichen heimlichen Sünden ihres königlichen Ge-

liebten zu übersehen, sie war mit der Wahrnehmung zufrieden, daß es nur vorübergehende Neigungen seien, die nicht im Stande waren, ihn von ihr abwendig zu machen.

War irgend etwas zufriedenstellend für sie, so war es die Ueberzeugung, daß der König sich bei all seinem Leichtsinne ihr doch mehr ergeben als je zeigte. Seine Zärtlichkeit und Aufmerksamkeit für Erfüllung ihrer Wünsche erschien ihr zuweilen als die sicherste Bürgschaft für ihre Zukunft; doch dies schöne Bewußtsein, das ihrem Stolze so sehr schmeichelte, trug immer nur die kurze Dauer des Daseins einer Eintagsfliege in sich; immer prickelte wieder die Furcht, ihre Feinde einen Sieg davon tragen zu sehen, der sie stürzen könne, das sie wohlthuend erfüllende Vertrauen auf ihre Herrschaft über ihn aus ihrem Herzen hinaus. So lebte sie stets zwischen Furcht und Hoffnung, bald erhoben im Gefühle ihres Stolzes auf ihre Macht, bald gepeinigt von dem Gedanken an die Möglichkeit, diese zu verlieren. An einem Wunsche besonders hing ihre ganze Hoffnung, des Königs August Gunst unveränderlich an sie zu fesseln. Bereits hatte sie ihm zwei Töchter geboren, ein Sohn jedoch, das wußte sie, würde ihn zur Erhöhung seiner Zärtlichkeit für sie bewogen haben. Es war ihr nicht entgangen, daß er

den mit seiner legitimen Gemahlin erzeugten Sohn nicht mit jener Inbrunst liebte, deren gewöhnlich der Erstgeborene sich bei seinem Vater erfreuen darf. Einige Male war der junge Churprinz in Begleitung des Kammerherrn Baron von Miltitz zu Besuch am väterlichen Hofe zu Dresden gewesen; aber das weichliche Wesen dieses jungen Thronerben fand wenig Beifall in den Augen seines königlichen Vaters; zwischen Beiden waltete keine Harmonie hinsichtlich der Eigenschaften und geistigen Anlagen. Dem Prinzen mangelte die Lebendigkeit des Gemüthes, sein Temperament war phlegmatisch, unfähig zu schneller augenblicklicher Erregtheit. Die vollen Körperformen trugen den Ausdruck des Weibischen, sie schienen der Spannkraft der Muskeln zu ermangeln, und diese Weichlichkeit machte auf den kräftigen August keinen besonders günstigen Eindruck. In Stunden inniger Vertraulichkeit hatte er gegen seine schöne Geliebte geäußert, wie er von ihr einen Sohn wünsche, und auf Erfüllung dieses Wunsches baute daher die Gräfin Cossell ihre größte Hoffnung, sich zur Herrin all seines Thuns zu machen. Das Geschick schien sie an das Ziel dieses Planes leiten zu wollen, denn als sie mit dem König aus Polen, wo dieser alles Glück des Glanzes genossen, nach Sachsen zurückgekehrt war, gebar sie ihm (1712) einen Sohn.

Wie kurz aber war der Traum des Glückes für sie, wie schnell wurde sie demselben entrissen! Ihre Feinde begriffen, indem sie die erhöhte Zärtlichkeit, den Jubel ihres königlichen Gebieters sahen, daß jetzt Alles, was nur möglich sei, aufgeboten werden müsse, um den König von ihr zu trennen, damit sie nicht vollkommene Herrschaft über ihn gewönne.

Die politischen Verhältnisse Europas, launen- und wankelhaft wie das Glück, unterbrachen diese Kämpfe des Hasses am Hofe August's. Mit einem sächsischen bis auf 20,000 Mann gebrachten Heere brach August auf, um die Schweden vernichten zu helfen. Des schwedischen Generals Steenbock Mißgeschick bei Vertheidigung der von den Truppen der verbündeten Fürsten hart eingeschlossenen Festung Tönningen machte dem blutigen Kriegsspiel in so weit ein Ende, als nur noch als einziger Anhaltepunkt die Stadt Stralsund den Schweden verblieb, vor welcher nun ein vom General Wackerbarth commandirtes Corps Sachsen und ein preußisches unter dem Befehle des Fürsten Leopold von Dessau lagerten. Während August sich mit dem Vergnügen begnügte, als Triumphator vor der Welt auftreten zu können, der als Siegeslohn aus dem viel Menschen und Geld kostenden Kampfe ein Paar Pauken, dreizehn Stück Trommeln, zwei Stan-

darten, sechsunddreißig Fahnen und nebst sechs schadhaften Kanonen noch die abgehungerte und auf's Traurigste heruntergekommene, buchstäblich zerlumpte schwedische Besatzung Tönnings kriegsgefangen davonführte, wußte die Politik Preußens höchst bedeutende Erwerbungen zu machen und nach dem späteren Falle Stralsunds die freie Mündung der Oder in das Meer sich zu gewinnen.

Als Sieger, der in der That weniger gewonnen, als verloren hatte, begab sich August in sein polnisches Königreich, wo die dumpfe Stille, mit welcher die Nation ihn vor wenigen Jahren wieder als König angenommen hatte, argen Gewitterstürmen gewichen war. Die früheren Parteiungen waren zum frischesten Leben erwacht, der Haß gegen Sachsen drohte zum offenbaren Aufstande zu führen, und des Königs Gegenwart schien nöthig, das Wetter zu beschwören. In der That glückte es, durch dieselben Mittel, die sich schon früher bei den polnischen Magnaten als bewährt gezeigt hatten, das drohende Unwetter vor der Hand zu verscheuchen. Zu einem dieser Mittel gehörte das schon früher dem König gemachte Ansinnen der Höflinge, die Polen durch die Wahl einer polnischen Dame zur Maitresse zu begütigen.

Nur die traurige moralische Versunkenheit dieser

Leute konnte es wagen, solch einen Ausweg vorzuschlagen, und denselben zur Beruhigung einer großen Nation für geeignet halten, und Herr von Vitzthum wurde das Organ dieser Combination, während Flemming und seine hohe Verwandtschaft daran arbeiteten, dem König einen Gegenstand vorzuführen, der allein befähigt sei, ihn von der Neigung zur Gräfin Cossell abzulenken. Ihre Wahl fiel auf eine der schönsten Damen Polens, auf die Gräfin Dönhoff, eine Tochter des Oberhofmarschalls Bielinsky. Doch fast schien es, als sei die Liebe zur Gräfin Cossell zu festgewurzelt im Herzen des Königs, Gräfin Dönhoff machte weniger Eindruck auf ihn, als man vermuthet hatte. Er vermißte an ihrer Schönheit den Geist, der ihn so sehr an die Gräfin Cossell fesselte.

Indeß der gute Unterricht, den Gräfin Dönhoff von der Flemming'schen Verwandtschaft, die auch die ihre war, empfing, die Zureden, welche immer und immer am Könige prickelten, und endlich seine längere Entfernung von der Gräfin Cossell, welche Langeweile und daher das Bestreben bei ihm erzeugte, sich Vergnügen zu verschaffen, führten ihn in die Arme dieses schönen, ihrer Partei gehorsamen und die verschwenderischste Pracht liebenden Weibes. Der Papst trennte ihre Ehe mit ihrem Gemahle. Die Partei Flemming's

befand sich im Siege, denn der erste Beweis, den König August von seiner Neigung zur Gräfin Dönhoff gab, war der Befehl zur strengsten Zurückweisung der Gräfin von Cossell, welche durch von ihr besoldete Spione erfahren hatte, welche Dinge in Warschau zu ihrem Sturze vorgingen, und eiligst Pillnitz verließ, um selbst auf dem Platze zu erscheinen, den ihre so eifrigen Feinde jetzt behaupteten.

Der in Dresden zurückgebliebene Fürst-Statthalter hatte kaum die Abreise der Gräfin Cossell nach Warschau erfahren, als er einen Eilboten mit dieser Meldung an Flemming schickte, welcher nichts Eiligeres zu thun hatte, als Gräfin Dönhoff von der bevorstehenden Ankunft ihrer gefürchteten Nebenbuhlerin und zugleich von der Art und Weise zu unterrichten, wie sie es beim Könige dahin bringen könne, daß derselbe Vorkehrungsmaßregeln gegen die Anherkunft der Gräfin Cossell befehle. Alles gelang, wie man es abgekartet.

Zwei Offiziere mit Mannschaften verließen Warschau mit der Post und trafen die Gräfin bereits in einem wenige Stunden von der schlesischen Grenze gelegenen polnischen Städtchen. Dies Zusammentreffen enthüllte der Cossell vollkommen, wie weit die Bestrebungen ihrer Feinde gediehen. Ihr Zorn, als die beiden Offiziere ihr die Eröffnung machten, sie nöth-

igenfalls den ihnen gewordenen Befehlen gemäß gewaltsam an der Weiterreise nach Warschau zu hindern, hätte sie bald zur Mörderin eines derselben gemacht, indem sie mit der Pistole in der Hand drohte, ihn, wenn er sich nicht sogleich entferne, eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Die feine Ueberredungsgabe seines Gefährten war jedoch von besserer Wirkung; Gräfin Cossell, sich der Hoffnung hingebend, daß es ihr gelingen werde, den König wieder für sich zu gewinnen, entschloß sich zur Rückreise nach Sachsen.

Aber ein Schlag sollte dem andern folgen, sie war an dem Wendepunkte ihres Glückes angelangt; Flemming's und ihrer Feinde Anstrengungen hatten bereits des Königs Herz ihr gestohlen.

Einen Monat später verbreitete sich das Gerücht in Dresden, der König werde aus Warschau zurückkehren und seine neue Geliebte mitbringen. Wie sehr dies Gerücht Wahrheit war, konnte Niemand besser beurtheilen, als Gräfin Cossell, welche von Seiten des in Dresden residirenden Fürst-Statthalters den Befehl erhielt, sogleich diese Hauptstadt zu verlassen. Ihre entschlossene Weigerung schüchterte den Fürsten in so weit ein, daß er, milder als Flemming gesinnt, ihr den längeren Aufenthalt in ihrem Palaste gestattete; der König aber, von seiner neuen Geliebten aufge-

stachelt, sendete einen seiner Adjutanten an die Gräfin voraus mit dem erneuten Befehle, sich sogleich aus Dresden zu entfernen. Die Thränen der schönen Verstoßenen und ein werthvoller Brillantring rührten das Herz des jungen Offiziers jedoch so sehr, daß er, ohne den ihm gewordenen Befehl, Härte anzuwenden, in Erfüllung zu bringen, dem bis auf eine Tagereise seiner Hauptstadt bereits nahegekommenen Könige entgegenfuhr, um ihm den Vorgang zu melden. Die Furcht des Königs vor einem durch die Gräfin Cossell herbeigeführten Eclat und das Bewußtsein seiner Schwäche trieben ihn nun dazu, die Härte walten zu lassen. Ein Eilbote brachte dem Fürst-Statthalter sowohl als dem Oberhofmarschall von Löwendahl die strengste Ordre, die Widerspänstige sogleich aus Dresden zu entfernen. Jetzt erst, da alle Wege der Milde ihr verschlossen waren, wich die Gräfin der Gewalt und begab sich in ihr Schloß Pillnitz.

Während nun in Dresden nach der Ankunft des Königs ein Fest das andere jagte, der möglichste Glanz entfaltet wurde, der Hof einem Tummelplatze der ausgelassensten Lust ähnlich sah, und die Hofschranzen auf alle Weise der neuen Herzensgöttin ihres Gebieters huldigten, verzehrte die wilde Glut des Zornes über

ihre Verstoßung das Herz der Gräfin Cossell. „Ach,“ sagte sie zu sich, als sie das bittere Gefühl, sich von allen Denen, die ihr heuchlerisch im Glücke gehuldigt hatten, verlassen zu sehen, im vollkommensten Umfange empfand, „wie glücklich bin ich noch, daß ich die Erinnerung in mir trage, stolz gewesen zu sein! Nur niederträchtige, gemeine Seelen, die ihre Verworfenheit fühlen, können keinen Stolz empfinden, weil sie kein Bewußtsein ihres Werthes in sich haben. Ihre demüthige Freundlichkeit ist das Brandmal ihres nichtswürdigen Daseins.“

Es war recht öde um sie geworden, selbst in den Mienen ihrer Dienerschaft glaubte sie eine Art Geringschätzung zu lesen, nur Christiansen allein erwies ihr die volle ungeheuchelte Anhänglichkeit wie immer. Als er sie einmal ganz im Hinbrüten über die schlimmen Gedanken traf, welche jetzt als ungeladene Gäste sich an sie herandrängten, sagte er in seiner kernigen Weise: „Wie mögen sich Ew. Excellenz doch grämen um das Pack, das in seiner Dummheit und Schlechtigkeit einem goldenen Kalbe sich zugewendet hat? ich erkenne meine gnädige Frau gar nicht mehr.“

Die Gräfin erhob die Augen und antwortete: „Christiansen, es ist eine harte Prüfung für mich, alle Sprossen der Leiter zur Erfüllung meines heißesten

Wunsches mit einem Male zerbrochen zu sehen. Ich habe nicht auf die hündische Demuth der Hofmenschen vertraut, die heute anbeten, morgen verfluchen, um übermorgen wieder anzubeten, was sie den Tag vorher mit ihren Lästerungen verunehrt haben — ich war stolz auf mein Recht. Der König allein kann es bezeugen, daß ich weit davon entfernt war, mich ihm hinzugeben, bevor er nicht sein Wort mir verpfändet, mich zur Königin zu erheben. Das ist Alles eine Täuschung gewesen, ich bin die betrogene, die gefallene Königin. Hast Du nie gehört, daß Sterne aus ihrer unermeßlichen Höhe gestürzt und spurlos im weiten Luftraume zerstiebt sind? Das ist mein Schicksal — ich bin ein solcher Stern, dessen Glanz in Millionen Funken zerstiebte."

„Hm, gnädige Frau, ich verstehe mich nicht besonders auf die Sterne," entgegnete Christiansen, „unser Einer hat hinlänglich auf der Erde zu thun, kann sich also um derlei Dinge nicht bekümmern; aber ich denke mir, daß es doch nicht unmöglich ist, den Großhansen an des Königs Hofe einen starken Strich durch die Rechnung zu machen. Freilich, auf Eins käme es an. Ew. Excellenz müßten wissen, daß Se. Majestät zu dem Allen, was geschehen ist, nur gedrängt worden, daß es nicht nach seinem Willen geschehen sei."

„Gewiß ist es so — August kann nicht falsch gegen Die handeln, die er liebt.“

Christiansen besaß so viel Mitleid mit seiner Gebieterin, die immerdar gütig gegen ihn gewesen, daß er ihren Glauben nicht mit harten Worten zu Boden schlug. „Wäre es nicht möglich,“ sagte er, „daß ein Versuch, persönlich mit Sr. Majestät zu sprechen —“

„Hat man mir nicht jeden Weg zu ihm unmöglich gemacht?“ unterbrach ihn die Gräfin lebhaft.

„Jeden? hm, das wäre unmöglich. Der König pflegt zuweilen in Moritzburg der Jagd wegen zu übernachten; wenn Ew. Excellenz sich mir anvertrauen wollten, so würde ich Sie in's Schloß bringen, ohne daß Jemand eine Spur davon kriegen sollte.“

„Christiansen!“ rief die Gräfin, heftig seine Hand ergreifend, „diesen Gedanken gab Dir der Himmel ein, er soll nicht ungenützt bleiben. Ich wage Alles, um meiner Feinde Pläne zu zerstören, mir den schon auf immer verloren geschienenen Thron wieder zu gewinnen. Ha, wenn ich siegte — wenn sie wieder vor mir im Staube der Demuth kröchen, diese niedrigen feilen Seelen, ich würde sie zertreten, um vor ihrem Gifte künftig sicher zu sein. Christiansen — wenn ich Königin würde, wie wollte ich Dich belohnen! Du

solltest keinen unerfüllten Wunsch mehr im Herzen haben."

„Nun, nun, gnädige Frau," sagte der ehrliche Christiansen, „'s ist zu viel in einem Athem für einen ordinären Menschen, wie ich einer bin. Möchte auch nicht leben, wenn ich gar keinen Wunsch mehr haben sollte, der erfüllt würde. Es ist am Ende so besser, daß nicht Alles so kommt, wie man will. Für jetzt haben wir nur das vor Augen, Ew. Excellenz unbemerkt zu Sr. Majestät zu bringen. Und lassen mich da die gnädige Frau Gräfin ganz allein schalten und walten, ich brauche keine Helfershelfer — die verderben mehr, als sie nützen."

Einige Wochen später trat nach der Mittagstafel Christiansen zu seiner Herrin in's Gemach und meldete ihr, daß der König heute gegen Abend nach Moritzburg fahre, um morgen mit Tagesanbruch sich mit dem Vogelfange zu belustigen und mit der Gräfin Dönhoff das Frühstück einzunehmen. Eine Jagdpartie solle dann den übrigen Tag ausfüllen und der grüne Wald vom Hussah und Halali der Jäger erschallen.

Schweigend und mit einem tiefen Roth der Schaam auf den Wangen, daß sie genöthigt sei, solchen Weg der Heimlichkeit zu wandeln, kleidete sich die schöne stolze Frau in das schlichte Gewand einer Bäuerin.

Ohne irgend eine weitere Begleitung als die Christiansens verließ die Gräfin Cossell unbemerkt das Schloß, ein in Bereitschaft gehaltener Wagen nahm sie auf und brachte sie zur Abenddämmerung nach Moritzburg. Die Gräfin konnte sich eines leichten Ueberrieselns, wie der Wirkung eines bangen Gefühls, nicht erwehren, als sie, von dem treuen Diener geführt, dem schönen Jagdschlosse, das in dem tiefen Abenddüster aus allen seinen Fenstern ein helles Licht erglänzen ließ, zu Fuße sich näherte.

„Wenn man mich erkennt, Christiansen!“ sagte sie leise.

„Sorgen die gnädige Frau sich nicht,“ beruhigte sie dieser. „Der Portier ist mein guter Freund, den ich durch das Versprechen gewonnen habe, daß, wenn die Frau Gräfin Excellenz glücklich bei diesem Unternehmen ist, er für seinen Beistand durch eine gute Stelle entschädigt werden soll.“

„Ich will ihn reich belohnen,“ bejahte die Gräfin, „ach, nur in der Noth lernt man Freunde erkennen.“

In der That gelangte durch die Beihilfe des Portiers, der am Thore wartete, die Gräfin ungesehen in's Schloß und verbarg sich so lange in einer Kammer der Wohnung desselben, bis der König und seine Cavaliere sich zur Abendtafel gesetzt hatten, die

Lakaien demnach mit deren Bedienung beschäftigt und die Wege im Schlosse weniger begangen waren. Gräfin Cossell folgte nun dem Portier in die Kapelle und stieg dort, von ihm geleitet, die Treppe zu den Tribünen hinan. Tiefe Stille lagerte in dem Heiligthume, und die Nacht breitete ihr Trauerkleid über den weiten Raum, in welchem die leisen Schritte der Beiden wiederhallten. Endlich hatten sie die Tribüne erreicht, die durch eine Verbindungsthüre an das Schlafzimmer des Königs grenzte, so daß er zur Anhörung der Messe nur aus dem letzteren heraustreten durfte. „Hier muß ich Ew. Excellenz verlassen," sagte der Portier leise, nachdem er sie zu dem sammetnen Betstuhle des Königs geführt hatte. „Fürchten sich die gnädige Frau Gräfin nicht, in dem Dunkel so ganz allein zu bleiben?"

„Nein, es giebt Augenblicke, wo Furcht Thorheit wäre — ich fürchte nichts," war die Antwort.

Der Portier entfernte sich.

So geistesstark auch Gräfin Cossell sich fühlte, so drängte sich doch das Gefühl eines Schauers in ihr Herz, als die leisen Schritte ihres die Treppe hinabsteigenden Führers immer mehr verhallten und endlich ganz ihren Ohren entschwanden. Nun befand sie sich allein. Die hohen Kapellenfenster zeichneten sich in dem tiefnächtlichen Dunkel dieser heiligen Halle durch

ein etwas lichteres Grau aus. Einem feurigen Punkte gleich brannte das matte Flämmchen der vor dem Altare hängenden sogenannten ewigen Lampe allein in der hier herrschenden Finsterniß. Gräfin Cossell mußte alle Geisteskraft aufbieten, um die auf sie einstürmenden Schauer dieses einsamen Aufenthaltes von sich abzuwehren. Dies Bemühen gelang ihr nur erst dann, als sie sich in Nachdenken versenkte, und ihre lebhafte und jetzt besonders angeregte Phantasie all die Erinnerungen ihrer schönen glanzreichen Vergangenheit in Bildern an ihrem Geiste vorüberführte. Welcher seltsame und zugleich tieferschütternde Gegensatz waltete zwischen den Tagen ihres Glückes und der jetzigen Stunde, wo sie, umgeben von einsamer Dunkelheit, vor der Thüre des Mannes saß, den sie einst beherrscht hatte! Jetzt verarmt an Glück und Hoheit, hatte sie nichts gerettet, als das schmerzliche Bewußtsein, durch einen kühnen Versuch das Verlorene wieder erringen zu müssen. Sie kam sich in diesem Momente der härtesten Demüthigung ihres Stolzes wie eine Bettlerin vor, die einst reich gewesen und nun die Welt um Erbarmen mit ihrer Hilflosigkeit anfleht. Dieser empörende Gedanke durchschüttelte sie mit Fieberschauer, und wie durch unsichtbaren Zauber trat die Erinnerung an die Sage von der stolzen, liebelosen Morna von

Kallundborg plötzlich vor ihre Seele. War denn nicht eine gewisse Aehnlichkeit des Schicksals Morna's mit der Lage vorwaltend, in der sie sich jetzt befand? Gewiß, es war so, und nur in anderer Gestaltung hatte sich Morna's Geschick an ihr erfüllt. Wie diese nach Jahren verarmt, mit leerem Herzen, baar aller Lichtblicke des Glückes, als Bettlerin in die armselige väterliche Hütte eintrat, wo Mitleid und Erbarmen, diese heiligsten Kinder des göttlichsten aller Gefühle, der Liebe, ihr eine Erquickung reichten, so auch verlassen vom Glücke, verarmt in den Augen der Welt, mit von dem plötzlichen Wandel zerrissenen Herzen saß sie hier im nächtlichen Dunkel. Der Gedanke an diese Aehnlichkeit des Geschickes, das Entsetzen, welches die Ahnung, es werde sich auch an ihr ganz erfüllen, wie es sich an Morna erfüllt hatte, in ihre Seele warf, ergriff sie so übermächtig, daß sie, nicht Herr ihrer selbst, einen lauten Schrei der Angst ausstieß, der gellend durch das nächtliche Dunkel der Kapelle hallte, und, als wolle sie diesem entsetzlichen Geschicke entfliehen, von dem Sitze aufsprang und, wie von unsichtbarer Macht getrieben, auf der Tribüne hinrannte und in der Betäubung, die ihren klaren Sinn gefangen hielt, an die Thüre des königlichen Schlaf-

zimmers anprallend, auf der Stufe niederfiel, die man überschreiten mußte, wollte man von der Tribüne in dasselbe eintreten.

Fast augenblicklich, als das starke Geräusch, das durch diesen Anprall verursacht wurde, verhallt war, öffnete sich auch die Thüre. Ein Page, einen Armleuchter mit brennenden Kerzen tragend, und hinter ihm der König, einen entblößten Stoßdegen in der Hand, traten auf die Schwelle.

„Da liegt ein Weib," bemerkte der Erstere, auf die Stufe niederdeutend.

„Ein Weib?" fragte der König erstaunt, „seht nach, wer es ist?"

Die wohlbekannte Stimme des königlichen Geliebten zerriß schnell die Betäubung der Angst, welche die Niedergefallene für einige Augenblicke wie bewußtlos machte. Sie erhob den Kopf.

„Gräfin von Cossell!" rief der Page.

„Anna!"

Es war ein langer, schweigender Blick, den die Gräfin auf den König richtete. Plötzlich jedoch, wie gewaltsam erschüttert von der auf sie eindrängenden Erinnerung dessen, was sie hierher geführt, umklammerte sie mit großer Heftigkeit seine Kniee und rief mit herz-

zerschneidender Stimme: „Deine Anna! Deine verstoßene Anna!“

Die Verwirrung, in die sich der König so unerwartet versetzt fühlte, raubte ihm zugleich die Kraft, irgend einem Gedanken an Härte gegen die schöne, zu seinen Füßen liegende Geliebte bei sich Raum zu geben. Der Grundzug seines Gemüthes, die Milde, machte ihn vollkommen unfähig, sie von sich zu stoßen. Er hörte sie weinen, schluchzen, und die Erinnerung an die glücklichen Stunden, die er mit ihr durchlebt, rief in seinem Herzen schnell wieder die frühere Zuneigung zu ihr zurück. Sie sanft emporhebend, sagte er freundlich: „Fassen Sie sich, Gräfin, Sie sind außer sich — wie kommen Sie hierher?“

„Ach, wer so arm geworden ist, wie ich, wer nichts mehr zu verlieren hat, der wagt Alles. Hier zu den Füßen Ewr. Majestät will ich leben oder sterben — geben Ew. Majestät mir den Tod — er ist eine Wohlthat für mich — eine Gnade. Lassen Sie mich zu Ihren Füßen die Seele aushauchen, die Ihnen gehörte und im Tode noch Ihnen gehören wird. Sterben ist doch tausendmal leichter, als ein Leben voll Schmerz. Welche Höllenqual, ein von Gram und Jammer gebrochenes Herz jahrelang in sich zu tragen — gestorben zu sein für alle Freuden und doch zu leben! — o, mein

Herr und König, in solchen Abgrund von Elend ein Weib zu stoßen, das keinen andern Gedanken je hatte, als Sie zu lieben, können Sie nicht."

Der König war tief erschüttert. Die Gräfin, die in seinem Arme hing, dadurch vom abermaligen Niedergleiten zu seinen Füßen zurückgehalten, besaß jetzt wieder sein Herz.

Weithin schallte der lustige Hörnerton, mit dem die Jäger ihren königlichen Herrn weckten. Eine Stunde später ritt der König heiterer als je in den duftigen Wald hinein zum Vogelfang. Im Schlosse war es nun still geworden, die Lakaien waren in den Zimmern mit Aufräumen beschäftigt. Unbemerkt schlüpfte Gräfin von Cossell über die Tribüne zurück, in die Kapelle hinunter. Ein Kind des Portiers erwartete sie daselbst und führte sie nach der Kammer der väterlichen Wohnung, wo sie gestern Abend eine Zeit lang verweilt und wo sie jetzt den treuen Christiansen ihrer harrend fand. Nachdem der Portier erforscht hatte, ob der Weg rein sei, verließ Gräfin von Cossell, den Kopf in ein großes Tuch gehüllt und von Christiansen geleitet, das Schloß. So sorgsam auch jede Maßregel getroffen war, sie vor einer Begegnung mit irgend

Jemand vom Hofe zu sichern, so vereitelte der Zufall doch diese Bemühung. Als sie bereits den von der mit Statuen gezierten steinernen Einfassung umgebenen Freiplatz zur Auffahrt vor dem Schlosse überschritten hatte, rollte ein leerer Vierspänner ihr entgegen, und kaum zwanzig Schritt hinterdrein folgte demselben, aus dem Gebüsch an der Seite des Weges, den sie und Christiansen gehen mußten, tretend, ein Mann in einen kurzen Mantel gehüllt. Sie konnten ihm nicht ausweichen, es wäre sehr auffallend gewesen, wenn sie über den breiten Weg hätten hinübergehen wollen. „Wir müssen schnell an ihm vorüber," raunte Christiansen seiner Gebieterin zu, „ziehen die gnädige Gräfin das Kopftuch mehr in's Gesicht." Obwohl sie diese Weisung augenblicklich befolgte, so entging es ihr doch nicht, wie der an ihr Vorübergehende, in welchem sie zu ihrem Schrecken ihren von ihr geschiedenen Gemahl, den Grafen von Hoymb, erkannte, mit dem Ausdrucke des höchsten Staunens stehen blieb und ihnen Beiden nachsah.

„Sollte er uns erkannt haben?" fragte die Gräfin, als sie nach sehr flüchtigem Gange, Athem schöpfend, stehen blieb.

„Ich glaube fast," antwortete Christiansen ärger=

lich, „muß der Satan doch immer Einem das Spiel verderben.“

„Nun, beruhige Dich, Christiansen, es ist eigentlich nichts so sehr Gefährliches dabei,“ sagte die Gräfin, „ich habe den König mir wieder gewonnen, morgen erzählt es sich Hof und Stadt voll Verwunderung, daß Gräfin Dönhoff bei Sr. Majestät in Ungnade gefallen, und übermorgen kehre ich wieder nach Dresden in mein Palais zurück. Jetzt komm, daß wir bald nach Pillnitz gelangen.“

Die schönen von der Gräfin so sicher ausgesprochenen Hoffnungen hinsichtlich des Wiederaufgehens ihres gesunkenen Glückssternes erfüllten sich nicht, denn anstatt daß sich Hof und Stadt am nächsten Tage von der unerwarteten Ungnade der Gräfin Dönhoff unterhielten, cursirte unter den Cavalieren des Hofes eine hübsche Anekdote von einem von einer gewissen schönen, aber in Ungnade gefallenen Dame bestandenen Liebesabenteuer in Moritzburg. Gräfin Dönhoff erzählte lachend dem Könige davon und fragte im Scherze, ob man sich denn immer verkleiden müsse, wenn man seiner Gnade sich versichern wolle. Diese Manier, einen Scherz aus so ernster Sache zu machen, gefiel dem König außerordentlich, und bald war ihm die Erinnerung an seine verstoßene Liebe aus dem Her-

zen hinweggescherzt — die Gräfin Dönhoff verfolgte ihren Sieg mit einer wahrhaft zähen Ausdauer, so daß der König bald ganz und gar in ihren Fesseln lag.

Wie glücklich sind die Herzen und Gemüther, welche von der Natur nicht mit jener Fähigkeit begabt sind, die sich oft stürmisch herandrängenden Empfindungen leidenschaftlich aufzunehmen, die wohl empfinden, aber nie aus dem Gleichgewicht kommen, immer die Herrschaft über sich selbst erhalten, nie unter dem Eindrucke des Schmerzes allen Halt verlieren; sie sind geschaffen, die widerwärtigsten Verhältnisse zu besiegen. Gräfin von Cossell kannte dies Glück nicht, die stürmisch leidenschaftliche Frau mußte dem Unglück, alle ihre Hoffnungen getäuscht zu sehen, unterliegen, und die Wirkung eines so tiefen Grames, der ihren Stolz gewaltsam brach, konnte nicht ausbleiben.

Bald verbreitete sich das Gerücht, sie sei lebensgefährlich erkrankt, und fand die vollste Bestätigung. Ihre Feinde triumphirten, sie hofften, der Tod werde sie von dieser Gegnerin befreien; aber diese Hoffnung schlug fehl. Nach einer fast dreimonatlichen schweren Niederlage genas die Gräfin allmälig, und ihre Feinde mußten nun auf andere Mittel denken, sie unschädlich

zu machen. Flemming war die leitende Seele dieser Bestrebungen, und seinem raffinirenden Geiste kam der Gedanke, daß, um den letzten Rest der Ansprüche der Gräfin an die Gunst des Königs zu vernichten, die Auslieferung des von dem Letztern ihr gegebenen Eheversprechens von ihr entweder im Wege der Güte oder der Gewalt zu bewirken sei.

Anfänglich war der König nicht dazu zu bewegen, aber es bedurfte nur der Geduld, um ihn dahin zu bringen, wohin ihn Flemming haben wollte, nämlich ihn zu bewegen, seine Zustimmung zu geben, daß gegen seine verstoßene Geliebte, wenn sie sich im Wege der Güte nicht bereitwillig zur Aushändigung des fraglichen Documentes verstehe, ein gewaltsames Verfahren gegen sie eingeleitet werden solle. Flemming, jetzt am sächsischen Hofe der unumschränkte Machthaber, denn der Statthalter Fürst von Fürstenberg, obwohl er die Gunst August's im vollen Maße besaß, war ein stumpfgewordener alter Mann und nahm nicht mehr so lebhaften Antheil an den Intriguen und Cabalen des Hofes, kannte die Gräfin, die von ihm zum Tode gehaßte Feindin, zu genau, um im Voraus zu wissen, daß der Weg der Güte nicht bei ihr anschlagen werde, und mithin Gewalt an seine Stelle treten müsse. In diesem Falle war lebens-

längliches Gefängniß die beste Art und Weise, sie zu beseitigen.

Wie Flemming ganz richtig erwartet hatte, wies Gräfin Cossell den ihr gemachten Antrag mit Abscheu zurück. Der Zorn, den ihr die Handlungsweise des Königs in die Seele gehaucht hatte, machte sich in heftigen Aeußerungen gegen den Abgesandten Luft, den man an sie wegen Herausgabe des Documentes abgeschickt hatte, und am Hofe verbreitete sich bald die Sage, Madame Cossell, wie man die einst mit Huldigungen Ueberschüttete jetzt nannte, habe geschworen, sich an dem Leben des Königs zu rächen.

Die bald darauf aus Polen einlaufenden Nachrichten von der Erhebung der dem Könige feindlich gesinnten Parteien, deren Losungswort: „Es lebe die Freiheit der Republik! Tod den Sachsen!" war, wurden mit Emsigkeit dahin ausgebeutet, daß man die Gräfin Cossell als heimliche Mitverschworene der aufrührerischen Polen verdächtigte und dem König Furcht für sein Leben einblies. Auf diese Weise trieb man ihn allmälig zu dem Befehle, die Gräfin gefangen zu nehmen.

Man hatte Eins jedoch außer Acht gelassen, die Klugheit der Gräfin, welche, ihre Feinde kennend, nichts Anderes erwarten konnte, als eine Gewaltthat von

diesen gegen ihre Freiheit in Ausführung gebracht zu sehen. Pillnitz, sonst ein Asyl des Glückes für sie, dünkte ihr jetzt eine Hölle, ihre Gemüthsstimmung war eine furchtbar aufgeregte. Zu der bitteren Erkenntniß, daß ihre Feinde endlich gesiegt, ihren Sturz herbeigeführt hatten, kam noch eine, die viperartig in ihrem Herzen nagte, sie fühlte sich Mutter werden. Unter günstigeren Umständen würde das keimende Leben unter ihrem Herzen ein Pfand, eine Erhöhung des ihr zurückgekehrten Glückes gewesen sein, jetzt verfluchte sie es als Zeugniß einer Täuschung, der sie sich gläubig hingegeben. Sie würde es vernichtet haben, wenn nicht auch ihr Leben der Preis dieser Vernichtung hätte werden müssen. Gräfin von Cossell hatte viele bittere Erfahrungen erlebt, Glanz und Hoheit, von denen sie sich umgeben gesehen, waren jedoch von so versöhnendem, ja ausgleichendem Einflusse auf ihr stolzes Herz gewesen, daß sie die herben Stunden leicht vergaß; jetzt aber, wo keine solche Täuschung mehr möglich war und sie zu den Vergessenen gehörte, brach die volle Leidenschaftlichkeit ihres Gemüthes sich Bahn. Das Unglück hatte die stolze Frau überwachsen, Zorn und Haß durchstürmten ihre Seele.

„Und ich muß leben bleiben, um die Rache nicht zum Narrenspiel zu machen," sagte sie zu sich, „im

Grabe ist sie todt, nur der Lebende kann sie genießen — darum will und muß ich leben!"

Jetzt hatte sie keine vertraute Seele um sich, als Christiansen, der aber war ihr treu wie Gold, auf ihn konnte sie rechnen in aller Noth. Und Christiansen schlug den Gedanken heimlicher Flucht aus Sachsen in ihrer Seele an. „Ja," sagte sie, „Du hast Recht. Die gewisse Aussicht für mich in diesem Lande ist ein Gefängniß, ein elendes Leben im Kerker. Wir wollen fort, ehe die Schändlichen ihren Plan in Ausführung bringen."

„Aber wohin, gnädige Frau Gräfin?"

Diese Frage erschreckte die Letztere. „Ach, wie arm bin ich Unglückliche! ich habe keine Freunde!" rief sie.

„Oho! ich denke doch. Ist Herr von Lewalde nicht dänischer Gesandter in Berlin? und lebt nicht Fräulein Brigitte — wollte sagen, Frau von Siekert, bei ihm?"

Tiefes Schamroth überglühte das unter dem schweren Kummer erblaßte Antlitz der Gräfin, sie überdeckte die Augen mit der Hand, als gälte es, den Gedanken, sich den beiden genannten Freunden anzuvertrauen, ertragen zu lernen. „Christiansen," sagte sie dann, „das Schicksal legt schwere Prüfung auf mich. Es ist eine tiefe Demüthigung meines Stolzes, mich als eine

Flüchtige, aus allen ihren Himmeln Gestoßene, in die Arme Derer werfen zu sollen, die mich nur im Glanze in der Fülle des Glückes gekannt haben. Wenn sich ihre Herzen nun auch gewandelt hätten?"

„Das ist nicht möglich!" rief Christiansen mit Ueberzeugung, „eher mögen die gnädige Frau Gräfin sagen, daß ich ein Maulmacher sei, welcher Honig auf den Lippen, im Herzen aber Sauerampfer habe."

„Meinst Du?" fragte die Gräfin, und nach einem kurzen Nachsinnen sagte sie: „Es sei so — wir wollen nach Berlin, diese Nacht noch. Setze Alles in Bereitschaft, Niemand darf erfahren, daß ich Schloß Pillnitz verlasse."

„Das Nachschauen soll ihnen morgen nicht besonders viel Vergnügen machen," lachte Christiansen.

Die Gräfin blieb unter dem Vorwande eines Unwohlseins den ganzen Tag in ihren Zimmern und wußte ihre weibliche Dienerschaft fern von sich zu halten. Während dieser Zeit ordnete sie ihre Pretiosen, ihre Papiere. Des Königs Eheversprechen barg sie als ihr bestes Kleinod auf dem Herzen.

Christiansen war den ganzen Tag abwesend, des Abends kam er in's Schloß zurück. Niemand kümmerte sich um ihn, seine zuweilen derbe und kernige Manier hatte nicht den Beifall der andern Diener, sie

nannten ihn den „holsteiner Lümmel", aber nur, wenn er es nicht hörte. Uebrigens mochten sie ihn auch nicht leiden, weil er bei der Herrin mehr galt als sie und nur dann Dienste that, wenn es ihm gefällig war.

„Er spielt den Haushofmeister," spöttelten sie, da sie hörten, er sei noch zur Gräfin gegangen, „wird sich für morgen die Ordres holen."

In der Mitternachtsstunde traten zwei Personen aus der Pforte des Schlosses nach der Elbseite zu. Der Neumond lagerte in blassen Lichtern auf dem langsam dahinrauschenden Strome, tiefe Ruhe hüllte die nächtliche Landschaft ein. Vorsichtig, fast scheu, bewegten sich die beiden Personen, von denen die eine einen Koffer auf den Schultern trug, nach dem Ufer hinunter, wo ein einfaches offenes Boot angekettet lag. „Stützen sich die gnädige Frau Gräfin auf mich," flüsterte der Koffertragende, „nur keine Angst, diese nasse Straße ist die sicherste, denn sie bietet Niemand eine Spur."

Die, der diese Worte zum Troste galten, legte ihre Hand auf den Arm ihres kräftigen Gefährten und erreichte so an seiner Seite das Boot, wo sie sich auf eine Querbank niedersetzte. „Einen Augenblick warte noch, Christiansen," rief sie leise, und die Hand an die Stirn legend, hauchte sie schmerzlich vor sich hin:

„Welche Stunde in meinem Leben! ich hätte eine solche nicht für möglich gehalten in den Tagen meines Glückes.“ Der scharfe kältende Luftzug auf dem Wasser schien sie zu durchschauern, sie hüllte sich fester in ihren seidenen Mantel ein und blieb unbeweglich auf ihrem Sitze, das Auge starr auf den großen dunklen Schatten gerichtet, als welchen sich Schloß Pillnitz in dem nächtlichen, nur von falbem Mondlicht ein wenig erhellten Grau abzeichnete.

Ruhig schwamm das kleine Fahrzeug in der Mitte des Stromes hinunter, gleich einer stummen Schattenwelt glitten die Höhen des rechten Elbufers an dem pfeilschnell stromab fahrenden Boote vorüber. Hoch aufgerichtet stand Christiansen vorn, lässig auf das Ruder gestützt, und überschaute prüfend die fahlschimmernde Wasserfläche, er hatte nicht nöthig, das Fahrzeug zu treiben, die kleinen Elbwellen überhoben ihn dieser Mühe.

Kaum waren drei Viertelstunden vergangen, als sie in die Nähe Dresdens kamen; die Stadt mit ihren Bastionen und Thürmen glich in dem nächtlichen Grau einer schwarzen ausgezackten Wand.

Jetzt ließ Christiansen plötzlich das Ruder in's Wasser fallen und arbeitete rüstig, nachdem er einen gellenden Pfiff nach dem rechten Ufer zu hatte erschallen

lassen, wo bald darauf ein einzelnes Licht ihm als verabredetes Zeichen zum Landen herüberleuchtete. Schnell glitt das Boot aus dem rasch sich hinwälzenden Strome nach dem ruhiger fließenden Wasser nächst dem Ufer, in wenig Minuten schaukelte es an dem letzteren dicht hin, bis es endlich fest lag.

„Halten sich die gnädige Frau Gräfin nur immer an mich," sagte Christiansen, indem er sich den Koffer auf die Schulter hob, „wir haben nur ungefähr dreißig Schritte bis zum Wagen."

Stumm wie bisher folgte Gräfin von Cossell der Weisung ihres treuen Dieners; das Schnauben zweier Pferde in der Nähe des einzeln am Ufer gelegenen Hauses bestätigte dessen Worte.

Ein Mensch mit einer Laterne war beim Aufsteigen behilflich, und nach einer kurzen Weile rollte das Fuhrwerk durch die Nacht hin und bog, als es die hohe Straße am Ufer erreicht hatte, in den stillen Wald ein.

Von den Thürmen der nahen Hauptstadt schallte den Flüchtigen der volle Glockenschlag der ersten Stunde des neuen Tages nach.

Ende des zweiten Theiles.

Druck von E. H. R. Roempler in Dresden.

lassen, wo bald darauf ein einzelnes Licht ihm als verabredetes Zeichen zum Landen herüberleuchtete. Schnell glitt das Boot aus dem rasch sich hinwälzenden Strome nach dem ruhiger fließenden Wasser nächst dem Ufer, in wenig Minuten schaukelte es an dem letzteren dicht hin, bis es endlich fest lag.

„Halten sich die gnädige Frau Gräfin nur immer an mich,“ sagte Christiansen, indem er sich den Koffer auf die Schulter hob, „wir haben nur ungefähr dreißig Schritte bis zum Wagen.“

Stumm wie bisher folgte Gräfin von Cossell der Weisung ihres treuen Dieners; das Schnauben zweier Pferde in der Nähe des einzeln am Ufer gelegenen Hauses bestätigte dessen Worte.

Ein Mensch mit einer Laterne war beim Aufsteigen behilflich, und nach einer kurzen Weile rollte das Fuhrwerk durch die Nacht hin und bog, als es die hohe Straße am Ufer erreicht hatte, in den stillen Wald ein.

Von den Thürmen der nahen Hauptstadt schallte den Flüchtigen der volle Glockenschlag der ersten Stunde des neuen Tages nach.

Ende des zweiten Theiles.

Druck von E. H. R. Roempler in Dresden.

Lubojatzky, Franz Anton,

Schloss Stolpen oder Erinnerungen aus dem Leben der Gräfin von Cossell
Historischer Roman von Franz Lubojatzky

Bd.: 2

Dresden 1853